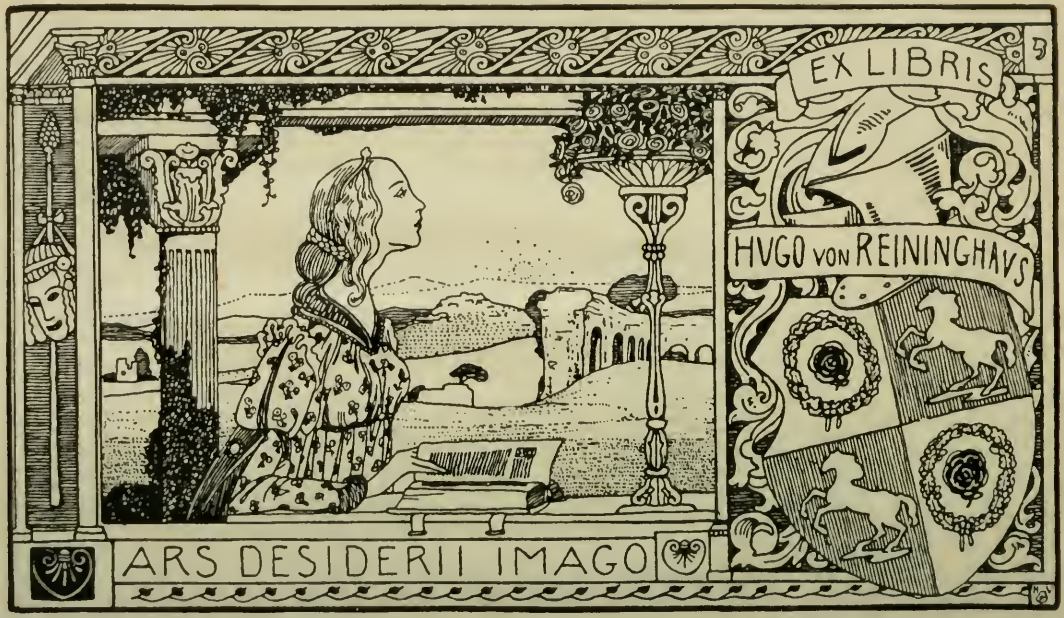
3 1761 07165020 4

Mosaik.

Vermischte Schriften

von

A. F. v. Schack.


EX LIBRIS
HVGO VON REININGHAVS
ARS DESIDERII IMAGO

HUGO von REININGHAUS

Mosaik.

Vermischte Schriften

von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Stuttgart 1891.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

PT
2461
S7M6

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

		Seite
1.	Die Totenbestattung	1
2.	Die Enthusiasten	31
3.	Maria la Blanca	97
4.	Auf der Akropolis	125
5.	Vaucluse und Erinnerungen an Petrarca	173
6.	Ein sizilianischer Sänger	267
7.	Litterarische Erinnerungen	281
8.	Die Araber in Frankreich, der Schweiz und Savoyen	305

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/mosaikvermischte00scha

Die Totenbestattung.

Wenn wir dem Ursprung des Lebens auf der Erde nachforschen, müssen wir uns an eine Zeitrechnung gewöhnen, in welcher Jahrtausende nur als Sekunden zählen. Kein sterblicher Blick vermag den grenzenlosen Nebel zu durchdringen, der sich um uns breitet. Aeonenlang hat unter ihm eine wüste, gestaltlose Masse, aus welcher sich nach und nach unser Planet zu seiner jetzigen Form gebildet, in wallendem, halbflüssigem Zustande gelegen. Denken wir uns nun, wir seien Wesen von unendlicher Lebensdauer und mit unermeßlicher Sehkraft, so würden wir nach unberechenbar langen Zeiträumen den Nebel sich nach und nach lichten und den Himmelskörper, der sich allmählich zu unsrer Erde gestalten soll, in dämmernden Umrissen durch die wallenden Dünste aufragen sehen. Schweigen des Todes breitet sich unter uns, ein matter, einförmiger Schein ist über unermeßliche Flächen ausgegossen; in endlos langer Folge reihen sich, jede in äonenlanger Dauer, jene vorhistorischen Perioden aneinander, welche die Wissenschaft mit den Namen der silurischen, triassischen u. s. w. bezeichnet.

Hier wogen und fluten unermeßliche Wassermassen; Inseln, Vorgebirge und Kontinente tauchen bald aus diesen empor, bald werden sie wieder von den Wellen verschlungen. Nach und nach gewinnen die Formen bestimmtere Gestalt; die Kontinente ringen sich aus der Tiefe los, die Ozeane fügen sich in festere Grenzen, und soviel unser Blick durch die Risse der dichten Dunsthülle zu erspähen vermag, sieht er Ströme ihre ungeheuren Wassermassen hier zwischen hochragenden Felsengebirgen, dort zwischen grünen Savannen dem Ozean zuwälzen. Wir glauben, aber nur in schwanken, ineinander zerrinnenden Umrissen, vielfache Formen des Lebens zu gewahren, unbestimmte Massen vorüberschwanken, dann wieder in der Dunsthülle verschwinden zu sehen. Sind es nur Schatten von Nebelgebilden, welche das einbrechende Licht nach unten wirft? Sind es nie gesehene Riesentiere, die Beherrscher dieser wunderbaren Welt? Rauchsäulen flammender Vulkane mengen sich mit dem Dunst, um alles wieder in Nacht zu hüllen. Wenn der Nebel sich lichtet, glauben wir, noch zweifelnd, ob der Blick uns nicht getäuscht, Wesen zu erkennen, deren Gestalt der unsrigen gleicht. Im steten Kampfe mit den Tierkolossen und mit der sie umgebenden gigantischen Natur, die sie bei jedem Schritte zu zermalmen droht, ringen sie Stunde für Stunde ihr Dasein mühsam dem Untergange ab. Hier begräbt sie der Gipfel eines himmelhohen Berges unter seine zusammenstürzenden Massen, dort reißt die zum Weltorkan aufgepeitschte Meerflut,

ganze Erdstriche in ihre Tiefen verschlingend, sie in den Untergang. Jahrhunderttausende hat dieses Schauspiel gewährt, dann kommt ein Wandel in die Scene. Begraben in den Flözschichten der Berge, in den Abgründen der Ozeane liegen viele Lebewesen der früheren Welt. Die Rinde des Planeten ist erstarrt, eine weite Decke von Eis und Schnee hat sich über ihn von Pol zu Pol hingebreitet. Zerronnen ist die Dunsthülle. In ewig hellem Lichtglanz strahlen von der blauen Himmelsdecke Sterne herab, die vielleicht schon lange erloschen waren, als ihr Schein nach jahrhunderttausendlangem Fluge die kleine Erde erreichte. Auf diesen unermeßlichen Schneeflächen, welche die ganze Erde überziehen, erkennen wir deutlich die Vorfahren unsres Geschlechts. In Felle gehüllt, auf von Renntieren gezogenen Schlitten ziehen sie rastlos von Pol zu Pol, um durch die Flechten und Moose der aus den Gletschermassen aufragenden Felsen oder durch Pfeile, die sie dem fliehenden Wanderhirsch und Elentier nachsenden, die spärliche Nahrung jedes Tages zu erringen. Scharen von gierigen Wölfen folgen den Fliehenden und die Blutspuren im Schnee, die Knochen, welche rings den Boden bestreuen, zeigen, wie viele ihrem Blutdurst erlegen. — Wieder kommt ein Wandel in das Bild. Nach Perioden, für deren Dauer es unserm Zeitsinn am Maßstabe fehlt, sind die Eismassen wieder zerronnen. Tropische Sonnenglut hat die Erde mit überreichem Pflanzenwuchs umkleidet. Nur himmelhohe Berggipfel strahlen im Glanze ewigen Eises. Allhin über die Erde haben sich die Ge-

schlechter der Menschen verbreitet, aber im Kampfe mit einer übermächtigen Natur und mit Riesentieren, welche die eigentlichen Herrscher der Erde sind, vermögen sie sich nur mühsam zu erhalten. Kolossale Dinotherien drohen sie unter ihren Hufen zu zerstampfen; von den Gipfeln der Felsen lecken die Guanas, die gigantischen Eidechsen der Urwelt mit den gierigen Zungen nach ihnen; tief in den Bergesschluchten, in Höhlen, unter den Betten der Ströme suchen sie Zuflucht vor den Ungeheuern. Dort findet man noch die Skelette dieser Urweltsöhne um einen Steintisch hingelagert, wo eine grause Mahlzeit gehalten worden; dort erblickt man auch die ältesten Begräbnisstätten von Menschen, die bisher auf der Erde vorhanden gewesen. Wenn in der Eisperiode noch die Leichen im Schnee oder im Schlunde gieriger Untiere ihr Grab gefunden, so beginnt nun das Streben der Menschen den Resten ihrer Angehörigen sichere Ruhestätten zu bieten.

Beim ersten dämmernden Anbruch der Geschichte findet sich dies Streben übermächtig bei den Aegyptern, welche ihr Land in eine große Leichenhalle verwandelten. Mehr als vier Jahrtausende hindurch von dem König Menes bis zum letzten der Ptolemäer hat dieses Volk das Stromthal zu beiden Seiten seines heiligen Nils mit den schweigenden Geschlechtern seiner Toten erfüllt, so daß alle Lebenden, welche jetzt dies Land bewohnen, nur ein winziger Bruchteil der unzählbaren Scharen sind, welche in seinen unterirdischen Katakomben, in den Grüften seiner Pyramiden, den weiten Höhlungen

seiner Felsen begraben ruhen. Der Anblick jener ungeheuren Schar von Abgeschiedenen würde Schauder erwecken, wenn man diese in endlosen Windungen sich von den Mündungen des Nils bis in das Innerste Afrikas hinaufziehenden Grabstätten aufgedeckt sehen könnte; denn während die Leichen der andern Völker in ihre Atome zerbröckelt sind, äffen diese noch den Schein des Lebens. Obgleich die Augen in ihren Höhlen erloschen, die Glieder erstarrt sind, scheint dies Volk der Toten sich doch mit seinem Schicksal nicht zufrieden geben und auf ruchlose Weise dem allgemeinen Gesetze Trotz bieten zu wollen. Auch der Geringste der Aegypter konnte sich nicht mit dem Gedanken versöhnen, sein Leib werde in Staub zerfallen. Wenn die Pharaonen sich in eigene Riesenpyramiden betteten und die Vornehmeren in ausgezeichneten in die Felsen oder in den Erdboden gesprengten Hallen beigesetzt wurden, suchten selbst die Aermsten während ihres Lebens so viel zu ersparen, um einst ihre erstarrten Glieder mit balsamischen Flüssigkeiten durchdringen zu lassen und vor der Verwesung zu schützen. Neben Leichen der Mütter findet man noch solche von Säuglingen, die sie an ihre Brust drücken. Aber nicht allein die Menschen, auch die Tiere, die besondere Verehrung genossen, die Stiere, Ibisse, Katzen, Ratten u. a., wurden auf gleiche Weise vor dem Zerfallen ihrer Gestalt bewahrt. Es lag dieser Sorge für die Erhaltung der Körper der Abgeschiedenen der Gedanke zu Grunde, daß deren Seelen, welche von der Metempsychose von

Körper zu Körper getrieben werden, nach unendlichen Wanderungen von Generation zu Generation in ihre frühere Hülle zurückkehrten, welche daher vor dem Verfall geschützt wurde, um die früheren Bewohner, nachdem sie ihren Kreislauf vollbracht, wieder aufzunehmen. Daher war die Pflicht, für die Leichen zu sorgen, eine der heiligsten, und die Zahl der Diener, welche mit der kunstvollen Bemalung der Särge betraut waren, die Einbalsamirung und Bestattung der Abgeschiedenen besorgten, sowie darüber zu wachen hatten, daß die in den Grabstätten Gebetteten nicht in ihrem jahrtausendlangen Schlummer gestört würden, belief sich ins Ungeheure. Seit dem ersten grauenden Morgen der Geschichte — länger als irgend eine der andern Religionen — hatte dieser bizarre Fasching, wo der Tod die Maske des Lebens annahm, gewährt. Aber seine Fortdauer war davon bedingt, daß seine Heimat, das Nilthal, in strenger Abgeschiedenheit von allen andern Völkern beharrte. Wenn fremde Nationen in das Nilthal eindrangen und den tollen Mummenschanz gewahrten, der mit den Leichen von Tieren wie Menschen getrieben wurde und in dem einer Ratte, einem Ichneumon gleiche Verehrung gezollt wurde wie einem König der Rameſſiden, mußte sein Absterben beginnen, denn er verfiel dem Fluche der Lächerlichkeit. Als Cambyſes mit seinen wilden Perſerſcharen die Rieſentempel des hunderthorigen Theben zu Boden wälzte, drang er auch in die Grabhallen der Mumien, welche sich in endloſe Fernen in das libyſche Gebirge

hineinziehen, und riß die Deckel von den bemalten Särgen, in denen, die Hände auf der Brust gekreuzt, mit geschminkten Wangen und geschwärzten Augenbrauen, die Sprossen der alten Königsdynastien dem Tage ihrer Wiedererstehung entgegenharrten. Damit war der magische Ring gebrochen, an den die Fortdauer des alten Pharaonenreiches gebunden war. Wohl schleppte sich der frühere Kultus noch durch Jahrhunderte fort, festliche Chöre von Priestern und Priesterinnen glitten nach wie vor unter Feiergesängen auf buntbewimpelten Nachen unter den Palmen des geweihten Stromes dahin, noch führten einzelne Ortschaften erbitterte Kriege miteinander, weil die Bewohner der einen Katzen, der andern Krokodile als ihre Gottheiten verehrten. Allein seitdem nach dem Vorgange des Herodot mehr und mehr Fremde in das Land kamen und seine Heiligtümer mit profanen Augen betrachteten, mußte es scheinen, als ob dessen Bewohner eine abgeschmackte Farce aufführten. Aber, obgleich man ein mitleidiges Lächeln kaum unterdrücken kann, wenn man an die Wahnvorstellungen denkt, aus welchen die ägyptischen Monumente, ihre Tempel und Grabdenkmale hervorgegangen, so haben sie doch durch das Imposante und Geheimnisvolle, das an ihre Erscheinung geknüpft ist, der Folgezeit lebhaftes Interesse eingeflößt. Schon die Römer führten die Obelisken trotz der ungeheuren Wucht auf eigens dazu gebauten Schiffen in ihre Hauptstadt, um deren Plätze damit zu schmücken. Und nachdem dieselben im Mittelalter unter dem Schutt

der gestürzten Tempel begraben worden, blicken sie nun wieder von den Hauptplätzen der ewigen Stadt auf die Beschauer nieder. Ihre geheimnisvolle Hieroglyphenschrift, die fast zwei Jahrtausende hindurch auf die vorüberschreitenden Generationen hinabgeschaut, ohne ihren Sinn dem Verständnis zu erschließen, hat durch unsre Gelehrten wieder ihre Bedeutung gewonnen. Mehrere solcher Riesensäulen ragen auch in andern Hauptstädten Europas empor, und in einem heißen Sommer sah man Eidechsen, wie sie nur im Pharaonenlande heimisch sind, die mit dem Obelisken von Luxor, in dessen Rissen sie sich verkrochen, nach Paris herübergekommen, auf dem Konkordienplatz sich in der Julisonne wärmen. Wie aber in den Hauptmuseen Europas, besonders zu Turin, Berlin, London und Paris so viele Denkmale des Nillandes aufgehäuft sind, daß man, wenn man sie durchschreitet, glauben kann, in Memphis oder Abydos zu wandeln, so schlummern dort auch in ihren Byssusgewanden zahlreiche Bürger des ältesten Reiches der Welt, der Stunde harrend, wo der lebenspendende Hauch wieder ihre starren Glieder erwecken soll, damit sie einen neuen Kreislauf durch die Welt der Körper beginnen.

Von wie anderem und höherem Geiste fühlen wir uns angeweht, wenn wir uns aus den ägyptischen Grabhöhlen und Tempeln zu der Religion der Iranier wenden, welche man, da die christliche nur in ihrem ersten Anfang, aber unmöglich in ihrer früh eingetretenen Entstellung so genannt werden kann, wohl als die reinste

und edelste der Welt bezeichnen darf. Am frühen Hintergrunde der Zeiten erschien Zoroaster, von den Höhen des ewig schneegekrönten Paropamisus das Lichtgesetz in das Sonnenland Iran herabzutragen. Er lehrte nicht eitle Formen und Bräuche, nur reinen Lebenswandel, Milde und Liebe gegen alle Wesen, die sich nicht in Dienst des ruchlosen Ahriman begeben haben. Als Boten sandte er seine Schüler aus, daß sie das Land durchwandelten, die Ströme und die Pflanzen segneten und das Wasser der Bergesquellen auf die Neugeborenen sprengten, damit sie rein würden gleich ihnen. Auf den Höhen aber zündeten sie an jedem Morgen Opferflammen, die den guten Geist, den in Glanzesfülle thronenden Ormuzd, feierten. Noch höher jedoch auf den Bergesgipfeln waren die Stätten, an welchen die Verstorbenen nicht begraben, sondern unter dem freien Himmel ausgesetzt wurden, damit die Seele den verwandten Gestirnen zueilen könne. Welch ein Abfall von dieser uralten heiligen Religion, die jahrtausendelang in einem weiten Ländergebiet geherrscht hatte, zu dem rohen Mohammedanismus, der ihren Bekennern bis auf wenige noch heute in verschiedenen kleinen Kolonien wohnende Feueranbeter nach dem Sturze der letzten Sassaniden mit Feuer und Schwert die Glaubenssatzungen des Korans aufzwang.

Schwerlich in viel günstigerem Lichte als die letztere erscheint die Religion der Hebräer mit ihrem starren Formelwesen und ihren engherzigen Satzungen, die eine Scheidewand zwischen diesem kleinen Menschenhaufen und

allen übrigen Erdbewohnern ziehen. Es ist zu verwundern, daß aus der Mitte dieses Völkchens, welches unter einem so beschränkten Horizonte lebte, doch herrliche Geisteserzeugnisse entstehen konnten, welche die Bewunderung aller Zeiten bilden werden. Aber auch in diesen, so hochherrlich sie sind, macht sich doch ein beschränkter Geisteshorizont bemerkbar, der alles nur auf den kleinen Erdstrich am Mittelmeer und auf die engen Schranken eines Menschenlebens bezieht. Denn was hierüber hinaus liegt, ist nur der Fluch oder Segen des bösen oder guten Thuns, der auf die Kinder oder Kindeskinder übergeht. Der düstere Scheol, in den die Abgeschiedenen hinuntersteigen, erscheint aber in einem tläglichen Licht gegen die hohe Ahnung der Unsterblichkeit, die selbst viele Weise der alten Griechen und Römer ausgesprochen haben.

Freilich wurden auch unter ihnen Stimmen laut, welche von dem Düstersten, was die moderne pessimistische Weltanschauung ausgesprochen, nicht überboten werden. Schon der alte Homer sagt, daß die Geschlechter der Menschen den Blättern des Waldes glichen, die im Herbst zur Erde rauschen und vom Winde verweht werden. Eine berühmte Stelle des Sophokles, welche übrigens wohl nicht die Lebensanschauung des Dichters', sondern nur die ihn in jenem Moment der fraglichen Handlung erfüllende Empfindung des Chors ausdrückt, preist es als das beste Schicksal, nicht geboren worden zu sein, oder doch früh in den Tagen der Kindheit zu sterben. Eine von den in der Anthologie enthaltenen Grabschriften,

welche zu den schönsten Gedichten dieser unschätzbaren Sammlung gehört, lautet so:

„Ewige Zeiten entflohn, o Sterblicher, eh' du zum Taglicht
Aufstiegst; ewige Zeit weilst du in Aides Reich.
Was denn bliebe dem Leben zurück? Ein unendlich Geringes,
Kaum ein Pünktchen vielleicht, oder was kleiner noch ist,
Kurz und kärglich zusammengedrängt und das wenige selbst ist
Leer an Genuß und schier bittrer als feindlicher Tod.
Darum fliehe des Lebens Orkan und laufe wie Pheidon,
Knitos rüstiger Sohn, ein in den Hafen der Ruh!"

Wir lesen von dem Philosophen Hegesias, er habe seinen Zuhörern die zahllosen Leiden des menschlichen Daseins auf so erschütternde Weise vor die Seele zu führen verstanden, daß viele derselben sich infolge davon freiwillig den Tod gaben.

Schon eine freundlichere Anschauung gibt sich in der Geschichte kund, wie die vornehmsten Bürger Athens ihre Lieblingskinder zu einer Opferfahrt nach Delphi sendeten und die Knaben sämtlich angesichts der Küste mit dem Schiffe untergingen, so daß sie von den tosenden Wellen verschlungen wurden, worauf ein Götterspruch den betrübten Eltern den Trost spendete, es sei das größte Glück, in der Blüte der Jahre zu sterben. Aehnlichen Sinn hat die Erzählung von Kleobis und Biton, welche sich an einem Festtage vor den Wagen ihrer Mutter, einer Priesterin der Juno, spannten und sie zum Tempel zogen. Da flehte diese zu der Göttin, den Söhnen für ihre Frömmigkeit den größten Lohn zu gewähren, der den Menschen zu teil werden könnte. Juno aber ließ

die beiden frommen Söhne in jener selben Stunde eines sanften Todes sterben. Vielfach und schon früh wurden Stimmen solcher laut, welche dem Tod als dem Ende alles Daseins fest ins Auge sahen. So läßt Xenophon den sterbenden Cyrus sprechen: „Als Knabe und Jüngling, als Mann und Greis habe ich alles Gute erlebt und genossen, was man nur in einer dieser Perioden des menschlichen Daseins erleben und genießen kann. Meine Kräfte und mein Glück nahmen mit den Jahren dergestalt zu, daß ich kaum den Uebergang von der Jugend zum Alter erlebt habe. So weit meine Erinnerung reicht, habe ich nichts gewünscht, auch nie etwas unternommen, was nicht ein günstiger Ausgang gekrönt hätte. Mein zuvor unbekanntes Vaterland habe ich durch ganz Asien berühmt gemacht. Mein ganzes bisheriges Leben war so glücklich, daß ich noch immer etwas zu erleiden fürchtete, was die ununterbrochene Fortdauer meiner Heiterkeit bis ans Ende meiner Tage unmöglich machen könnte. Aber jetzt bei meinem herannahenden Tode verlasse ich euch, meine Kinder, ebenso wie die Götter euch mir geschenkt haben und ebenso mein Vaterland, sowie meine geliebten Freunde in einem beneidenswerten Zustande der Glückseligkeit. — Ich habe mehrere Gründe, zu hoffen, daß meine Seele nach dem Tode des jetzt zusammenbrechenden Körpers nicht untergehen, auch die ihr eigenen Vorzüge nicht verlieren werde. Allein, sollte sie auch mit dem Leibe sterben, so vermag auch dies Schicksal mich nicht niederzuschlagen. Was könnte einem Menschenfreunde

süßer sein, als die Vorstellung, wieder mit der Erde vereinigt zu sein, die alles Gute und Schöne erzeugt, ernährt und ihn selbst so lange getragen und erhalten hat?"

In Platons Phädon sagt Sokrates: „Ich würde mit Recht wider die mir bevorstehende Todesart aufgebracht sein, wenn ich nicht so fest von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt wäre. Jetzt aber gehe ich freudig und mit der großen Hoffnung, in einen bessern Zustand versetzt zu werden, dem Tode entgegen, weil ich weiß, daß er mich in die Gesellschaft eben so guter Götter und besserer Menschen, als ich hier verlasse, führen wird."

In demselben herrlichen Dialog Phädon, welcher ganz der Unsterblichkeitslehre gewidmet ist, sagt Platon: „Wenn die Wahrheit in der Erkenntnis unveränderlicher, ewiger und unumstößlicher Begriffe und Sätze, Glückseligkeit in einer Annäherung zur Gottheit oder in einer Gleichheit mit ihr besteht, so erreichen wir beide, nach denen wir uns im Leben doch so sehr sehnen, entweder gar nicht oder wir gelangen zu ihrem Besitze erst in einer bessern Welt, in die der Tod uns hinüberführt. Auf dieser Erde wird unser unsterblicher Geist durch die heftigen Eindrücke von Schmerz und Vergnügen, die die äußeren Sinne erschüttern, und durch die unbändigen Leidenschaften, die die irdischen Scheingüter erregen, in einem beständigen Taumel erhalten und von der Aufsuchung der ewigen und unveränderlichen Wahrheit zurückgezogen. Alle unsre Sinne sind ebenso trüglich, als die Gegenstände außer ihnen unwahrnehmbar sind. Jene

dringen nicht in das innere zusammengesetztere Wesen, deren Oberfläche sie nicht einmal auf eine gleichförmige Art wahrnehmen, und diese sind in unaufhörlichen Verwandlungen, nichts als fließender Staub, ohne feste unverlierbare Eigenschaften. Alle Kenntnisse also, die unsre Sinne uns liefern, sind nichts als Tand, als betrügerische Täuschungen, die eine nach Wahrheit dürstende Seele unmöglich befriedigen können."

Eine freundliche Aussicht auf den Tod, als das zu ersehnende Ende aller Trübsal, eröffnen manche Gedichte der Anthologie.

„Saon, Dikons Sohn, der Akanthier, schlummert im Grab hier.
Heiligen Schlaf, nicht Tod, nenne der Seligen Ruh."

Auf den Tod eines Jünglings:

„Neidisch entführte der Tod in erblühendem Alter den Jüngling,
Eh' ihm wolliger Flaum rötend die Wangen umzog,
Manches begonnene Werk vielkundiger Hände verlassend.
Ach, welch herrliche Saat mähtest du, neidischer Gott!
Leicht umfaß, o Erde, mit liebendem Arm Akylinos
Holde Gestalt und umher kränze mit Blumen das Grab,
Blumen, am Indos erblüht, und Arabiens süßen Geschenken,
Daß wohlriechender Duft steige am Hügel empor,
Allen verkündend, es schlummere hier der Unsterblichen Liebling
Opfer und Weihrauchs wert, aber dem Jammer entrückt."

Epikur sagt: „Der Tod, den man mit solcher Uebertreibung das Schrecklichste unter allen Schrecken genannt hat, kann uns Lebende gar nicht treffen; wenn er ist, so sind wir nicht mehr; und solange wir noch leben,

ist er nicht da. Er kann also weder Lebenden noch Toten Uebel zufügen, weil er nicht existiert, solange jene noch sind, und diese noch nicht da sind, wenn er sich einstellt. Er ist daher niemals ein gegenwärtiges, wahres Uebel und nichts ist daher unvernünftiger und widersinniger, als Furcht vor einer künftigen Veränderung, die uns selbst alsdann, wenn sie da ist, kein Leid zufügt."

Als Diogenes von Sinope seinen Tod herannahen fühlte und von seinem Arzte befragt wurde, wie er sich befinde, erwiderte er, daß ein Bruder, der Schlaf, den andern, den Tod, zu umfangen beginne.

„Möge der Tod, sagt Seneca, das Ende alles Lebens oder der Anfang eines bessern sein, so ist es immer unerträglicher Stolz, wenn man sich einem allgemeinen Gesetze der Natur entziehen will, die alles, was sie geschaffen, auch wieder zerstört, und eben dahin zurücknimmt, von wo sie es hervorgezogen hatte. — — —

Wenn dir jemand eine Reise in eine große herrliche Stadt anböte, aber zuvor alle ihre Schönheiten und Vergnügungen sowohl, als ihre Mängel und Unbequemlichkeiten hervorhöbe, so würdest du kein Recht mehr behalten, dich über widrige Zufälle, die dir begegnen könnten, zu beklagen. — Ebensowenig dürfen wir den Tod zum Anlaß von Vorwürfen wider die Natur machen, da sie nur unter dieser Bedingung sich bereit gefunden hat, uns alle Freuden des Lebens empfinden zu lassen, damit wir andern den Genuß derselben wieder abtreten sollen."

Die Lehre der Unsterblichkeit, die in den angeführten Stellen der Alten nur vereinzelt zu Tage kommt und oft von dem Gedanken an einen ewigen Untergang des Geistes nach dem der Materie erstickt wird, bildet den Mittelpunkt der eleusinischen Geheimnisse. Proserpina, dem Licht und der Oberwelt geraubt, wurde die Königin des Schattenreiches und die Hüterin jener Mysterien. Auf antiken Vasen erblickt man sie, wie sie einen eben aus der Oberwelt in das dunkle Reich herabgestiegenen Jüngling empfängt, welchen ihr ein geflügelter Genius zuführt. Diese und ähnliche Darstellungen sind so reizend, daß sie uns mit Sehnsucht nach solchem von allen Erdenleiden befreiendem jenseitigem Dasein erfüllen könnten. Wie viel lockender sind solche Vorstellungen als jene überschwenglichen unverstandenen Entzückungen, die uns nach Schiller in dem jenseitigen Dasein erwarten sollen!

Zu dem Herrlichsten, was uns aus dem großen Altertum aufbewahrt ist, gehören die Chöre der in die Mysterien Eingeweihten aus den Fröschen des Aristophanes, der sich hier, wie in andern Partien seiner Lustspiele als ein selbst dem Aeschylus, Dante und Shakespeare nicht weichender Dichter offenbart. Als in dieser herrlichen Komödie Dionysos und Xantias nach der Ueberschiffung des Styx am jenseitigen Gestade landen, erblicken sie duftende Fackeln, deren Schimmer einen Myrtenwald erhellt; sie hören den Klang von Flöten und Gesang. Es ist die Hymne der Eingeweihten von Eleusis, welche die Mysterien feiern.

„Jacchos, der du weilst auf dem vielherrlichen Wohnsitz,
Jacchos!
Jacchos, Jacchos!
Komm herbei zu dem Chortanz auf der Blumau in den
Schwarm deiner Geweihten,
Und im Schwung schüttle den vollbeerigen Kranz, der von
Myrten duftend
Dir ums Haupt schwillt; mit dem Fuß keck aufstampfend
Zu dem regellos neckisch sich entwirrenden Festreihn,
Der in holdseliger Anmut und Unschuld sich bewegt
Mit entsündigten Geweihten.

Auf! Auf denn! In der Hand schwingend die Glutfackeln
daher wandelnd kommt er:
Jacchos, o Jacchos!
Nächt'ger Feier ein lichtsprühender Stern; sieh, wie die
Au flimmert von Funken,
Und dem Greis auch sich das Knie schwingt und er schleu-
dert weg die Sorgen
Und die Last alternder Jahre
In der heiligen Festlust. Nun, so führe, o Sel'ger,
Mit der Fackel voranleuchtend, zu dem Sumpfblumengefild
Hin die reih'nschlingende Jugend!

Und wandelt all' ihr furchtlos
Zu den blumigen Gründen der Wiesen
Aufstampfenden Fußes hinab
Und verspottet, was kommt,
Mit Scherzen und höhnischem Necken.

So laßt uns auf die Rosenau'n,
Die Blumenwiesen wallen,
Und scherzen nach altem Brauch
Im lieblichen Reigentanz,
Den segnende Göttinnen,
Die Mören, vereinen.

Denn uns allein scheint Helios
Und heitre Tageshelle,
Nur uns, den Geweihten, die
Stets frommen Gebrauch geübt
An jeglichem Fremdling wie
An Söhnen des Landes."

Wenn höhere Ideen vom Jenseits bei den Griechen nur als eine Geheimlehre in den Mysterien walteten, sich nur vereinzelt in den Ausstrahlungen des Geistes derjenigen Hellenen kundgeben, die sich am höchsten über die im Volke herrschende Weltanschauung erhoben, so bilden sie dagegen im Christentum den Mittelpunkt und erheben dasselbe trotz aller Entstellungen hoch über die Religion der Juden, aus welcher es hervorgegangen. Man könnte jedoch sagen, Jahrhunderte hindurch sei der Unsterblichkeitsglaube zu sehr in den Vordergrund gestellt worden.

Der Gedanke an den Tod und die Furcht vor den Schrecknissen, zu denen er führen konnte, war lange Zeit hindurch so übermächtig, daß das Leben beinahe von ihm erdrückt wurde. Und bei diesem Gedanken standen vielmehr die Qualen und die Schrecknisse, die uns in einem künftigen Leben erwarteten, im Vordergrunde, als die Wonnen, auf die man hoffte. Man betrachte nur eines der vielen mittelalterlichen Bilder, welche das jüngste Gericht oder wie Dantes Komödie, Hölle, Fegfeuer und Paradies, vorstellen. In wie lebendig sinnlicher Weise, die uns noch heute Schrecken einflößt, sind darauf die Leiden der Verdammten in allen möglichen von einer

heutigen Phantasie kaum noch zu erdenkenden Martern dargestellt, während die Wonnen und Entzückungen des Paradieses, die der Pinsel in dem obern Raum derselben Bilder vorzuführen strebte, doch nur matt und einförmig erscheinen. Der Gedanke an das künftige Dasein und die Furcht vor dessen Schrecknissen vernichtete beinahe die Freude an dem jetzigen. Da die Begräbnisplätze fast ausschließlich innerhalb der Städte waren, mußten die Kirchen und die sie umgebenden Friedhöfe binnen kurzem eine größere Bevölkerung von Toten zählen, als die Städte lebende Bewohner hatten. Denn nur wenige und Auserwählte konnten in Grabkapellen vor den Altären eine Ruhestätte finden, wo das blasse Licht einer ewigen Lampe mit mattem Schein auf sie herniederzitterte. Die ungeheure Mehrzahl wurde in den Gotteshäusern selbst unter Steinplatten oder in den Friedhöfen, welche in deren Nähe lagen, bestattet. Dadurch entstanden die furchtbaren Seuchen, welche fast in jedem Jahrzehnt ihre schrecklichen Triumphzüge durch alle Städte der Christenheit hielten, und um das Unheil zu vermehren, neue Leichenhaufen zu den andern, welche der Boden kaum noch fassen konnte, fügten. Der Gedanke an den Tod gewann dergestalt eine Allmacht über die Gemüter, daß das Leben dagegen gleichsam zu einem blassen Schattenbilde wurde. Es begannen gegen das Ende des Mittelalters die grausen Totentänze, deren Bilder auf uns noch in fratzenhaften Gestalten in den Mauern einiger Friedhöfe, z. B. derer zu Basel und zu Lübeck, herabstarren, die aber ursprüng-

lich mimische Darstellungen waren. Während die Pest und andre furchtbare Epidemien die Bevölkerung dezimierten, hielten Scharen von Bürgern in Vermummung Umzüge durch die Gassen und Kirchen und führten Tänze auf, bei denen sich das Grause mit dem Lächerlichen vereinigte und die bizarren Vermummungen, verbunden mit den von den Tänzern angestimmten Reimversen die Lachmuskeln anregen würden, wenn sie nicht vor Entsetzen erstarrten. Allen diesen mimischen Darstellungen liegt die Idee zu Grunde, daß Freund Hein der allmächtige Herrscher der Erde, und sämtliche Staubgeborene vor ihm gleich seien. Voran tanzt der Knochenmann, die Fiedel in den Händen und lädt den heiligen Vater zum Reigen ein. Wie dieser folgen sein Kardinäle mit halb gravitätischen, halb grotesken Bewegungen wider Willen. Dreister noch springt dann der Knochenmann rittlings auf die Schultern des Kaisers und entwendet ihm seine Krone. Weiter macht er die Runde bei dem König, welcher, sich sträubend, nachfolgt, der Kaiserin, den Bischöfen, den Großen des Reiches u. s. w. Wenn er bei den untern Würdenträgern anlangt, übernimmt er die Rolle, welche der Narr in den Mysterien des Mittelalters spielt und welche geadelt noch bei den spätern englischen und spanischen Dramatikern vorkommt. Den Lenker des Klosters mit einem mächtigen Leibesumfange und einem dreifach gestaffelten Kinn beraubt er seiner Ordensmütze und zerrt mit lächerlichen Bewegungen an seinem geistlichen Gewande, es ihm abzureißen u. s. w.

Es sei mir erlaubt, eine Erinnerung aus längstvergangener Zeit einzuflechten, die, wie ich glaube, hier am Platze sein wird. Es war gegen Ende des Winters, als ich mich in Paris befand und durch verschiedene Umstände verhindert war, die französische Hauptstadt zu verlassen, obgleich der Aufenthalt daselbst gerade in jener Zeit nicht besonders angenehm schien. Die Cholera nämlich richtete fürchterliche Verheerungen dort an. Trotz des Schreckens, der viele erfüllte, ließ ein großer Teil der Bevölkerung sich nicht in den Freuden des Karnevals stören, der sich in entfesselter Lust nicht nur in den Wirtshäusern, sondern auch auf den Straßen und Plätzen durch das bunte Maskengetreibe verriet. Es ist seltsam, wie gerade in Zeiten des größten öffentlichen Jammers und während des ärgsten Notstandes eine rasende Vergnügungslust sich der rohen Menge bemächtigt. Was Boccaccio von den frohen Gesellschaften erzählt, die sich zu der Zeit, als der schwarze Tod die furchtbarsten Verwüstungen zu Florenz anrichtete, in der Villa am Abhang des Hügels von Fiesole lustige Geschichten erzählten, ist nur ein schwaches Beispiel davon; es gibt stärkere. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, als das Schwert, die Hungersnot und ansteckende Seuchen zwei Dritteile der Bevölkerung hinwegrafften, und, wie ein Augenzeuge erzählt, die halb verhungerten Kinder wie eine Schafherde vor die Thore der Städte geführt wurden, wo sie mit rasender Begierde über die spärlichen Grashalme herfielen, welche dem verwüsteten Boden entkeimten, herrschte eine

tolle Vergnügungssucht unter der Bevölkerung, die sich in zahllosen Tanzfesten und darin kundgab, daß die fast durchgehends verarmten Bürger der Städte ihr letztes Geld ausgaben, um sich in ausschweifender Modetracht mit bunten Goldflittern zu behängen. Nie waren die Theater von Paris so überfüllt, wie unter der Schreckensherrschaft Robespierres und Marats. Nicht nur zu diesen Schauspielen drängte sich die Menge dermaßen, daß täglich Tausende von den Kassen zurückgewiesen werden mußten, sondern auch unmittelbar neben der Guillotine, auf welcher die Häupter Ludwig XVI. und Marie Antoinettes fielen, wurden Schaubuden aufgeschlagen, vor denen nach Beendigung des Blutschauspieles die vergnügungssüchtige Menge begierig saß, um sich an den Sprüngen tanzender Affen und Hunde zu weiden. Von etwas Aehnlichem, wenn auch in vermindertem Grade, war ich um die genannte Zeit Zeuge. Wie ich schon an andern Orten und Perioden, als der Würgengel aus Indien seinen Triumphzug durch Europa hielt, bemerkte, ließen keine Dünste, welche die reinen Lüfte getrübt hatten, ahnen, welch ein unheimlicher Gast seinen Einzug in die Stadt gehalten habe. Die Luft war klar und rein und oft hätte man glauben können, der Frühling habe schon seinen Einzug in die Straßen gehalten, wenn nicht hie und da noch Schneegestöber an den noch nicht beendeten Winter gemahnt hätten. An einem milden Abend war ich eben die Straße St. Honoré hinunter geschritten und sah mich plötzlich, ohne daß ich meinem Gange ab-

sichtlich eine bestimmte Richtung gegeben hätte, in der Nähe des Kirchhofs Père la Chaise, der sicher einer der schönsten der Welt ist. Da ich schon so weit gekommen, konnte ich mich nicht entschließen umzukehren und ging das Grab eines Mannes zu besuchen, der meiner Erinnerung teuer war. Es hatte schon zu dunkeln begonnen, als mir auf dem Rückwege nicht fern vom Ausgange des Friedhofes ein langer Zug von Leichenwagen begegnete, die in endlosen Reihen durch die Straße herankamen, um die Opfer, welche der Seuche am vorhergehenden Tage erlegen, zur letzten Ruhestätte zu bringen. Nachdem ich mich lange jedes Gedankens an die Trauerscenen, deren Schauplatz damals Paris war, entschlagen hatte, bemächtigte sich derselbe plötzlich meiner mit fürchterlicher Gewalt. Die Führer des Trauerzuges mit ihren Fackeln, die Wagen und die Bahren schwankten wie Spukerscheinungen der Unterwelt vor meinem Blick und mit Entsetzen glaubte ich dazwischen die Figuren des Karnevals: Truffaldin, Pantalon, Harlekin und Brighella, im grausen Mummenschanz hin und her hüpfen zu sehen. Der ganze weite Kirchhof schien mir binnen kurzem von den Gestalten derer, die in die Gruft gescharrt werden sollten, und den Lebenden, die sie auf dem letzten Gang begleiteten, erfüllt zu sein. Aber die letzteren flößten mir noch tieferes Grausen ein, indem ich dachte, wie auch sie in ihren buntscheckigen Maskenkostümen bald dort eingescharrt werden sollten. Noch lange nachdem ich wieder zu Hause angekommen, zitterten diese Gedanken

in mir nach. Ich dachte an die zahlreichen Fälle, von denen man täglich liest, wie Totgeglaubte, schon eingescharrt, wieder zum Leben erwacht und nur durch einen glücklichen Zufall, weil man Verdacht geschöpft, vom furchtbaren Schicksal eines grausen Sterbens in der Tiefe gerettet worden seien, wie aber dieses Schicksal unzweifelhaft noch fortwährend manche andre ereile. Und wie unzähligemal müssen erst in früheren Jahrhunderten, besonders in Zeiten großer Seuchen, solche Fälle gewesen sein, als die Totgeglaubten achtlos und in großen Haufen, ohne Untersuchung, ob wirklich jeder Lebensfunken aus ihnen entwichen, in die weiten Leichenäcker eingescharrt wurden! Noch lange Zeit nach diesem Erlebnis konnte ich nur mit Schauder an den Friedhöfen vorübergehen. Ich wurde zugleich aufmerksam darauf, wie auch die schönsten und besten von diesen, z. B. die italienischen und derjenige in München doch einen Dunst der Verwesung aushauchen, der bei längerem Aufenthalt in ihrer Nähe sicher Nachteil übt.

Möge denn das Jahrhundert, an dessen Ausgange wir stehen, nicht zu Ende gehen, ohne daß zum mindesten im größten Teile Europas die grause Sitte der Leichenverscharrung beseitigt wäre. Schwer läßt sich hoffen, daß bei den Anhängern des mohammedanischen Glaubens, welchen Schopenhauer nicht mit Unrecht nur als eine Sekte der beiden andern Religionen, welche heute die verbreitetsten in Europa sind, bezeichnet, und welcher sich leider besonders in das Innere von Afrika immer weiter verbreitet, so daß er bald mehr Bekenner zählen wird

als irgend eine andre Religion, dieser Brauch verschwinde. Denn der Islam mit seinen rohen und materiellen Vorstellungen über das jenseitige Leben wurzelt noch fest in den Seelen der Anhänger des Propheten, und wer je einen mohammedanischen Kirchhof besucht hat, weiß, mit wie brünstiger Andacht dieselben an den Gräbern ihrer Teuren knien, angstvoll erwartend, ob die Todesengel Monkir und Nekir nicht bald nahen werden, um das letzte Verhör mit den Entseelten anzustellen, das sie in die Wonnen des Paradieses einführen oder in die grausen Abgründe der Hölle stürzen soll. Aber der größte Teil der Bevölkerung Europas hat sich zu höheren Vorstellungen erhoben, und sicher würde schon im 16. Jahrhundert nach dem glorreichen Wiedererwachen der Künste und Wissenschaften eine Bewegung zu Gunsten der uralttheiligen Sitte der Griechen eingetreten sein, wenn nicht gegen Ende dieses Jahrhunderts die alte Finsternis wieder hereingebrochen wäre. Selbst wofern wir uns losreißen müßten von dem Gedanken an ein jenseitiges Leben, wenn ewige Vernichtung unser Los wäre, könnte dieser Gedanke nicht so furchtbar sein, wie derjenige, drunten im Schoß der Erde eine Speise der Würmer zu werden und mit unsern modernden Resten noch den kommenden Generationen die Luft zu verpesten. Der edle Dichter Ugo Foscolo hat in seinen „Sepolchri" geklagt: auch die Hoffnung, die letzte Göttin, fliehe die Gräber. Bei dem Gedanken an diese weiten Lagerstätten des Todes vermochte er sich nicht einmal zu der Anschauung zu erheben, welcher

Sokrates bei Plutarch so beredt Ausdruck gegeben hat: „Wenn auch," sagt dieser, „der letzte Moment des Lebens und der erste Augenblick des Todes der Beginn eines Zustandes ewiger Unempfindlichkeit sein sollte, so würde ich dennoch den Tod für einen großen Gewinn halten, weil er dann einer ruhigen traumlosen Nacht gliche. Wenn wir alle (und hier nehme ich selbst den großen König in Persien nicht aus) eine einzige Nacht unsres ganzen Lebens aussuchen, in der wir, durch keinen Traum gestört, sanft und tief geschlummert haben, so werden wir finden, daß alle übrigen Tage und Nächte unsres Lebens, die an Annehmlichkeit mit einer solchen Nacht zu vergleichen wären, sehr leicht gezählt werden könnten. Wenn also der Tod ein tiefer, alle Sinne des Menschen betäubender Schlummer ist, so sehe ich die ganze Ewigkeit von Zeit nach diesem Leben als eine einzige lange Nacht an, die ich in dem tiefsten und eben deswegen süßesten Schlafe zubringen werde." Aber die großen Entdeckungen der Naturwissenschaft in unsrer Zeit drängen uns eine neue höhere Ueberzeugung auf, wonach das Ende unsres Erdenlebens nicht das unsres Daseins ist. Es ist unmöglich, daß jene Macht, welche uns von den untersten Stufen an durch Jahrhunderttausende des Daseins geführt, die einen Plato und Phidias, einen Galiläi und Kant, einen Shakespeare und Goethe aus unsrer Mitte erweckt hat, uns nun plötzlich in die alte Nacht zurücksinken ließe. Nein, wir dürfen mit dem großen Freunde des letzteren sagen:

„Raphael, an deinem Arm, o Wonne,
Wag auch ich zur großen Geistersonne
Freudig den Vollendungsgang."

Mögen denn, da man sich von einem so alten Brauche nicht auf einmal ganz losreißen kann, diejenigen, welchen die Möglichkeit dazu gegeben ist, sich in den Kirchen vor den Altären oder eigenen Grabkapellen betten; doch sollten sie sich dabei bewußt sein, wie auch diese Ruhestatt keine sichere ist, wie die Gebeine so vieler deutschen Kaiser von den fränkischen Verwüstern der Pfalz aus der Gruft des Domes von Speier hervorgerissen und die Reste der Könige Frankreichs von den Unholden der Revolution aus ihrer Ruhestätte zu St. Denis heraufgewühlt worden sind, um Mummenschanz mit den halbvermoderten Knochen und den sie umhüllenden verblaßten Königsgewändern zu treiben. Die ungeheure Mehrzahl der Menschen aber, denen es nicht gestattet ist, sich solche gesonderte Lagerstätten über der Erde zu wählen, mögen ihre irdischen Reste, so wie es die Inder, die Hellenen und die Römer gethan, den reinigenden Flammen weihen. Es scheint in der menschlichen Natur zu liegen, daß man sich schwer von der Sitte losreißt, auch den irdischen Resten teurer Verwandten und Freunde, statt sie nur im Herzen und in der Seele fortleben zu lassen, eine körperliche Dauer zu verleihen. Wen dieses Gefühl beherrscht, der möge denn die Asche seiner Teuern an geweihten Stätten aufbewahren. Doch wird man sich dem Gedanken nicht verschließen können, daß dies immer nur eine beschränkte Zeit sein kann. Unzählbare Generationen der Menschen sind

schon dem allverheerenden Tod zum Opfer gefallen und der Staub ganzer Völker ist wieder so verwest, daß kein Atom von ihm übrig geblieben. Nur die Aschenkrüge, welche ihn einst aufbewahrt, haben noch der zerstörenden Zeit Trotz geboten, aber auch sie werden in Staub zerfallen. Dieser allgemeinen Vernichtung werden die Seelen der Weisen und Guten entronnen sein, und sie werden, durch die befreienden Flammen von den Erdenbanden gelöst, höheren und höheren Zielen entgegengehen.

Italien, diese große Mutter der neueren Kultur, ist auch das Land, das die uralte heilige Sitte der Totenverbrennung, welche von dem edelsten Volke der Erde gepflegt wurde, wieder in Europa einzuführen bestimmt scheint. Nachdem vor einigen Decennien die Leiche eines indischen Rajah an den Ufern des Arno, seiner letztwilligen Verfügung nach, in den Cascinen, wo ein Denkmal die Stätte bezeichnet, verbrannt worden, sind in der Stadt des Dante und Michel-Angelo von Jahr zu Jahr mehr dergleichen Feuerbestattungen begangen worden, und auch in Deutschland, obgleich die meisten Regierungen noch widerstreben, ist zu Gotha eine Freistatt errichtet worden, wo solche, die ihren Geist mit alter Philosophie und Dichtkunst genährt haben und denen der Gedanke ein tröstlicher ist, am Schluß ihres Lebens ein gleiches Asyl für ihre irdischen Reste zu finden, wie die Edelsten und Weisesten der Griechen es gefunden, dem Schicksal des Vermoderns im Erdenschoße entrinnen können.

Die Enthusiasten.

I.

Wie wohl die meisten derjenigen, welche schon eine beträchtliche Reihe von Jahren hinter sich liegen haben, beschäftige ich mich in Gedanken weit mehr mit den Erinnerungen an meine Jugend, als mit denen an irgend eine spätere Periode meines Lebens. Glücklich, wer wenigstens einen Teil der Wärme und Frische des Gefühls, die ihn ehemals beseelten, bis in sein Alter bewahrt! Glücklich schon, wer sich, wenn auch nur auf kurz, in geweihten Augenblicken, jene Zeit vorzaubern kann, und wen damit zugleich der Hauch der Begeisterung durchströmt, der ihn damals erfüllte. Ich kann den Himmel preisen, der mir dieses Glück gewährt. Nach allen bitteren und trüben Erfahrungen, die das Schicksal mir nicht erspart hat, werden mir doch, wenn auch nicht so häufig als in früheren Jahren, Stunden zu teil, wo derselbe Enthusiasmus mein Herz in gleich hohen Schlägen klopfen läßt wie im Jünglingsalter. Aber damit zugleich kommt auch die Erinnerung an teure Freunde, die von der gleichen Flamme der Begeisterung entzündet, sich in derselben verzehrten und früh zu Grunde gingen, be-

vor sie das Ziel ihres ungestümen Strebens erreichten. Oft standen, besonders in den schlummerlosen Nächten während einer Krankheit, die ich im vorigen Winter zu bestehen hatte, ihre Gestalten vor mir, und es war mir bisweilen, als mahnten sie mich, einiges von den Erinnerungen niederzuschreiben, die ich nach so vielen seitdem verflossenen Jahren noch so frisch in mir bewahrt habe, als wären sie von gestern. Es ist tief schmerzlich und fordert zu einer Anklage gegen den Ordner der Weltgeschicke heraus, daß nur selten dem, welchem der Trieb, Höheres in Kunst oder Dichtung zu leisten eingepflanzt ist, auch so viel Glücksgüter in die Wiege gelegt werden, daß er sich rückhaltlos der Ausbildung seines Talentes widmen könne. Sehr stark organisirten Naturen wird vielleicht die Kraft durch den Kampf, den sie zu bestehen haben, noch gestählt und sie dringen zu endlichem Siege vor, aber die Schwächeren, durch ihre Begabung vielleicht zu Hohem berufen, erliegen im Kampfe.

Zu diesen gehörte ein junger Mann, der, mittellos in der Welt dastehend, es doch durch ungeheure Anstrengung möglich gemacht hatte, sich ganz der Musik, zu welcher er ein ungewöhnliches Talent besaß, hinzugeben. Er bestritt, nachdem er sich zum Meister auf der Violine ausgebildet, seine Lebensbedürfnisse dadurch, daß er Unterricht gab oder, was ihm noch erwünschter war, Freunde des Klavierspieles mit der Geige accompagnirte. Sein heißes Streben war durch Zurücklegung der kleinen Summen, die ihm dies eintrug, so viel zu

erwerben, daß er unabhängig leben und sich ganz der Komposition widmen könne. Dies Ziel, nach dem er rang, lag ihm nicht mehr fern; die Zahl seiner Eleven wurde nach und nach eine große, und alle seine Tagesstunden waren besetzt. Mir, der ich beträchtlich jünger als er war, wurde er empfohlen, als ich einen Meister suchte, der mich beim Klavierspiel mit der Violine begleitete. Ich bedurfte sehr eines solchen, der den wilden Dilettantismus meines Spieles bändigte. Aber obgleich er strengen Tadel gegen mich nicht sparte, und dadurch meine Eigenliebe oft kränkte, gewann ich ihn doch bald lieb. Da ich die Musik nur als Nebenbeschäftigung getrieben und keine Ahnung von Kontrapunkt hatte, konnte ich mich keines sehr geläuterten Geschmackes rühmen, und viele Kompositionen, die mein neuer Freund, dessen Namen ich verschweigen und den ich nur Robert nennen will, als Schund bezeichnete, gefielen mir sehr. Doch war er nicht allzu einseitig und fügte sich darein, mit mir die damals allbeliebten glänzenden Duos von Beriot, Benedikt, Thalberg, Ed. Wolf u. s. w. über Opernmotive zu spielen. Bald indessen warf ich diese beiseite, als ich mit ihm die ersten der Beethovenschen Sonaten und in rascher Folge die andern vornahm. Besonders wurde ich nicht müde, die große in C-Moll, die an Herrlichkeit der Symphonie in derselben Tonart nicht nachsteht, so lange zu spielen, bis ich glaubte, mich in Konzerten damit hören lassen zu können. So weit verstieg ich mich nun zwar in meinem Ehrgeiz nicht, doch trug ich die Sonate in

einer Privatgesellschaft vor. Nach beendigtem Spiele trat die Gemahlin eines Diplomaten von hohem Range an den Flügel und sagte, nachdem sie mir Lobeserhebungen über mein Spiel gemacht, zu Robert, er möchte mir doch in Zukunft bessere Stücke zum Spielen empfehlen, im Grunde seien diese Kompositionen von Beethoven, Haydn, Mozart doch veraltet. Bei diesen Worten konnte sich mein Freund nicht halten; er sagte der Exzellenz (auf diesen Titel machten auch die Frauen von Gesandten Anspruch), wenn auch nicht mit demselben Worte, doch dem Sinne nach, sie sei eine Gans. Der Hausherr erteilte dem jungen Musiker eine Rüge, und da ich lebhaft seine Partei nahm, entstand ein Wortwechsel, der die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf sich zog und infolgedessen wir beide jenes Haus verließen, um es nie wieder zu betreten.

Im Theater suchte ich, so oft eine gute Oper gegeben wurde, einen Platz neben Robert zu bekommen, denn es war mir angenehm, durch ihn auf manche Schönheiten aufmerksam gemacht zu werden, die mir sonst vielleicht entgangen wären. Doch setzte er mich oft in Verlegenheit, und ich fürchtete, er würde sich Unannehmlichkeiten zuziehen, wenn er aufsprang, dicht an das Orchester hinstürzte und dem Dirigenten ziemlich vernehmbar zurief, er solle doch das Tempo nicht so rasch nehmen, oder einen der Spieler ermahnte, das G, das As reiner zu greifen. Eine überschwengliche Bewunderung hegte er für den Freischütz und sagte, selbst die Pausen

darin seien mehr wert als andre ganze Opern, eine Bemerkung, die mir nicht übertrieben scheint, wenn ich denke, welche Wirkung ein paarmal die Pausen in Webers göttlichem Meisterwerke machen, wo sich in ihnen die atemlose Entzückung sammelt und zu neuem noch höherem Schwunge ermannt. Halb im Scherz, halb von Begeisterung getrieben verfiel er darauf, mit Bekannten, zu denen auch ich mich gesellte, die Wolfsschluchtscene aufzuführen. Während er, die Partitur vor sich, das Ganze am Klavier dirigirte, oder die erste Violine übernahm, wählten wir andern jeder eine uns zusagende Rolle. Das Zimmer ward verdunkelt und durch Decken, die an den Wänden aufgehängt und über die Möbel gebreitet wurden, in eine wilde Gebirgsschlucht verwandelt. Einen Uhu mit glühenden Augen und Geier, die an Bindfaden von der Decke herabschwebten, wußten wir uns von der Theaterdirektion zu verschaffen. Die andern Genossen spielten jeder das Instrument, das er erlernt hatte; ich mußte mich damit begnügen, in eine Drommete zu stoßen. Diese Aufführung machte uns außerordentliche Freude, und wir wiederholten sie öfter. Einer andern, die auch bei meinem Freunde stattfand, erinnere ich mich mit gleichem Vergnügen. Es war demselben gelungen, sich die Partitur von Hektor Berlioz' großer Symphonie „Episode aus dem Leben eines Künstlers" zu verschaffen, die damals in Paris viel Aufsehen machte. Die Stimmen wurden verteilt, ich begnügte mich mit der Rolle eines Zuhörers, wohnte aber den Proben von Anfang an bei

und wurde mit jeder von größerer Bewunderung für den genialen Komponisten erfüllt. Die Scene auf dem Ball, der Hinrichtungsmarsch, das Finale mit dem Hexensabbath erschienen mir als ganz neue eigenartige Eingebungen des Genius, und ich beneidete den Freund, der als Musiker alle Schönheiten noch tiefer erfaßte und empfand, und wochenlang unter der Wucht der empfangenen Eindrücke beinahe zu erliegen schien. Wenn er in jener Zeit überhaupt redete, so sprach er von Berlioz' Episode, in der er jeden Tag neue Schönheiten entdeckte. Ein großes Kunstwerk gleicht dem leuchtenden Sternenhimmel, aus welchem, je mehr man ihn betrachtet, desto mehr Sonnen und Milchstraßen von Sonnen emportauchen.

Ich wußte durch andre, daß Robert früher eifrig der Komposition obgelegen, aber er selbst hatte mir gegenüber nie etwas hiervon verlauten lassen und ich glaubte daher, er produzire längst nichts mehr auf musikalischem Gebiete; es schien mir letzteres bei seiner rastlosen Thätigkeit im Unterrichtgeben auch fast unmöglich. Es überraschte mich daher ungemein, als er mir einst mitteilte, daß er fortwährend komponire und jede Nacht mehrere Stunden dazu verwende. Meinem Wunsch, daß er mich einiges von seinen Arbeiten hören lasse, willfahrte er ohne Zögern. An einem Sonntag, als ich ihn auf seinem Zimmer besuchte, öffnete er einen ungeheuren Schrank, der ganz mit beschriebenen Notenblättern gefüllt war. Es waren Sonaten, Duos, Trios, Quartette, Symphonien und Lieder; kurz, kaum ein Fach fand ich unver-

treten, außer das der damals beliebten Mazurkas und Phantasien über Opernthemas. Robert setzte sich ans Klavier und spielte mir eine ganze Reihe von Kompositionen vor, die mich in Erstaunen setzten. Ich glaubte in ihnen einen Genius ersten Ranges zu erkennen. Manches mochte noch ungeklärt und chaotisch sein, aber große Geistesblitze brachen unverkennbar überall hervor. Besonders machte sich eine Neigung zum Gigantischen bemerkbar. Gedankenblöcke waren auf Gedankenblöcke getürmt. Ich halte es für unmöglich, daß ich nur infolge meiner jugendlichen Unerfahrenheit in geringen Arbeiten etwas gesehen hätte, was nicht vorhanden gewesen wäre. Er vertraute mir dann, er gedenke eine große Kantate zu komponiren und hoffe, daß es ihm gelingen werde, sie in Speier durch Vermittelung seiner dort wohnenden Verwandten, besonders eines Vetters, der selbst Musiker, zur Aufführung zu bringen. Da ihm noch ein Text abging, lag es nahe, daß er mich bat, einen zu verfassen. Mir fiel sogleich ein Thema, das mir passend dafür schien, ein, und in kurzem war mein Textbuch zu der Kantate fertig. Der Titel war „Die Kaisergruft" und die Hauptpartien hatten Germania, sowie die deutschen Kaiser, deren Gebeine im Dom von Speier ruhten, bis die Franzosen bei ihrer Verheerung der Pfalz dieselben aus den Särgen rissen. Da ich noch das Konzept meines Machwerkes aufgefunden habe, will ich ein paar Stellen daraus anführen; wer sie schülerhaft findet, muß wissen, daß ich wirklich noch Gymnasiast und

kaum sechzehnjährig war, als ich sie schrieb. Germania sprach:

O Volk! wie lang soll man dich schänden?
Sieh und erröte deiner Schmach,
Wie dir der Feind mit Frevelhänden
Die teure Kaisergruft erbrach!
Als sich das Räuberheer von Westen
Vergriff an den geweihten Resten,
Ward deine eigne Größe Staub.
So stumm nicht waren deine Toten
Wie du, als deine Tempel tohten
Bei deines schönsten Kleinods Raub.

Der Chor der Kaiser rief die in den Nischen und Blenden des Doms befindlichen Erz- und Steingestalten, sowie die unter den Gräberplatten des Bodens ruhenden Toten zum Rachewerk auf:

Ihr Toten alle, aus der Asche
Wühlt euer moderndes Gebein!
In Harnisch hüllt und Panzermasche,
Was euch noch übrig bleibt vom Sein.

Ihr Ritter! euren Eisenrossen
Die Sporen in die Weichen drückt,
Und euren fliegenden Geschossen
Fliegt nach, das Racheschwert gezückt!

Herolde, stoßt in die Trommeten,
Die rostigen, vom vielen Sieg,
Die Fahnen, die euch einst umwehten,
Scharrt aus der Gruft zu neuem Krieg!
Die ihr hinsankt im Schlachtgewühle,
Ihr Knappen, von dem dunklen Pfühle

Dort unten rafft euch auf! Erwacht!
Und bringt den bärt'gen Lanzenknechten
Den Becher her, aus dem sie zechten
Am Abend vor der letzten Schlacht.

Zuletzt wird das Volk aufgerufen, die deutsche Fahne wieder auf den Münster von Straßburg zu pflanzen:

Wenn Straßburgs hohe Münsterhallen,
Wo deutsche Siegeslieder schallen,
Frei ragen in die deutsche Luft,
Dann hallt, o greiser Dom von Speier,
Zur Sühnung eine Totenfeier
An deiner alten Kaisergruft!

Mein Freund war entzückt von dem Text und führte die Komposition in unglaublich kurzer Zeit aus. Als er sie mir zum Klavier, so gut es ging, vorsang, wich das bange Zagen, mit dem ich ihm zuerst das Libretto mitgeteilt und beide, von gleicher Begeisterung erfaßt, beschlossen wir, in den eben anbrechenden Ferien eine Fußreise nach dem nicht sehr fernen Speier anzutreten, um dort die im voraus als sicher betrachtete Aufführung unsres gemeinsamen Werkes zu erzielen. Wir besuchten zuerst das schön gelegene Anweiler, bestiegen dann die alte Kaiserfeste Trifels und glaubten uns von den Schatten des Richard Löwenherz und seines treuen Blondel umschwebt. Dann ging's nach Speier, um durch Roberts Verwandten die öffentliche Aufführung der Kantate zu erwirken. Wir sahen uns im Geiste schon als die großen Männer Deutschlands gefeiert und waren nicht weit davon entfernt, zu glauben, die Aufführung des Werkes

werde durch die allgemein erregte Begeisterung auch die Regierungen zu einer Kriegserklärung gegen Frankreich und zur Wiedereroberung des Elsaß fortreißen. Aber ach! Roberts Freund, der, jung und unerfahren wie wir, sich wirklich bemüht hatte, die Ausführung unsrer Absicht durchzusetzen, berichtete niedergeschlagen, er sei nicht nur bei seinen Verwandten, sondern überall auf Widerstand gestoßen. Wir beabsichtigten trotzdem einen Saal zu mieten und die Proben mit den Musikern, die leicht zu haben waren, zu beginnen; allein auch dies mußten wir aufgeben, als uns übereinstimmend gesagt wurde, die Polizei würde die Aufführung nie gestatten. So wanderten wir enttäuscht und mißmutig, da jede Aussicht auf Realisirung unsrer Hoffnung geschwunden war, an unsern früheren Aufenthaltsort zurück. Beide waren wir mißgestimmt, aber Robert noch mehr als ich, und nun bemerkte ich zuerst, daß er sehr leidend aussah. Ich drang in ihn, er solle sich längere Zeit des Unterrichtgebens ganz enthalten, was ihm durchaus möglich war, da er schon die Mittel angehäuft hatte, von denen er monatelang sorglos leben konnte. Er versprach mir dies zu thun, allein Naturen wie der seinen ist langer Müßiggang nicht möglich. Die Musik war die Lebensluft, in der allein er atmen konnte, und wenn er auch nicht komponirte, so machte er doch sein Zimmer zu einem musikalischen Studiensaal, indem er in Gesellschaft von Freunden, die ihn abwechselnd umgaben, alle ihm erreichbaren Werke älterer und neuerer Zeit, insoweit er sie nicht als

geringfügig erkannte, zur Aufführung brachte. Der Lärm, den dies in seinem Hause verursachte, war so groß, daß mehrere Mitbewohner deshalb auszogen, da nach den polizeilichen Vorschriften jeder Mieter bis Mitternacht so viel musiziren konnte, wie er wollte. So wurden von ihm teils allein, teils in Gesellschaft seiner Bekannten, welche verschiedene Instrumente spielten oder sangen, außer Beethoven besonders Mozart und Haydn gründlich und wiederholt durchgenommen. Dann folgte Schubert, der damals noch lebte, aber bald darauf der Welt in jungen Jahren entrissen wurde, und Robert, der ihn bis dahin nicht gekannt, wurde sein enthusiastischer Verehrer. Er sagte mir einst mit einem Blick auf einen hohen Stoß von dessen Werken höchst niedergeschlagen, es sei doch fruchtlos, überhaupt noch etwas zu komponiren, da dieser eine junge Mann schon so unermeßlich viel Herrliches geschaffen habe, daß ein ganzes Menschenalter dazu gehörte, es gründlich zu genießen. Dächte man nun, er lebte und schaffte noch 50 Jahre lang fort, was bei seiner Jugend leicht möglich wäre, so müßten es Wunderwerke werden, die über alle Fassungskraft gingen und vielleicht erst nach Jahrhunderten verstanden werden könnten. In solchen Momenten des Entzückens über den großen Meister und des Zweifels, ob er je etwas Nennenswertes werde leisten können, sprach er dann auch mehrmals die Absicht aus, alles von ihm Niedergeschriebene zu verbrennen. Nur mit Mühe konnte ich ihn hiervon abhalten. Die Maßlosigkeit seines Wesens, die frühere Ueberschätzung seines

Talentes und die Ueberanstrengung beim Komponiren, sowie seine jetzige Verzagtheit flößten mir Besorgnis für ihn ein und ich suchte ihn zu zerstreuen, indem ich ihn zu weiten Spaziergängen mit mir veranlaßte, auch in Gesellschaft andrer junger Leute von meiner Bekanntschaft führte. Aber es ist traurig, wie wenig die meisten Menschen, auch solche, welche man gescheit nennt, im Stande sind, auf die Geistesrichtung von höher Strebenden einzugehen. Robert fand in ihrem Kreise kein Behagen, ja es empörte ihn, wenn er sie sagen hörte, Musik und Kunst seien doch nur Allotria, ganz gut, um eine müßige Stunde damit auszufüllen, allein der eigentliche Lebenszweck werde nur durch die praktische Thätigkeit als Arzt, Jurist, Pfarrer u. s. w. erreicht. Rasch floh er diese Kreise, über deren Beschränktheit er sich nicht, wie er hätte thun sollen, durch ein heiteres Gelächter hinwegzusetzen wußte, und die Musiker, die ihm freilich auch viel zu lau waren, so daß er sagte, sie hätten Fischblut in ihren Adern, zogen ihn wieder in ihren Kreis. In Händel ging ihm ein neues ungeahntes Gestirn auf und von Saul, Judas Makkabäus und Messias sagte er, daß sie ein Dreigestirn seien, so herrlich wie die drei funkelnden Sterne im Gürtel des Orion, welche man in der Winternacht von seinem Fenster aus gewahrte. Von Händel ward er zu Bach geführt, den er zuerst kalt und gelehrt fand, von dem er aber später sagte, er werde wärmer und wärmer, je mehr man sich mit ihm beschäftige, und in seinen Fugen habe er in erstaunlicher Weise gezeigt, wie die

höchste Kunst und die höchste Wissenschaft eins seien. Diese wunderbaren, den Laien kalt erscheinenden Tongebilde hätten ihm oft Thränen der Begeisterung entlockt.

Auch die Partituren oder Klavierauszüge zahlloser Opern wurden von ihm durchgenommen. Ich erinnere mich, daß er mir auch von einigen wenig mehr bekannten mit Bewunderung sprach und mir einzelnes daraus vorspielte, so aus dem „Oedipus in Kolonos" von Sacchini und „Echo und Narziß" von Gluck. Auch vor Schumann und Mendelssohn, die damals erst im Beginne ihrer Laufbahn standen, hatte er großen Respekt, und wenn er andre gering achtete, so ist es unzweifelhaft, daß nicht Neid oder Mißgunst, sondern wirkliche Ueberzeugung der Grund war. Das Feuer des Musizirens verloderte nach einiger Zeit in Robert, und lebhaft erwachte in ihm wieder der Drang nach eigener Produktion. Doch wurde er von Woche zu Woche leidender, und der Arzt widerriet ihm dringend ernste Beschäftigung. Nach nicht lange sagte er mir, seine Lebenszeit sei gemessen, da er an einer rasch vorschreitenden Lungenkrankheit laborire, und so wolle er alle seine Kräfte aufbieten, um ein würdiges Denkmal seines künstlerischen Schaffens zu hinterlassen. Ein älterer Dichter hatte einen Operntext für ihn geschrieben, und er, der seit lange dem Unterrichtgeben entsagt, hatte vor einiger Zeit mit der Komposition begonnen. Während seine letzten Aeußerungen hoher Bewunderung für so viele andre mich hatten fürchten lassen, er sei eher in Zagnis wegen seines eigenen Talentes

verfallen, sprach er plötzlich wieder mit großer Ueberspanntheit von dem Gewaltigen, was er zu leisten hoffe. Nur wenn er etwas noch nicht Dagewesenes hervorbringe, könne es ihn befriedigen. An eine solche Leistung wolle er alle seine Kräfte setzen, auch wenn er daran zu Grunde gehe. Er las mir den Inhalt des Librettos vor; aber ich kann nichts mehr davon sagen, als daß es aus der Edda geschöpft war, daß die Sage von Baldurs Tod darin vorkam, wie die Götter mit Speeren nach dem durch Eisen Unverwundbaren werfen, und der tückische Loki ihn zuletzt durch die Mistelstaude tötet. Eine andre Scene war im großen Tempel des Odin zu Upsala, wo die Kriegsgefangenen geopfert werden. Die Stellen und Scenen, die er mir aus seiner Komposition vorspielte, schienen mir bewundernswert, und ich schickte jeden Abend Bitten zum Himmel, daß es meinem Freunde gewährt werden möge, sein Werk zu vollenden, um damit ein dauerndes Andenken auf Erden zu hinterlassen. Aber seine Kräfte brachen zusammen, er mußte jeden Versuch zu weiterer Arbeit aufgeben und starb noch nicht 21 Jahre alt.

II.

Den zweiten der jungen Männer meiner Bekanntschaft, denen ich diese Zeilen widme, kann ich mit Namen nennen. Er hieß Adolf Dörr und war aus Darmstadt gebürtig. Da sein Vater gestorben und seine Mutter, völlig mittellos, auf ihn als ihren Ernährer angewiesen war, hatte er es nur durch kleine Unterstützungen von Verwandten und außerordentliche Anstrengungen möglich gemacht, das Gymnasium zu absolviren. Dann aber zwang ihn die Mittellosigkeit, eine kärglich bezahlte Stelle bei der Taxischen Post in Frankfurt anzunehmen. Hier lernte ich ihn etwa im Jahre 1845 kennen. Er kam zu mir mit einem Briefe einer Frau Luise von Plönnies in Darmstadt, einer sehr begabten Dame, die mehrere Bände erzählender und lyrischer Dichtungen herausgegeben hatte, welche von großem Talent zeugten und nicht verdienten, so unbekannt zu bleiben, wie dies der Fall gewesen. Ich erfuhr alsbald von Adolf Dörr, daß er von früh an von heißer Liebe zur Poesie erfaßt sei und jede Stunde, die er den drückenden auf ihm lastenden Amtspflichten abringen könne, ihr weihe. Er hatte viel Poetisches gelesen; sein Idol war, wie das bei so vielen jungen Dichtern jener Zeit der Fall, Byron, und durch diesen war in ihm die Sehnsucht nach dem Süden und dem Orient entflammt worden, der er sogleich bei meiner ersten Begegnung mit ihm lebhaften Ausdruck gab. Ich begann mich sogleich für den jungen

Mann zu interessiren und lud ihn ein, mich häufiger zu besuchen, auch zog ich in Erwägung, ob es möglich wäre ihn seiner für ihn drückenden Situation zu entreißen. Allein ich erkannte bald, dies sei für mich unmöglich. Ich selbst besaß noch kein eigenes Vermögen, und, wäre dies auch der Fall gewesen, so hätte ich doch nicht die Sorge für die ganze Existenz Dörrs auf mich nehmen können. So konnte ich demselben denn nichts andres Freundliches erweisen, als daß ich ihm stets Bücher aus meiner Bibliothek lieh, wonach er sehr begierig war. Die Gespräche mit ihm waren immer anregend für mich. So teilte er mir, freilich mit Zagen, manches aus der großen Menge von Gedichten mit, die er verfaßt hatte. Diese schienen mir nun allerdings noch sehr unreif, doch zeugte manche Stelle von echter poetischer Glut, wogegen manches Stümperhafte, ja Lächerliche desto mehr abstach. Was mich bedenklich machte, war, daß er diese Gebrechen selbst gar nicht zu fühlen schien. Doch mußte ich die unglücklichen Verhältnisse wieder in Erwägung ziehen, unter denen diese Verse entstanden waren, daß der Dichter sie, wie er mir selbst sagte, nach drückender Tagesarbeit in den Nachtstunden geschrieben habe, oft nicht nur selbst von Mangel am Nötigsten, sondern auch von Sorge um seine Mutter gequält. Diese Sorge war nun etwas geschwunden, aber wie kann eine befriedigende litterarische Leistung zu Stande kommen, wenn man den ganzen Tag am Postschalter stehen oder im Bureau arbeiten muß?

Ihn in eine Lage zu versetzen, in welcher er sich,

wenn auch nicht gänzlich, so doch während einiger Stunden des Tages der Verfolgung von strengen Studien, die er bisher versäumt und der weiteren Ausbildung seines Talentes widmen könnte, erschien mir sehr wünschenswert. Aber wie ließ sich das erreichen? Er äußerte einmal, daß er daran denke, sein Amt aufzugeben, um sich, zunächst als Journalist der schriftstellerischen Thätigkeit zu weihen. Doch hiervon mußte ich ihn aufs entschiedenste warnen, da ich aus Erfahrung weiß, wie viele schöne Talente auf diese Art zu Grunde gegangen sind. Dagegen erschien mir eine Stelle als Privatsekretär oder Bibliothekar erstrebenswert für ihn, und ich machte durch mir bekannte Personen auch Versuche, so etwas zu erreichen. Allein diese fielen fruchtlos aus, und dies war vielleicht gut, denn ich habe später erfahren, daß solche Stellen meistens eine so angestrengte geschäftliche Thätigkeit erheischen, daß sie alle Kräfte absorbiren. Während ich mich so betrübte, nichts für Dörr thun zu können, was ihn seiner Niedergeschlagenheit zu entreißen vermocht hätte, überraschte mich derselbe plötzlich durch die Mitteilung, ein Buchhändler in Darmstadt habe sich bereit finden lassen, ein Bändchen Gedichte von ihm zu verlegen, und dieses würde demnächst erscheinen. Ich war wenig erfreut hierüber, da ich die Unvollkommenheit dieser Produkte kannte, und fürchtete, sie würden dem Verfasser keine Lorbeeren eintragen können. Wenn ich geahnt hätte, daß nicht lange nachher zahlreiche Gedichte und Gedichtsammlungen, die an Stümperhaftigkeit mit den schlimmsten

Strophen der Dörrschen wetteiferten, während sie auch nicht eine einzige der Schönheiten dieser besaßen, vom Publikum und der Kritik mit Beifall überschüttet werden würden, so würde ich über Dörrs Mitteilung erfreut gewesen sein, denn ich hätte denken können, er werde wenigstens augenblicklich durch das Erscheinen seiner Sammlung Trost für die trüben Erfahrungen seines bisherigen Lebens finden. Uebrigens ging meine Besorgnis in Erfüllung. Die Gedichte, welche unter dem Titel „Titan und Eros" erschienen, wurden, während das Publikum sie ganz unbeachtet ließ, von der Kritik mit Spott überschüttet. Uebrigens enthielt die Sammlung, abgesehen von den Schwächen, die jede Seite entstellten, manche wirkliche Schönheiten. Solche fanden sich besonders in einer kleinen Erzählung in Versen, welche das traurige Ende zweier Liebenden vorführt, die aus Verzweiflung, weil sie ihre hochfliegenden Pläne nicht erreichen konnten, sich den Tod gaben. Mich erfüllte dies Gedicht mit Besorgnis für den Verfasser, denn ich erinnerte mich, Aeußerungen aus seinem Munde gehört zu haben, welche mich annehmen ließen, er trage sich mit Selbstmordgedanken. Uebrigens ist solchen hingeworfenen Aeußerungen wohl nicht viel Bedeutung beizulegen. Schon der alte Herodot hat trotz seiner heiteren Weltanschauung gesagt, es gebe wohl keinen Menschen, der nicht schon an irgend einem Tage gewünscht hätte, dieser möge der letzte seines Lebens sein.

Die erschienenen Gedichte hatten übrigens günstige

Erfolge für Dörr. Nachdem er sie seinem Chef, dem Generalpostmeister, überreicht und dieser durch mich gehört, wie unglücklich der Dichter in seiner Stellung sei, dispensirte er ihn von mancher zeitraubenden Beschäftigung. Dörr widmete nun die größere gewonnene Freiheit teils der Produktion, teils der Lesung solcher Werke, die jeder, der etwas auf poetischem Gebiete leisten will, kennen muß. Er hatte einen mächtigen Zug nach dem Orient und las alles, dessen er auf diesem Gebiete (natürlich in Uebersetzungen) habhaft werden konnte, mit Begier. Aber so viel ich mich selbst auch mit den morgenländischen Sprachen abgegeben, hatte ich doch schon damals die Meinung, der ich immer treu geblieben, daß es durchaus eine Verirrung sei, wenn man die Formen der arabischen, persischen oder gar indischen Poesie nachahmen wolle. Es gelang mir auch, Dörr hiervon abzubringen und er versprach mir, sich zwar von dem Geist der Dichter der Sonnenaufgangsländer durchdringen zu lassen, aber keine Versuche in der Ghaselen-, Makamen- und Kassidenform zu machen. — In der neugewonnenen Muse erkannte Dörr bei einem Rückblick auf seine früheren Kompositionen deren Mängel, welche hauptsächlich durch die fieberhafte Hast, mit der er sie hingeworfen, verschuldet waren. Er beschloß alle Kraft und Sorgfalt aufzuwenden, um etwas wirklich Gutes hervorzubringen. Das episch-lyrische Gedicht, jene Gattung, welche besonders im neuen England mit so glänzendem Erfolg kultivirt worden ist, reizte ihn sich darin zu versuchen, und er fand in Sismondis Geschichte

der italienischen Republiken einen Stoff, der ihm dazu geeignet schien. Es war die später von F. Halm in einem wenig bekannt gewordenen Trauerspiele behandelte Geschichte der Imelda Lambertazzi, jener jungen Bolognesin, welche zur Zeit der Kämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen ihrem Geliebten das Gift aus der Wunde saugte, welches ihm ihre Verwandten durch einen gegen ihn geschleuderten Pfeil eingeflößt hatten. Als er mir das vollendete Gedicht zeigte, war ich von den Fortschritten überrascht, die er in seiner Kunst gemacht hatte. Wenn dasselbe neben wahren Schönheiten auch sehr störende Mängel aufwies, so lag dies besonders daran, daß Dörr sich nicht von dem Einfluß verschiedener Dichter hatte freimachen können, welche damals Mode waren. Konrad Schwenk, ein jetzt wohl ziemlich vergessener, geistvoller Schriftsteller jener Zeit, hat in einem manches Interessante enthaltenden Bande litterarischer Charakteristiken die erwähnten Dichter einer schneidenden Kritik unterworfen, ihre stümperhafte Sprachbehandlung, ihre falschen bei den Haaren herbeigezogenen Bilder, sowie sonstige Fehler unbarmherzig gegeißelt. Vielleicht ist diese Kritik zu scharf und verkennt die einzelnen Schönheiten, die sich bei einigen derselben (keineswegs bei allen) finden. Daß aber auch letztere durchaus nicht geeignet sind, andern als Vorbilder zu dienen, sollte doch allgemein anerkannt werden. Dörr verschloß sich dieser Einsicht und ich riet ihm deshalb, sein Produkt noch liegen zu lassen, später würde er sicher dessen Schattenseiten erkennen. Allein plötzlich überraschte

er mich durch die Nachricht, er habe einen Verleger gefunden und durch Vermittelung von Verwandten die Erlaubnis erhalten, sein Gedicht der Großherzogin Mathilde von Hessen zu widmen. Es war tief niederschlagend für Dörr, an diesem mit Liebe und Begeisterung erzeugten Produkt seiner Muse die traurige Erfahrung zu machen, die freilich in Deutschland dem wahren Dichter nicht leicht erspart wird, daß niemand davon Notiz nahm. Nicht Auflage über Auflage, wie so oft gerade das Mittelmäßige oder ganz Schlechte sie bei uns erlebt, hatte er erwartet oder auch nur gewünscht, aber doch ein Zeichen, daß sein Gedicht hie und da das Herz eines Lesers höher schlagen lasse. Daß diese Erwartung betrogen wurde, mißstimmte ihn tief, und wenn ich ihn noch kurz vorher hatte warnen müssen, sein Talent nicht zu überschätzen, da er mir zu glauben schien, er habe schon das Höchste erreicht, verbrannte er jetzt in einem Anfall von Verzweiflung einen ganzen Stoß jüngst verfaßter Gedichte. Da überraschte ihn plötzlich eine Nachricht, die ihn nicht nur seiner trüben Seelenstimmung entriß, sondern ihn in einen Taumel des Entzückens versetzte. Die Großherzogin von Hessen, welcher er die Imelda Lambertazzi gewidmet, hatte ihren Vater, den König Ludwig von Bayern, bestimmt, dem Verfasser ein Stipendium auszusetzen, welches ihm einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Italien ermöglichte. Was der Traum und die Sehnsucht schon seiner ersten Jugendjahre gewesen war, was er auch nur zu hoffen kaum gewagt hatte, sollte nun in Erfüllung

gehen. Das Verlangen nach dem Süden, besonders nach Italien, scheint, wie den Künstlern so auch den Dichtern des Nordens von der Natur ins Herz gepflanzt zu sein. Schon den alten Chaucer trieb es dorthin, Shakespeares rauhe, nordische Sprache gewinnt weichere Accente, wenn er von der Nachtigall spricht, die nachts auf dem Granatbaum singt, und aus Miltons Versen weht uns der Hauch der Sommernacht an, wenn der Mond über dem Kloster von Vallombrosa leuchtet. Die bedeutendsten neueren Dichter Englands, Shelley, Byron, Browning, haben sich in Italien inspirirt und den unglücklichen Keats trieb seine Sehnsucht noch sterbend nach dem Monte Pincio, wo er von seinem Schmerzenslager an der spanischen Treppe den Blick über die ewige Stadt hingleiten ließ. Viele Dichter Deutschlands, vor allem Goethe, haben sich auf den Ruinen und in den Villen Roms begeistert. Platen sagte, während er als bayrischer Lieutenant die Wache kommandiren mußte, er werde nach Rom reisen und wenn er sich durchbetteln müßte. Der mehr durch seine Dichtungen als durch seine Bilder hervorragende Maler Müller brachte den größten Teil seines Lebens in der ewigen Stadt zu, und der unglückliche Hölderlin verzehrte sich in fruchtloser Sehnsucht nach dem Himmel des Südens. Wohl fragte sich Dörr, der gerade den letzteren zu seinem Liebling gemacht hatte, wodurch er es verdient habe, durch das Schicksal vor diesem also bevorzugt zu werden, aber er gelobte sich bei der Abreise, wie er mir selbst sagte, alle seine Kräfte einzusetzen, um sich

eines solchen Vorzuges würdig zu erweisen. Er sah Venedig, Florenz, Rom und Neapel und vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein trieb es ihn rastlos von Straße zu Straße, von Platz zu Platz durch diese herrlichsten Städte der Welt, damit ihm keine ihrer Schönheiten entginge. In einem Schreibbuch, das er immer bei sich führte, legte er entzückte Schilderungen des Gesehenen nieder. Aber nur zu schnell rauschten die Wochen und Monde an ihm vorüber und der Gedanke, daß er bald in den Norden zurückkehren müsse, warf bittere Tropfen in den Taumelkelch, den er mit hastigen Zügen leerte. Man denke sich, mit welchen Empfindungen er sich nach einem Vierteljahr seliger Freiheit wieder an seinen Postschalter gebannt fand. Ich sah ihn nicht wieder, da ich inzwischen Frankfurt verlassen hatte, aber lange Briefe, die er in mitternächtiger Stunde schrieb, sagten mir, daß er am Rande der Verzweiflung stehe. Sein Chef, ein durchaus wohlwollender Mann, that nach wie vor alles, was er konnte, um seine Lage zu erleichtern, aber hiermit war ihm nicht geholfen. Jene Rüstigkeit und Geschmeidigkeit, durch welche es Amadäus Hoffmann und Immermann bei einer angestrengten amtlichen Thätigkeit möglich war, noch litterarische Werke von Bedeutung hervorzubringen, war ihm nicht verliehen. Er schrieb mir, er habe den festen Entschluß gefaßt, der Poesie ganz zu entsagen. Dies geschah aber in Worten, welche sogleich erkennen ließen, daß hiermit sein eigenes Todesurteil besiegelt sei. Seine Lage ging mir innig zu Herzen, aber

ich mühte mich vergeblich, eine Besserung derselben zu erwirken. Die Verhältnisse, welche auch mich damals nötigten, mich jahrelang ausschließlich einer mir wenig zusagenden amtlichen Thätigkeit zu weihen, machten, daß er auf längere Zeit meinen Blicken entschwand. Doch war mein Interesse an ihm, ebenso wie seine Zuneigung zu mir, zu lebhaft, als daß unsre Beziehungen zu einander ganz hätten aufhören können. Als ich selbst zwar noch nicht die langersehnte Freiheit gewonnen hatte, aber doch in eine Situation versetzt war, in der ich aufatmen konnte, knüpfte ich wieder den Briefwechsel mit ihm an, und erfuhr von ihm, daß es ihm gelungen, mit einer kleinen Pension in den Ruhestand versetzt zu werden, und daß er jetzt in einem Dorfe in ländlicher Einsamkeit lebe. Ein Band Gedichte von ihm, die sämtlich sich auf Italien bezogen und unter denen sich einige anziehende befanden, war erschienen, und er arbeitete an einem Trauerspiel, dessen Held Ferucci, der letzte Verteidiger der florentinischen Freiheit gegen Karl V. und die Mediceer war. Wenn ich über diese Nachrichten Freude empfand, so ward dieselbe dadurch getrübt, daß Dörr mir vertraute, es habe sich seit einem Jahre bei ihm ein Brustleiden gezeigt, das stets bedrohliche Fortschritte mache. Meine bangen Befürchtungen wurden nur zu bald bestätigt, denn schon nach wenigen Monaten empfing ich die Nachricht von Dörrs Tode. Mir wurden einige Hefte mitgeteilt, die er in seiner letzten Zeit mit Zeilen seiner Hand vollgeschrieben. Sie erschütterten mich mehr als irgend eines

seiner Gedichte. Auf seinem Krankenlager in einem abgelegenen Dorfe war, wie diese Schriftstücke bekundeten, unter Entbehrungen aller Art, die ihm seine beschränkten Mittel auferlegten, seine Phantasie in Griechenland und dem Orient, in den er sich schon seit früher Jugend hineingeträumt, umhergeschweift. Manche Schilderungen auf diesen Blättern waren so lebendig, daß sie an Visionen gemahnten. In rhythmischer Prosa, die oft in wirkliche Verse überging, pries er darin das Glück des Dichters, der auf dem Krankenlager, in Not und Elend doch reicher sei als alle Kaiser. Er gebiete dem Schicksal, ihm legten alle Länder ihre Herrlichkeiten zu Füßen, die frühste Vergangenheit wie die fernste Zukunft schlössen ihre Pforten vor ihm auf. Möge, was er gesungen, in alle Winde verhallen, dadurch, daß er Großes gefühlt und gedacht, sei er beglückt vor allen Sterblichen und brauche keinen Gott zu beneiden. Dann folgten Rhapsodien, in denen er sich nach Griechenland versetzt glaubte und mit einem Schwarm von Bacchanten und Bacchantinnen den Thyrsus schwingend und Zimbeln schlagend dem Zuge des Dionysus folgte. Andre Blätter schienen Bruchstücke eines größern Gedichtes zu enthalten, in dem er sich selbst als Renegaten darstellt, der im Turban und Kaftan die Pilgerfahrt nach Mekka macht, und beim Umzug um die heilige Kaaba seine frühere Geliebte gleichfalls als Mohammedanerin wiederfindet. Beim Lesen der letzterwähnten Blätter erinnerte ich mich, daß ich ihn schon viele Jahre vorher mit der Lektüre von Rosenzweigs Uebersetzung des

Gedichtes Jussuf und Zuleicha von Dschami beschäftigt gefunden, und daß er mir mit Bewunderung davon gesprochen hatte. Ich hatte ihn damals vor dieser Lektüre oder wenigstens vor deren Einfluß auf seinen eigenen Stil gewarnt, da der genannte Perser, wie fast alle späteren Orientalen, stark an Schwulst und Bombast leidet. Aber das war in den Wind gesprochen gewesen.

Wenn die vorhergehenden Zeilen einige Aufmerksamkeit auf den unglücklichen, nun seit lange im Grabe ruhenden Adolf Dörr richten und den oder jenen veranlassen sollten, seine wahrscheinlich längst zu Makulatur gewordenen Dichtungen antiquarisch suchen zu lassen, so muß ich doch dem Obigen sogleich hinzufügen, daß er im besten Falle nur ein Dichter zweiten Ranges gewesen. Ob er, selbst wenn ihn die Umstände in einem längeren Leben so begünstigt hätten, wie sie ihm bisher entgegen gewesen, je etwas Bedeutendes geleistet hätte, ist sehr zweifelhaft. Aber sein feuriges Ringen, die unauslöschliche Begeisterung, mit der er noch auf dem letzten Schmerzenslager an der geliebten Poesie hing, sollten bewirken, daß in der Reihe der zahlreichen, unglücklich zu Grunde gegangenen Dichter wenigstens sein Name nicht vergessen werde.

III.

Später als den unglücklichen Dörr lernte ich einen andern Dichter kennen, der ihm zwar an Begabung sicher weit überlegen, ihm aber darin verwandt war, daß er vom Tode ereilt wurde, ehe er das Ziel eines glühenden, leidenschaftlichen Strebens erreicht hatte. Es war dies Otto Ludwig. In einem thüringischen Städtchen geboren, fühlte er von früh an lebhafte Neigung zur Musik, konnte sich aber wegen seiner beschränkten Vermögensverhältnisse, die ihn als Lehrling an einen Handelstisch bannten, lange nur in den Nebenstunden ihr widmen, bis es ihm gelang, sich von dem lästigen Zwange frei zu machen, um zunächst den Kontrapunkt zu studiren. Er schrieb sodann eine ganze Reihe von Sonaten, Trios und Quartetten, von denen mir mehrere seiner Freunde versicherten, sie hätten große Erwartungen erregt. Allein nach einigen Jahren gewann in Ludwig die Neigung zur Dichtkunst die Oberhand über die zur Musik und er entsagte dieser, um sich ganz jener zu widmen. Es ist hierüber bemerkt worden, sein Talent könne doch kein sehr hervorragendes gewesen sein, denn ein solches würde von Anfang an nicht gezweifelt haben, sich der Kunst zu weihen, zu der es sich unwiderstehlich hingerissen fühlte. Mozart habe nie geschwankt, ob er nicht etwa Maler, Shakespeare nie, ob er nicht Musiker werden solle. Allein dagegen kann man anführen, daß Goethe noch auf der Universität zu Leipzig ernstlich mit dem Gedanken um-

ging, sich ganz der Malerei zu widmen, und daß hingegen der treffliche Maler Ingres sein Leben lang beklagte, nicht lieber Musiker geworden zu sein. Jedenfalls haben wir es nicht zu bedauern, daß Ludwig sich der Poesie widmete, denn in ihr hat er einiges geschaffen, was nicht unterzugehen verdient. Sein ernstes unablässiges Ringen, auf dem Gebiete des Dramas etwas Würdiges hervorzubringen, verdient bewundernde Anerkennung. Allein hiermit muß das Bedauern Hand in Hand gehen, daß damit von Anfang an ein ängstliches, zweifelhaftes Grübeln verbunden war, so daß die Früchte seines hohen Talentes teilweise zerstört wurden und verkümmerten, und wodurch es gekommen ist, daß er, der nahezu dasselbe Alter erreichte wie Shakespeare (er wurde 1812 geboren und starb 1862) nur etwa vier Dramen hinterlassen hat. Der Dämon, der dies verschuldete, war der des Grübelns und Kritisirens, eben jener Geist, der den großen schöpferischen Perioden in England und Spanien fremd war, oder doch, wo er sich regte, im großen und ganzen keinen Einfluß gewinnen konnte. Ludwig verehrte Shakespeare als seinen Gott, gehörte aber doch eigentlich zur Schule des Ben Jonson. Obgleich er diesen an Begabung sicherlich überragte, ging er doch, wie er, von der Kritik aus und suchte von ihr erst zur Poesie vorzudringen. Dies erhellt aus seinen im Nachlaß vorgefundenen Schriften, welche den Titel „Shakespearestudien" führen, aber sich fast ebensoviel wie mit dem Briten mit den Werken andrer, besonders Schillers, be-

schäftigen. Wenn man sieht, wie er namentlich dessen „Wallenstein“ und „Kabale und Liebe“ Ungereimtheiten aller Art, von denen sie wimmelten, vorwirft, müßte man annehmen, daß diese Werke elende Stümpereien sind. Man kann nun viele dieser Mängel nicht wegleugnen, aber man müßte alle von sterblichen Menschen geschaffenen Werke verdammen, wenn man nur deren Fehler ins Auge fassen wollte und nicht auch die Vorzüge, durch welche sie aufgewogen werden. Ludwig leugnet zwar nicht einzelne Schönheiten in Schillers genannten Stücken, allein zum mindesten ist doch klar, daß er dieselben für alles andre als die Meisterwerke hält, als die sie bisher angesehen wurden.

Ich will es Ludwig nicht vorwerfen, daß er Schiller auf weit niederere Stufe stellt als Shakespeare, auch ich halte diesen für einen ungleich größeren Dichter; aber ganz ungerechtfertigt ist es doch, daß er von letzterem so spricht, als sei er, wenn auch nicht völlig (einmal macht er an Hamlet beträchtliche Ausstellungen), so doch fast gänzlich von den Fehlern frei, die bei Schiller so zahlreich vorhanden sein sollen. Daß bei dem Briten sich mindestens ebensoviele Gebrechen finden wie bei Schiller, ist von neueren Kritikern behauptet worden; aber diese suchen nun wieder Schillers Dramen als makellos hinzustellen. Die Wahrheit ist: ein fehlerloses Werk, sei es ein solches der Malerei, Skulptur, der Musik oder Dichtkunst, ist nie von Menschen geschaffen worden und wird auch nie geschaffen werden. Wird vielleicht in einer an-

dern höheren Welt von höher organisirten Wesen etwas derartiges zu Stande gebracht werden, in unsrer wesentlich unvollkommenen wird dies nie der Fall sein. In Aeschylus und Sophokles, wie in dem größten Werke der deutschen Litteratur, im Faust, sind Fehler oft der ärgsten Art entdeckt worden. Wo große Schönheiten vorhanden sind, kommen einzelne Fehler kaum in Betracht. Dagegen kann ein Werk mit sehr wenigen Fehlern behaftet sein, und doch des Wertes entbehren, indem es keine Schönheiten besitzt und daher kalt und tot ist. In Palmas herrlicher heiliger Familie mit Johannes dem Täufer in der Dresdener Galerie ist eine arge Verzeichnung des Armes der Madonna; aber wer würde für dies kleine Bild nicht alle korrekt gezeichneten Gemälde des Guido Reni hingeben?

Otto Ludwig, um auf ihn zurückzukommen, ruinirte seinen Genius, denn einen solchen besaß er unbestreitbar, systematisch durch diesen Geist des Grübelns. Er glaubte durch fortwährendes Studium seines Abgottes Shakespeare das Geheimnis des Abakadabra entdecken zu können, durch welches dieser seine Werke geschaffen haben sollte. Aber durch solche Formeln werden nur Homunkuli erzeugt. Kann man sich denken, daß Shakespeare auch nur das geringste seiner Werke hervorgebracht hätte, wenn er auf der Fährte Otto Ludwigs gewandelt wäre?

Glücklicherweise, wie sehr sich auch der Geist der Grübelei und Krittelei seiner bemächtigt hatte, ließ er sich doch nicht immer von ihm beherrschen, und auf dem,

was er unabhängig von ihm in glücklichen Stunden der Begeisterung schuf, beruht seine Bedeutung als Dichter und Dramatiker. Die beiden wichtigsten unter seinen Werken sind: „Der Erbförster“ und „Die Makkabäer“, denn seine beiden früheren Dramen, von denen das eine eine Dramatisirung von Hoffmanns Erzählung „Das Fräulein von Scudery“ ist, zeigen, obgleich sie hervorragende Begabung verraten, dieselbe doch noch weniger entwickelt. Der „Erbförster“ gehört zur Gattung der bürgerlichen Schauspiele. Es ist unbegreiflich, wie diese, die jetzt wieder einen so breiten Raum auf der Bühne einnimmt, hie und da als etwas ganz Neues bezeichnet werden kann. Dieselbe ist beinahe so alt wie die neuere Litteratur. Unter den in Dodsleys Sammlung enthaltenen altenglischen Schauspielen gehören manche dahin, besonders von Middleton, Heywood, Dekker, auch das noch von Schlegel Shakespeare zugeschriebene „Trauerspiel in Yorkshire“ und Fords treffliche „Hexe von Edmonton“, ein Stück, welches Shakespeare selbst sicher nicht desavouiren würde. In der That kann man auch Goethes Stella und Clavigo mit diesem Namen bezeichnen, ebenso wie viele Schauspiele seiner Zeitgenossen, namentlich Lenz und Klinger. Auch Ifflands Familienstücke gehören hierher und ich möchte glauben, daß dessen „Jäger“ nicht ohne Einwirkung auf den Erbförster geblieben sind. Allerdings überragt der Erbförster jene, die doch sicherlich nicht zu verwerfen sind, bei weitem, nicht in der Komposition, jedoch an Feuer und Leidenschaft. Freilich,

daß dies Drama große Schattenseiten hat, darüber darf man sich nicht täuschen. Die Hauptperson, von der es den Namen trägt, ist ein Hirnverbrannter. Alle um ihn her wissen, daß die Försterei, welcher er vorsteht, von dem Gutsherrn nach Belieben besetzt werden kann, er aber ist von der fixen Idee besessen, die Stelle sei erblich, und hält an dieser Idee mit einer Hartnäckigkeit fest, die ihn zum Kandidaten des Irrenhauses macht. Aber der Dichter hat die immer wachsende Verblendung des Unglücklichen mit einer Kraft und Lebendigkeit dargestellt, daß nicht bloß der Zuhörer, sondern auch der Leser in dieselbe hineingerissen wird und an dem Schicksal des Försters, als der Gutsherr von seinem unzweifelhaften Rechte, ihn abzusetzen, Gebrauch macht, teilnimmt, als ob ihm das himmelschreiendste Unrecht geschähe. Der kalte, kritische Verstand ließ sich freilich von Anfang an, trotz des Beifalles, mit dem das Werk aufgenommen wurde, nicht über den wunden Fleck täuschen. Der geistvolle Verfasser der Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts, H. Hettner, zerrieß dasselbe in unbarmherziger Weise, während er im Gegensatz zu Ludwig, den er als elenden Poetaster hinstellte, Friedrich Hebbel in den Himmel hob. Aber mag letzterer auch Ludwig an kritischem Verstande überlegen gewesen sein, so überragte ihn dieser bei weitem an dichterischem Feuer, und hierauf kommt es doch in der Poesie besonders an.

Nachdem er mit dem Erbförster teils ermutigende, teils niederschlagende Erfahrungen gemacht, beschloß Lud-

wig, das bürgerliche Drama zu verlassen und alle seine Kraft daran zu setzen, um eine Tragödie hohen Stiles zu schaffen, welche würdig wäre, seinen Namen der Nachwelt zu überliefern. Zum Stoff wählte er die schon von Calderon und Zacharias Werner behandelte Geschichte des Heldenkampfes und Unterganges der Makkabäer. Die kritische Schärfe, mit welcher er bei andern Dramatikern, besonders Schiller, Fehler über Fehler entdeckt hatte, legte ihm in seinen Augen die Pflicht auf, alle seine Anstrengung dahin zu richten, daß seine Tragödie jedem Einwand in Bezug des Baues, der Motive und Charakterzeichnung die Stirn bieten könne. Er machte einen Plan nach dem andern und verwarf das, woran er Monate gearbeitet hatte, immer von neuem, bis er zuletzt die Tragödie zu Stande brachte, welche den Titel „Die Makkabäer" führt und auf den meisten Bühnen nicht nur mit Achtung, sondern stellenweise sogar mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Der zweite und fünfte Akt sind eines großen Dichters würdig. Aber es kann doch kein Zweifel darüber walten, daß der Dichter gerade das, was er erstrebte, wonach er in vielen schlaflosen Nächten gerungen, auch nicht entfernt erreicht hat, daß sein Stück alle jene Mängel, die er in andern aufgedeckt, in noch viel höherem Maße bietet als diese. Die Erkenntnis davon scheint ihm auch gekommen zu sein und ihn verstimmt zu haben. Längere Zeit drang, wenigstens ins Publikum, keine Nachricht über neue dramatische Arbeiten von ihm. Mehr durch das Bedürfnis, sich einen, bei seinen be-

schränkten Verhältnissen für ihn nötigen Erwerb zu schaffen, als durch inneren Trieb bestimmt, schrieb er einige Erzählungen in Prosa. Diese, namentlich „Zwischen Himmel und Erde", wurden mit Beifall überschüttet. Aber er fühlte sich hierdurch beinahe gekränkt, da nur ein voller, ganzer Erfolg in der Tragödie ihn befriedigen konnte.

Es war etwa im Jahre 1856, als ich hörte, Ludwig arbeite seit langem an einem neuen Drama. Ich hatte seinen Erbförster mit lebhaftem Interesse gesehen, seine Makkabäer, obgleich ich mir über ihre Gebrechen kein Hehl machte, mit Enthusiasmus begrüßt. Da ich mich um jene Zeit in Dresden aufhielt, begab ich mich zu Ludwig, teils von dem Wunsch, ihn kennen zu lernen, getrieben, teils aus dem speziellen Anlaß, daß König Max eine Preiskonkurrenz für das beste Trauerspiel ausgeschrieben hatte, das poetischen Wert mit Bühnenfähigkeit verbände. Da der Monarch an den Makkabäern großes Wohlgefallen gefunden, war es sein Wunsch, deren Verfasser möchte sich an der Konkurrenz beteiligen. Mehrere Freunde des letzteren, zu deren wärmsten ich mich zählte, knüpften hieran zugleich die Hoffnung, solche Beteiligung werde im Falle des Sieges einen günstigen Einfluß auf die äußere Lage desselben haben.

Ich fand Ludwig in einem traurigen Körperzustande, in welchem er kaum seinen Lehnstuhl, geschweige denn sein Zimmer verlassen konnte. Geistig schien er frisch zu sein, und das Interesse an seinen Werken, das ich ihm zeigte, flößte ihm bald Vertrauen ein, wie ich ihn denn

bei meinen wiederholten Besuchen persönlich wahrhaft lieb gewann. Ich erkannte bald, daß die schneidenden Urteile über die Werke andrer, die, wie ich hörte, er vielfach ausgesprochen, nicht aus Selbstüberhebung oder Neid hervorgegangen waren. Sie lagen vielmehr in einer Eigenheit seines Geistes, wie sie sich wohl bei bloß kritischen Köpfen findet, die aber gewiß nur selten bei einem wirklichen Dichter vorhanden gewesen ist. Er vertraute mir, daß er seit lange an einer „Agnes Bernauer" arbeite, das vollendete Werk mehrmals umgeworfen und dann nach einem neuen Plan ausgeführt habe, aber nie zufrieden gewesen sei. Zuletzt habe er erkannt, daß eine Aussöhnung des Herzogs mit dem Sohne, nach der durch ersteren bewirkten Hinrichtung der Agnes, wie dies in den bisherigen Behandlungen des Stoffes geschehen, unmöglich sei, wie der Prinz durchaus im Empörungskampfe wider den Vater fallen müsse. Auf diese Art denke er sein Stück umzuarbeiten, möchten auch die Historiker Zeter wegen der Verletzung der Geschichte schreien. Ich gab ihm hierin durchaus recht. Er versprach sich anzustrengen, um das Stück noch zur Konkurrenz einsenden zu können, allein dies geschah in einer Art, daß ich an der Ausführung zweifelte, und ich habe damit leider Recht behalten. Meiner Bitte, mir die schon vollendeten Teile des Stückes mitzuteilen, wollte Ludwig nicht willfahren. Er sagte, wenn er das thäte, würde er sicher das Ganze liegen lassen, und ich antwortete ihm, daß ich seine Scheu vor einer Mitteilung dieser Art wohl begriffe,

indem sehr viele der Hörer nach Art unsrer Rezensenten, welche Bücher mit weiser Miene besprechen, von denen sie nur ein paar Blätter aufgeschnitten haben, sogleich mit Kritiken und Einwänden bei der Hand sein würden, die ihn irre machen könnten, aber ich würde es gewiß nicht so machen. Er holte dann mehrere Mappen mit Manuskripten hervor, welche Entwürfe zu Dramen und einzeln ausgeführte Scenen enthielten. Er selbst beurteile sie jetzt wie die Arbeiten andrer, und obgleich er nur hie und da etwas Gutes an ihnen finde, sie aber im ganzen verurteilen müsse, wolle er mir doch einiges daraus vorlesen. Selbst wenn ich das wegwerfendste Urteil darüber ausspräche, würde es ihn nicht verletzen. Er begann nun mit mehreren umfangreichen Scenen aus einem Trauerspiel Marino Falieri, indem er zugleich summarisch den Abriß der ganzen Handlung gab. Der Stoff ist vielfach behandelt worden, von Byron, Delavigne, Franz Kugler, Albert Lindner und sicher noch andern, liegt auch dem Libretto einer Oper von Donizetti zu Grunde, aus der wenigstens eine reizende Barcarole erhalten zu bleiben verdient. Was so viele dazu hingezogen, ist mir nicht recht begreiflich, denn daß ein achtzigjähriger Doge durch ein auf seine Gemahlin und ihn geschleudertes Epigramm so in Wut versetzt wird, daß er sich in eine Verschwörung zum Umsturz der Verfassung Venedigs einläßt, scheint mir ein für die tragische Muse nicht sonderlich geeigneter Vorwurf. Ludwig war selbst während seiner Arbeit dieser Ueberzeugung geworden.

Die Scenen, die er mir vorlas, zeichneten sich jedoch durch so hohe Schönheit aus, daß ich die Nichtvollendung des Ganzen beklagte. Einen viel glücklicheren Griff schien er mir mit der Genoveva gethan zu haben. Auch dieser Stoff war schon vor ihm mehrfach behandelt worden, wie von Maler Müller, Tieck, Hebbel, Raupach und als Oper von Robert Schumann. Maler Müller schrieb seine Tragödie im Stile der Stürmer und Dränger. Sie überragt an Kraft und Leidenschaft bei weitem diejenige von Tieck, welche einst von den Romantikern auf nahezu gleiche Höhe mit Goethes Faust gestellt wurde, jetzt aber wohl nur noch wegen der trefflichen burlesken Scenen Leser findet. Hebbel hat in seiner Genoveva den ersten seiner Vorgänger lange nicht erreicht, den zweiten mindestens nicht übertroffen. Diejenige Raupachs, dieses zwar begabten, aber, weil er der poetischen Ader entbehrte, kaum zu den Dichtern zu zählenden Dramatikers, die auf nichts Höheres als den Rang eines wirksamen Bühnenstückes Anspruch machen kann, unterscheidet sich von den genannten dadurch, daß die Heldin eine Schuld hat, welche sie während ihrer Verstoßung in die Gebirgswildnis abbüßt. Ludwig leugnete die Richtigkeit der von den meisten Aesthetikern gepredigten, auf Aristoteles fußenden Lehre von der Notwendigkeit einer Schuld in der Tragödie und berief sich dabei auf die Antigone, wie auf Romeo und Julia, denen sich doch nur mit Verdrehung aller Begriffe eine Verschuldung, wenigstens eine todeswürdige, nachweisen lasse. Trotzdem verwarf er den Ge-

danken, daß er je zu diesem Entwurfe zurückkehren sollte, wie er auch von einem dritten Sujet, das er lange mit sich herumgetragen hatte, nichts mehr wissen wollte. Dies war die in Hauffs Novelle „Jud Süß" behandelte Geschichte eines Israeliten, der sich am württembergischen Hofe zum allmächtigen Minister emporschwang. Er sagte, da Shakespeare so viele seiner Stücke auf Novellen gegründet, könne er sich zwar keinen Skrupel daraus machen, in seine Fußstapfen zu treten, allein diese aufgegebenen Dramenpläne litten an Gebrechen, die er nicht zu beseitigen vermöge. Er bereue es, den Erbförster und die Makkabäer nicht in seinem Arbeitszimmer zurückbehalten zu haben, und sei entschlossen, lieber gar nichts mehr an die Oeffentlichkeit zu geben, als ein Werk, mit dem er nicht nach allen Seiten hin zufrieden sein könne. Dies werde hoffentlich mit der Agnes Bernauer der Fall sein, er habe aber noch sehr viel daran zu thun. Ich erwiderte ihm, nicht leicht werde ein Dichter oder Künstler das Werk in der Herrlichkeit, in welcher es seinem Geiste vorgeschwebt, ins Leben gerufen haben. Wenn alle denken wollten wie er, so müßte jeder Maler und Dichter verzagen, denn keiner von ihnen werde sich doch sagen, er sei ein Raphael oder Shakespeare. Doch seien sie keineswegs so skrupulös gewesen wie er, und die Welt danke ihnen, daß sie auch Werke, deren Mängel sie selbst kannten, die sie aber nicht zu verbessern wußten, wofern sie wenigstens gute Seiten an ihnen erblickten, sorglos um den Beifall oder das Mißfallen der Menge, in die Welt hin-

ausgehen ließen. Shakespeares Richard II., fuhr ich fort, sei, wie dies oft genug bemerkt worden, in der ersten Hälfte des gleichnamigen Trauerspieles ein ganz andrer als in der zweiten. Der zu Anfang eitle, leichtsinnige, grausame und wollüstige König spreche nach seinem Sturze plötzlich Gedanken von einem Tiefsinn und einer Erhabenheit aus, wie sie mit einem solchen Charakter unvereinbar seien. Nun gehöre aber dieser zweite Teil zu dem Allerherrlichsten, was Shakespeare geschrieben, und derjenige müßte von allen Göttern verlassen sein, der wünschte, der Dichter hätte das Stück wegen des Zwiespaltes zwischen der ersten und zweiten Hälfte unvollendet gelassen oder gar vernichtet. Den Richard anfangs in seinen hassenswerten Eigenschaften, wie er allen Engländern bekannt war, vorzuführen, konnte der Dichter kaum vermeiden. Der des letzten Teiles aber hätte, wenn er seine verächtlichen Leidenschaften behalten, keine Thräne des Mitleids entlocken können. Daß diesem Werke des Briten hierdurch ein Mangel anklebe, sei nicht zu leugnen, aber derselbe werde durch dessen Vorzüge hoch in die Luft geschnellt. Ebenso verhalte es sich mit „Maß für Maß"; die demselben zu Grunde liegende Fabel, nach einer Novelle des Giraldi Cintio, grenze ans Abgeschmackte; allein die einzige Scene, in welcher Marianna den Herzog um Gnade für den Bruder anfleht, breite, abgesehen von andern Herrlichkeiten, einen solchen Glanz über das Ganze, daß es sich dem Schönsten in der Dichtkunst anreihe. Die Gebrechen, mit denen bei Shakespeare nur einzelne Stücke

behaftet seien, fänden sich bei seinen Zeitgenossen fast in allem, was sie geschrieben, und trotzdem würden viele von deren Schauspielen von den Engländern zu den Kleinodien ihrer Litteratur gezählt. Marlow stehe durch die Monologe seines Faust und durch die unvergleichlichen Kerkerscenen seines Eduard II. als ein großer Dichter da; ebenso Webster durch die staunenswerten Scenen in der „Herzogin von Malfy", wo die Schwester des Herzogs von ihrem tyrannischen Bruder in ein Irrenhaus gesperrt ist, damit die sie umgebenden Wahnsinnigen auch sie in Irrsinn und Tod treiben; dann in dem berühmtesten Stücke Fords die sinnberückende Darstellung der Liebe zwischen Giovanni und Annabella! So seien auch in andern zahlreichen Schauspielen jener Zeit Partien vorhanden, welche geschrieben zu haben jeder stolz sein dürfte; Partien, den schönsten Scenen in den Makkabäern vergleichbar, und wenn Ludwig daran verzage, je Ganzes zu schaffen, das ihm selbst genüge, so möge er nur weitere Stücke von der Mangelhaftigkeit der Makkabäer schreiben, Deutschland werde es ihm Dank wissen.

Dies ungefähr war es, was ich, nicht bloß in der Erregung des Augenblickes, sondern während mehrfach wiederholter Besuche, dem Dichter gegenüber aussprach. Denselben freute meine Teilnahme, er blickte mich, während ich sprach, mit dem Ausdruck des Dankes an und drückte mir die Hand. Als ich dann Dresden verlassen mußte und von ihm Abschied nahm, hatte ich schon das niederschlagende Gefühl, daß er sich schwerlich wieder aufraffen

würde. Obgleich leidend, hätte er sich doch vielleicht noch zu frischem, freudigem Schaffen emporschwingen können, wenn er nicht immer mehr in jenes kritische Grübeln verfallen wäre, von welchem seine Nachlaßschriften, die nur einen kleinen Teil dessen, was er niedergeschrieben, enthalten sollen, ein so trauriges Zeugnis geben. Vielleicht hat die Litteraturgeschichte kein andres Beispiel, wie ein genialer Geist sich selbst so systematisch zu Grunde gerichtet hätte. Nach Berichten, die mir in den folgenden Jahren über ihn zukamen, war sein Gemütsleiden im Verein mit seiner, in einer schmerzhaften Fistel bestehenden Krankheit in beständigem Zunehmen begriffen, und ließ ihn nur noch selten dazu kommen, sich wieder mit diesem oder jenem dichterischen Plan zu beschäftigen. Im Jahre 1862 ward ich durch die Kunde von seinem Tode betrübt, aber nicht überrascht. Hatte ich doch schon sechs Jahre früher die Ueberzeugung mit hinweggenommen, daß seine Tage gezählt seien. Als ich etwas später die beiden von M. Heyderich mit Sorgfalt und Liebe herausgegebenen Bände seines Nachlasses erhielt, erregte mir der erste derselben zwar durch die vielen darin enthaltenen geistvollen Bemerkungen großes Interesse, doch auch zugleich Betrübnis, indem der in Lob und Tadel hervortretende grüblerische Geist mir klar machte, aus welcher Ursache der Dichter zu keiner weiteren Produktion gekommen. Glücklich ihr Aeschylus, Shakespeare, Calderon, Goethe, die ihr rückhaltlos den Eingebungen eures Geistes folgtet, glücklich selbst diejenigen geringeren Dichter, die sich

das Produziren nicht durch Grübeleien zur Marter machten, sondern nach ihrem besten Können das zu Papier brachten, was ihnen die Muse eingab. — Mit ungleich größerem Interesse las ich den zweiten Band, der nachgelassene Fragmente von Dramen und hie und da auch Abrisse der Pläne hierzu enthält. Ich fand darunter nicht nur das, was mir schon im Manuskript bekannt geworden, sondern auch andres. Die spärlichen Bruchstücke eines Dramas Christus lassen noch in keiner Weise erkennen, wie er den Stoff zu gestalten dachte. Auch Grabbe und Hebbel haben denselben bearbeiten wollen, sind aber nicht über die ersten Ansätze dazu hinausgekommen, und dies begreift sich leicht; denn obgleich beide, besonders der zweite, ein weit kühneres Selbstvertrauen hatten als Ludwig, sahen sie doch wohl ein, daß ihre dichterische Kraft einer solch ungeheuren Aufgabe nicht gewachsen sei, und daß ihr Christus wahrscheinlich hinter dem Oberammergauer Passionsspiel, das aus dem ihnen wie unsrer ganzen Zeit mangelnden Glauben hervorgegangen, zurückstehen würde. Jedenfalls kann ich mir ein solches Drama, wie es Ludwig projektierte, doch nur für das Lesen bestimmt denken, nicht aber dafür, daß es öffentlich gespielt werde, denn die bei weitem meisten Hörer müßten andre Reden, als die ihnen aus der Bibel bekannten, als Profanation betrachten. — Von einem früheren Drama im Stile von Lenz und Klinger, das sich, glaube ich, vollendet vorgefunden, aber im Nachlaß nicht gedruckt ist, habe ich nichts Näheres erfahren. Wenn

es nicht, ohne daß ich davon gehört, neuerdings heraus-gegeben worden ist, sollte dies doch jedenfalls geschehen. Wird doch jetzt vielfach der geringste Plunder, nur weil er der sogenannten klassischen Periode angehört, ans Licht gezogen, und daß Ludwig etwas ganz Wertloses ge-schrieben, läßt sich nicht glauben. — Eine Eigenheit unsres Dichters war es, daß er, wie seine Makkabäer, seine Genoveva und Agnes Bernauer, sein Marino Falieri zeigen, Stoffe wählte, die schon häufig vor ihm bearbeitet waren. Man kann zu Gunsten hiervon anführen, daß die griechischen Tragiker beinahe immer die Mythen und Sagen, die selbst vor Aeschylus schon bei der Dionysien-feier gespielt worden waren, behandelten, daß es schon vor dem Shakespeareschen einen Lear und König Johann gab, daß Racine bei seiner Iphigenie und Phädra nicht nur Euripides, sondern auch Rotrou zu Vorgängern hatte. Es ist unbedenklich, wenn ein schwaches Stück, wie dies in den ersten Fällen zutrifft, durch das eines großen Dichters in Schatten gestellt wird. Minder jedoch findet dies statt, wenn ein schon trefflich bearbeiteter Stoff noch-mals behandelt wird, und Racine hat es sich ge-fallen lassen müssen, daß Schlegel in einem ausführlichen und geistreichen Aufsatze dessen Phädra weit unter den Hipolyt des Euripides stellte. Welcher Dichter würde noch wagen, einen Macbeth und Othello zu dichten? Eine verwegene Idee von Ludwig war es daher, nach Schiller einen Wallenstein schreiben zu wollen. Ich ver-kenne nicht die Fehler, die er an dem Werk gerügt hat,

aber mit diesen sind so viele Schönheiten verwachsen, daß diese Blumen von berauschendem Duft und blendendem Farbenglanz uns das Unkraut vergessen lassen, welches sie so überdecken, daß wir es gar nicht gewahren. Allerdings beabsichtigte Ludwig, den gewaltigen Mann und seinen Untergang ganz anders darzustellen als Schiller. Das Ganze sollte realistisch gehalten werden und genreartige Bilder, wie sie Schiller in dem unvergleichlichen Lager vorgeführt, einen breiten Raum in dem Ganzen, das in Prosa ausgeführt werden sollte, einnehmen. Eine solche realistische Behandlung könnte auch gewiß ihren Wert haben, wenn nicht Schillers Meisterwerk vorhanden wäre; aber neben diesem im höchsten Stil der Poesie ausgeführten Werke, würde Ludwigs projektirter Wallenstein doch eine traurige Rolle gespielt haben, ebenso wie die sogenannten religiösen Bilder von Caravaggio und Spagnoletto, auf denen die Figuren eher Banditen als Aposteln gleichen, neben den herrlichen Grablegungen von Raphael und Tizian. Mehr beklage ich, daß ein „Tiberius Gracchus" Ludwigs, von dem uns nur ein kurzes, schönes Fragment erhalten blieb, nicht vollendet wurde. In ihm wollte Ludwig wieder auf den Stil der Makkabäer zurückgehen und die vielfach aufgestellten Behauptungen widerlegen, nur ein Sujet aus der Zeit nach der Reformation könne jetzt noch Teilnahme erregen. Die Zahl der für das Trauerspiel geeigneten Stoffe ist nicht übergroß, besonders wenn man die schon öfter behandelten vermeiden will. Ziehe man daher unsern Dichtern doch nicht

Schranken, welche die Spanier, Engländer, Italiener und Franzosen nicht gekannt haben, von denen die beiden letzteren vielmehr antike Sujets vorzugsweise, wo nicht einzig für den Kothurn der tragischen Muse geeignet hielten.

IV.

Als ich erst etwa 18 Jahre alt war, lernte ich einen jungen Mann kennen, der eben so oft wie die vorhergenannten in meiner Erinnerung auftaucht und mir das Bedauern erregt, daß er die schöne Begabung, die ihm verliehen war, nicht so weit hat ausbilden können, um Werke zu hinterlassen, die noch den folgenden Geschlechtern Zeugnis ablegten, daß sein heißes Streben mit Erfolg gekrönt worden sei. Ich begegnete auf einer Fußreise an der Riviera einem jungen, mir an Jahren etwa gleichen Manne, der durch das Malgerät, das er trug, sich sogleich als Künstler kundgab. Nachdem er schon längere Zeit vor mir hergegangen, gewahrte ich, wie er auf einer steilen Höhe seinen Feldstuhl niederstellte, sein Gerät vor sich ausbreitete und die Aussicht auf Meer und Küste, die sich hier besonders malerisch erstreckte, zu malen begann. Nachdem ich längere Zeit unfern von ihm auf einem Steinblock gesessen, trat ich an ihn hinan und bat ihn auf französisch, mir zu gestatten, daß ich seine Arbeit betrachtete. Seine Antwort bekundete ihn

als Deutschen, es entspann sich alsbald ein weiteres Gespräch zwischen uns und wir setzten binnen kurzem den Weg vereint weiter fort. Der größte Teil der westlichen Riviera lag schon hinter uns. Diese wurde damals mit Ausnahme von Nizza gewöhnlich nur auf der Durchreise und flüchtig besucht, und die jetzt mit glänzenden Gasthäusern prangenden, von Wintergästen überfüllten Orte Mentone und San Remo, sowie das durch seine paradiesische Lage berühmte, durch seine Spielhölle berüchtigte Monaco boten dem Reisenden nur ein bescheidenes Unterkommen zum Uebernachten. Ich habe, als ich viele Jahre später mehrmals den Winter in den genannten Orten verbrachte, dieselben genauer kennen gelernt, bin aber zu der Erkenntnis gelangt, daß schöne Gegenden allein mich auf die Dauer nicht zu befriedigen vermögen. Gäbe es in der Lüneburger Heide eine schöne Kunstsammlung und eine reiche öffentliche Bibliothek, so würde ich den Aufenthalt daselbst vielleicht dem an der Riviera vorziehen, welche nichts derartiges besitzt. Daß mein neuer Freund als Landschafter für letztere schwärmte und sich nicht satt an ihren Schönheiten schwelgen konnte, begriff ich jedoch sehr wohl; auch war ich empfänglich genug für Reize der Natur, um an den folgenden Tagen mit ihm auf mehrere steile fast unzugängliche Felsspitzen zu klettern. Einmal übernachteten wir in einem der alten Sarazenentürme, die hier besonders zahlreich von der Zeit Kunde geben, als die Seeräuber von Algier und Tunis oft unversehens an der Küste landeten, um Gefangene und

Beute davonzuschleppen, und in noch früherer Zeit in der Gegend von Frejus eine dauernde Niederlassung hatten. Ich bemerke hier, daß man unter dem Ausdruck „Sarazenenturm" teils solche alte Warten verstehen muß, die den Christen zur Bewachung der Küste dienten, teils aber auch solche, wo die Mauren selbst hausten, die vor ihrer Niederlassung in der Provence Streifzüge nach der Grafschaft Nizza sowie den italienischen Ufern machten und sich dort an einzelnen Punkten festsetzten. Auch die alte römische Stadt Turbia besuchten wir, und mein Freund, den ich Julius nennen will, suchte jeden malerischen Punkt mit dem Bleistift oder Pinsel auf das Papier zu bannen. Er hatte, als ich ihn im Herbst traf, schon viele Monate auf Reisen verbracht und einen großen Teil von Frankreich durchstreift. Am Abend ließ er mich seine Zeichnungen sehen, darunter eine, die Aussicht von der hoch über dem Meer gelegenen Kapelle Notre Dame de la Garde bei Marseille, die er als großes Oelbild auszuführen gedachte. Seine höchst sorgfältigen Aufnahmen der römischen Baudenkmale in Arles und Nimes, sowie des Pont du Gard zeigten mir, daß er auch in der Architekturmalerei Treffliches würde leisten können. Bevor wir uns zur Ruhe begaben, pflegte ich an meinem Tagebuch zu schreiben oder im Reigebaur zu lesen, der, Nachfolger des von Goethe gebrauchten Volkmann, als Vorgänger von Ernst Förster und Bädeker mein Reiseführer war. Eines Abends, in dem kleinen Cogoletto, erinnerte ich mich, daß dasselbe mit sechs andern Städten be-

hauptete, den Kolumbus zur Welt gebracht zu haben. Diese Meinung ist, glaube ich, jetzt die vorherrschende geworden. Vor einigen Jahren sah ich ein Haus von Cogoletto mit einer Inschrift, als sein Geburtshaus, versehen, auch ein Café, das mit seinem Namen prangte. Wie wir aus unserm kleinen Gemache auf Meer und Küste hinabblickten, fiel mir eine alte Legende in Bezug auf den Entdecker von Amerika ein, die ich irgendwo gelesen hatte. Christoforo, der schon in früher Jugend ein leidenschaftlicher Seefahrer war, wurde einmal von einem Sturme weit in das Meer hinaus nach Westen zu verschlagen und erblickte plötzlich vor sich auf einer hoch aus der schäumenden Flut aufragenden Klippe eine riesige Gestalt, die mit der Rechten abendwärts wies. Diese Vision schwebte ihm dann immer vor Augen, und ließ ihm nicht Ruhe, bis er den fünften Weltteil entdeckt hatte. Julius fand in dieser Anekdote Anlaß, noch an demselben Abende eine Skizze jener Bildsäule und des im Nachen umhergeschlenderten Knaben zu entwerfen, und ich schrieb eine kleine Ballade, welche den Stoff behandelte, eines der früheſten meiner Gedichte, und weit später in die Sammlung der letzteren aufgenommen.

Genua überraschte und entzückte uns beide, wie wohl alle, die es zum erstenmal sehen, über die Maßen. In der Herrlichkeit seiner Lage könnte es fast Neapel den Preis streitig machen. Um diese von allen Seiten betrachten zu können, ließen wir uns bald auf einem Boote durch den Hafen fahren, wo sich die Stadt mit ihren

Prachtgebäuden amphitheatralisch aus dem Grunde ihrer üppigen Gärten erhebt, bald schweiften wir auf den sie umgebenden Höhen umher. Aber in dem, was sie für die Kunst geleistet hat, steht die stolze Stadt des Andrea Doria nicht nur hinter den meisten Hauptstädten Italiens, wie Venedig, Florenz, Rom, Mailand, sondern auch hinter Siena, Perugia u. s. w. zurück. Die vorzüglichsten Gemälde, die Genua bewahrt, sind wohl die Steinigung des h. Stephanus von Giulio Romano und eine Anzahl von Porträts des van Dyck, der hier mehrere Jahre lang lebte. Die zahlreichen luxuriösen Paläste der Großen, deren jeder wert wäre, einem Kaiser zum Aufenthalte zu dienen, enthalten noch manche gute Bilder; aber ich glaube nicht, daß sie zusammen die Schätze aufwiegen, die das kleine Modena besitzt oder gar die, welche die Galerie von Parma aufweist. An der östlichen Riviera zeichnete Julius die Ruinen von Luna, jener altrömischen Stadt, die in der Zeit der Normannen noch aufrecht stand, aber von diesen zerstört wurde, indem sie in kolossaler Verwirrung aller Ortsbegriffe dieselbe für Rom hielten. Das kleine, jetzt viel genannte Lerici ließ ich beiseite liegen. Sein Ruf als letzter Aufenthalts- und Zufluchtsort des damals noch kaum genannten, von seiner Zeit verkannten und verfolgten, 1822 auf einer Seefahrt bei Viareggio ertrunkenen Shelley war damals noch nicht an mein Ohr gedrungen.

In Pisa machte der Campo santo einen überwältigenden Eindruck auf mich, wie ich den gleichen bei jedem

späteren Besuche dieser jetzt so tief gesunkenen Stadt empfunden habe. Wir brachten lange Stunden in dem Gebäude zu, und keiner wagte das tiefe Schweigen, das rings um uns waltete, durch einen Laut zu entweihen. Beim Herausgehen sagte Julius zu mir: Auf diesem Friedhof möchte ich begraben sein, Worte, die mich aus dem Munde des jungen, von Kraft und Gesundheit strotzenden Mannes überraschten und tief bewegten. Ich ahnte nicht, wie lange ich, der ich von Jugend auf schwächlich war, ihn überleben sollte. Es war mir, als ich jüngst von neuem diesen Friedhof besuchte, als ob sich die Freske des alten Orcagna, der Triumph des Todes, von der Wand ablöse, und der graue Alte mit seinem Gefolge an mir vorüberziehe und mir die Hand böte, um mich in das dunkle Reich hinabzuführen, das meinen jungen Freund schon vor so langer Zeit aufgenommen.

Umstände bestimmten uns, den Besuch von Florenz auf später zu verschieben und uns zunächst nach Mailand zu wenden. Die Besichtigung der Brera war für Julius' spätere Laufbahn entscheidend. Das Bild die Findung des Moses, früher dem Giorgione, jetzt dem Palma zugeschrieben, riß ihn zu höchstem Entzücken hin, wie es denn auch sicher zu den schönsten Werken der Venetianer gehört, und an Pracht und Schmelz der Farbe nie übertroffen worden ist. Das Sposalizio des Raphael, das vielen für die Hauptzierde der Galerie gilt, besah er nur flüchtig. Daß er sich für das gänzlich ruinirte Abendmahl Leonardos nicht begeistern konnte, wie viele dies

pflichtschuldigst thun zu müssen glauben, vermochte ich ihm nicht zu verargen. Sicher gibt der Stich des Raphael Morghen einen bessern Begriff von dem, was dieses Werk Leonardos einst gewesen, als dies rohe Wandbild, auf dem wohl kein Pinselstrich des Meisters übrig geblieben, das aber trotzdem noch immer von einem Heer von Kopisten umlagert wird. Ueber den Bildern Leonardos scheint ein eigner Unstern zu walten. Bisher hielt man doch die ihm zugeschriebenen im Louvre, darunter die Monalisa, an der er 20 Jahre gearbeitet haben soll, für sicher echt; aber jetzt werden ihm auch die meisten von diesen, wo nicht alle, abgesprochen, und es bleibt am Ende nur noch die Untermalung der Anbetung der Könige in den Uffizien und die kleine Madonna in S. Onofrio in Rom übrig. Es herrscht jetzt in der Kunstwelt ein wahrer Schwindel, alles wirbelt durcheinander, und wer weiß, ob die in den neuesten und am trefflichsten gearbeiteten Katalogen der Dresdener, Münchener und Berliner Galerien eingeführten Bezeichnungen nicht schon binnen weniger Jahre andern weichen müssen. — Den Genuß des Domes, der sicher eines der herrlichsten Bauwerke der Welt ist, ließen wir uns nicht dadurch trüben, daß die Kunstrichter lehren, sein Stil sei unrein. Wir gingen nie an seinem Thor vorüber, ohne hineinzublicken und besonders in dem Rundgang hinter dem Chor zu weilen, in den das Licht durch die gemalten Fenster einen zauberhaften Dämmerschein wirft. Die Basilika St. Ambrosius ist auch ein Bauwerk, das durch seine

einfach-grandiose Schönheit, wie durch die mit ihm verbundenen Erinnerungen mächtig fesselt. Sie blieb fast allein von allen andern Gebäuden auf den Trümmern des von Barbarossa zerstörten Mailand stehen. Später fand in ihr die Heirat Heinrichs VI. mit der Prinzessin Konstanze von Sizilien statt, durch welche der Untergang des Normannenreiches auf der südlichen Insel herbeigeführt wurde. In der Umgebung von S. Ambrogio wurde eine prachtvolle Zeltstadt aufgeschlagen, in welcher wochenlang glänzende Feste gefeiert wurden. Hätte die sizilische Königstochter die Folgen der Verbindung mit dem Hohenstaufen vorausgeahnt, durch welche das herrliche Königsgeschlecht der Hauteville, dieser leuchtende Stern in der Geschichte des Mittelalters, in den grauenvollsten Untergang gerissen wurde, wie würde sie von der Festlust hinweggeflohen sein, um in düsterer Einsamkeit die Hände zu ringen. Die Lage der Kassandra, wie Schiller sie in seinem herrlichen Gedicht schildert, wäre minder furchtbar gewesen, als die ihrige. Denn jene sah nur den unvermeidlichen Untergang von Priams Geschlecht voraus, dieser aber wäre klar geworden, daß durch ein festes, der Heirat entgegengesetztes Nein vielleicht das Geschlecht der Hauteville noch für Jahrhunderte auf dem Throne erhalten bleiben könne.

Bei unserm Abschied von Mailand sagte mir Julius: die Landschaftsmalerei sei doch ein untergeordnetes, der Verfallzeit angehöriges Kunstgebiet und er werde sich nun ganz der Historienmalerei zuwenden, und in der Lagunen-

stadt hoffe er seine eigene Kunst an der Sonne der großen Venetianer zur Blüte zu bringen.

Das alte Brescia, ebenso durch seine schöne Lage, wie durch mannigfaltige Sehenswürdigkeiten, die es enthält, zu den interessanten Städten Italiens zählend, war unser nächster Rastort. Arnold, jener frühe Vorgänger Luthers und Calvins, der eine Zeitlang in ganz Ober- und Mittelitalien eine ungeheure Macht über die Geister übte, aber zuletzt der Gewalt der Päpste erlag und hier verbrannt wurde, schwebte vor unserm Geist, indem wir die zum Teil düsteren, mittelalterlichen Straßen durchschritten. Nicht auf alle Teile Brescias paßt dieses Epithet; es besitzt auch Plätze und Paläste, wo die Renaissance vorherrscht, und unter diesen ragt, wenigstens durch seinen reichen Inhalt, das Gebäude, welches die Gemäldesammlung enthält, hervor. Wer den Meister Moretto kennen lernen will, muß ihn hier aufsuchen. Das herrlichste seiner Bilder, eines der schönsten, welche die Malerei überhaupt hervorgebracht hat, die heilige Justina, befindet sich freilich im Belvedere zu Wien, zwei andre treffliche im Städelschen Institut zu Frankfurt; aber die weitaus größte Anzahl derselben ist in Brescia verblieben. Die genannte Galerie wie die Kirchen besitzen deren zahlreiche. Die Fülle der Herrlichkeit, welche dieser eine Maler aufweist, setzt wahrhaft in Erstaunen. Wie glücklich waren die Künstler jener, vor allen andern begnadigten Periode! So Vieles und Großes zu leisten, ward ihnen nur dadurch möglich, daß sie schon in den

Knabenjahren als Farbenreiber in den Werkstätten der Meister thätig gewesen und schon als Jünglinge sich ganz und ausschließlich der Malerei widmen konnten, daß sie um sich her nur edle hohe Kunstgebilde erblickten, und daß keine verwirrenden falschen Vorbilder sie auf Irrpfade verlockten. Julius hätte gerne sein Gerüst sogleich vor einem der Gemälde Morettos aufgeschlagen; aber Venedig zog ihn doch zu mächtig an, als daß er in so geringer Entfernung von ihm noch Rast gehabt hätte. Als er dort angelangt war, vergingen ihm die ersten Tage in einem wahren Taumel. Vom Morgen bis zum Abend durchschweifte er die Straßen und Plätze der Stadt, von deren Anblick er so berauscht war, daß er noch nicht zur Besichtigung der Kirchen, Paläste und Kunstsammlungen gelangen konnte. Der Blick von den Fondamenta nuova auf die schneegekrönte Alpenkette mit dem hochragenden Monte Cristallo und Antilao, der von den öffentlichen Gärten nach den Euganeischen Bergen, auf den Canal grande und auf die in prachtvoller Ausdehnung hingestreckte Stadt entzückten ihn, besonders bei Sonnenuntergang, dermaßen, daß er schwankend wurde, ob er nicht bei der Landschaftsmalerei verbleiben sollte. Aber als er die Kirchen St. Johann und Paul und die Frari, diese beiden Kunsttempel, reich wie Museen, als er außer der Akademie auch die damals noch nicht an die Newa transportirte Sammlung Barberigo, sowie die noch nicht geplünderte des Palastes Manfrin gesehen hatte, kehrte er wieder zu seinem frühern Entschlusse zurück.

Wie oft habe ich beklagt, daß er nicht die Perle letzterer Sammlung, die Lautenspielerin Giorgiones, die jetzt im Privatbesitz eines Engländers den Augen der Welt entrückt ist, kopirt hat! Ein solches Kunstwerk egoistisch nur zu seinem eigenen Genuß hinter seinen vier Wänden den Blicken aller andern zu entziehen, die sich daran begeistern und vielleicht zu eigenen höheren Schöpfungen erheben könnten, ist in Wahrheit ein Verbrechen. Noch verdienstvoller als eine Kopie der Lautenschlägerin wäre eine solche des wundervollen Petrus Martyr von Tizian und des Gian Bellin in St. Johann und Paul gewesen, die beide später durch Brand untergingen. Aber Julius hatte recht, daß er sich nicht sogleich an eine solch schwierige und große Arbeit machte, sondern seine Kraft zuerst an kleineren erprobte. Ich traf ihn eines Morgens in der Sakristei des Redentore auf dem Gerüst vor einem der drei herrlichen Bilder des Gian Bellin. Jetzt werden diese von einigen sogenannten Kunstkennern, die sich besonders mit dem Umtaufen von Bildern viel zu schaffen machen, geringeren Malern zugeschrieben, aber ich lasse mich dadurch nicht irre machen und halte sie nach wie vor für vorzügliche Arbeiten des großen Meisters. Julius kopirte nach und nach die drei Bilder dieser Sakristei und die Kopien fielen befriedigend aus. Die Maler jener Zeit besaßen noch nicht die Meisterschaft des Kolorits, in welcher mehrere der neueren fast mit den großen Venetianern wetteiferten; gerade diese Seite der Kunst war von den trefflichen Männern, von denen deren

Wiedergeburt im ersten Drittel unsres Jahrhunderts ausging, noch vernachlässigt worden. Zuerst gaben wohl der geniale Delacroix und Gallait in der Abdankung Karls V. das Signal, jenen harten und trockenen Farbenton, welcher die herrlichsten Kompositionen eines Cornelius, Führich u. s. w. nicht zur vollen Geltung gelangen läßt, einem saftigeren und tieferen weichen zu lassen; und hierin haben sie jüngere Künstler als Nachfolger gehabt, die namentlich im Porträt und in Kopien Außerordentliches leisteten.

Ich mußte Venedig verlassen. Am Tage des Abschieds fand ich Julius, der mir schon früher den Entschluß ausgesprochen hatte, ganz daselbst zu bleiben, mit einem Barett auf dem Haupt und in jener Künstlertracht, welche an das malerische Kostüm erinnerte, das sich auf Bildern aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts häufig findet und welches, wie sich dies aus Porträts erkennen läßt, auch Giorgione, Raphael, Dürer, in seiner Jugend auch Kaiser Karl V. getragen hatte. Ich verlor ihn nun auf einige Zeit aus den Augen, aber etwas mehr als ein Jahr später schrieb er mir aus der norddeutschen Stadt, wo er zu Hause war, eine Krankheit seines Vaters habe ihn zu seiner Familie zurückgerufen; nun sei letzterer genesen und er werde nach Venedig zurückkehren, denke aber vorher einige Zeit in Dresden der Besichtigung der Galerie zu widmen. Seiner Aufforderung, dort mit ihm zusammenzutreffen, entsprach ich, und bald stand ich mit ihm vor der sixtinischen Madonna.

Die Herrlichkeit dieses Bildes bemächtigte sich seiner so ganz, daß er an demselben Tage nichts anderes mehr sehen wollte, eine gute Lehre für die Reisenden, und deren Zahl ist Legion, welche ganze Galerien in einer Stunde durchlaufen. Als diese wohl herrlichste aller Madonnen in Dresden anlangte, und in das Schloß gebracht wurde, erhob sich König August von seinem Thron und befahl, das Bild auf denselben zu setzen. Diese Liebe für das Echte und Hohe in der Kunst, in einer Zeit, als der Geschmack aufs tiefste gesunken war, muß uns — das hier beiläufig gesagt — für den sonst keineswegs tadellosen Fürsten einnehmen. Kunst, Poesie und Wissenschaft sind etwas so Herrliches, daß wir denjenigen, die sie geachtet und gefördert haben, einen Teil der Hochschätzung zukommen lassen sollten, die wir denen zollen, welche selbst Großes auf ihrem Gebiete geleistet haben. Die sixtinische Madonna steht so unerreicht am Himmel der Kunst, daß selbst der tüchtigste Maler beim Versuche, sie zu kopiren, um ganze Siriusweiten hinter ihr zurückbleiben muß; wie selbst Herschels Riesenteleskop den fernsten Fixstern dem Auge des Astronomen nicht näher bringt, wird er sie immer in unendlicher Ferne über sich erblicken. So war es denn nur begreiflich und zu billigen, daß Julius mit ehrfuchtsvoller Scheu vor dieser Sixtina stand, von seinem Herzen aber mehr zu andern Bildern der unvergleichlichen Galerie hingezogen ward, denen er sich ohne Zögern nähern konnte. Besonders entzückt war er von der wundervollen Anbetung der Könige von Paul

Veroneſe und dem herrlichen „Jakob und Rahel“, das damals für Giorgione galt und ſicher dieſes Meiſters würdig iſt. Er dachte einen Augenblick daran, länger in Dresden zu bleiben, um beide zu kopiren, aber es zog ihn zu mächtig nach Venedig zurück; auch ſagte er mir, er habe während der Zeit, in der er mich nicht geſehen, ſo viel an Kopien gearbeitet, daß er ſich nun danach ſehne, ſeine Kraft im eigenen Schaffen zu verſuchen. Ein paar noch nicht vollendeter Porträts, die er in Deutſchland begonnen, zeigten, daß er die großen Meiſter dieſes Faches, deren Venedig ſo zahlreiche hervorgebracht, mit Erfolg ſtudirt hatte. Er ſprach von Kompoſitionen zu Erzählungen des Dekameron, die er entworfen habe und in Oel auszuführen denke. Dies aber ſchien mir bedenklich. Wie allverbreitet Boccaccios Buch auch iſt, gibt es doch ſicher ſehr wenige, denen die hundert darin enthaltenen Erzählungen ſo feſt im Gedächtnis hafteten, daß ihnen bildliche Darſtellungen nach denſelben unmittelbar verſtändlich wären. Ein Bild muß von beſonderer Vorzüglichkeit ſein, um den Zuſchauer noch zu entzücken, wenn er auch nicht weiß, was dasſelbe vorſtellt. Dies iſt der Fall bei einem im Hauſe des Michel Angelo in Florenz befindlichen Gemälde des Giorgione, auf welchem ein Ritter eine in Ohnmacht geſunkene Dame im Arm hält. Ein großer Kenner der Kunſt und Litteratur hat mir geſagt, es ſtelle einen Vorgang aus einer der früher viel geleſenen, auch von den italieniſchen Dramatikern eifrig ausgebeuteten Novellen des Bandello dar.

Wahrscheinlich verhält es sich mit dem früher im Palast Manfrin, jetzt im Palast Giovanelli befindlichen Bilde, gewöhnlich die Familie des Giorgione genannt, ebenso, auf welchem ein halbbekleidetes Weib mit einem Säugling an der Brust einen jungen, phantastisch gekleideten Mann erblickt. Ferner gehören hierher zwei andre Hauptbilder des nämlichen Meisters, „Das Konzert im Palast Pitti", von dem eine alte Familienüberlieferung behauptet, der orgelspielende Mönch sei Luther, der Page Katharina von Bora, die ihn auf der Reise nach Italien begleitet haben soll, und dem schönen, in der intensiven Farbenglut nicht zu übertreffenden Bilde im Louvre: einer kleinen heiteren Gesellschaft, die inmitten einer schönen Landschaft auf dem Rasen ausgestreckt ruht und zu deren Seiten zwei schöne, wie es scheint allegorische Frauengestalten angebracht sind. Tizians Meisterwerk, die fälschlich so benannte irdische und himmlische Liebe, wird wohl auch eine Situation aus einer der unzähligen italienischen Novellen, vielleicht auch aus Pulci, Bojardo oder Ariost vorstellen. Da jetzt so unendlich viel über Kunst geschrieben wird, wäre zu wünschen, daß einer der Verfasser solcher Schriften in der Litteratur des 14. bis 16. Jahrhunderts Umschau hielte, um hierüber Klarheit zu verbreiten, was freilich eine schwierigere Arbeit wäre, als landläufige Redensarten zu wiederholen, die man schon in Tausenden von Büchern und Journalen finden kann. Meiner Mahnung, andre Vorwürfe für seine Gemälde zu wählen, als die erwähnten, verschloß sich Julius nicht.

Bald nach seiner Heimkehr an die Adria hörte ich, er arbeite an einem Bilde, welches die Hinrichtung des Marino Faliero auf der Riesentreppe des Dogenpalastes vorstelle. Auch daß dies sein erstes Werk auf mehreren Ausstellungen Beifall gefunden, ward mir geraume Zeit später berichtet. Dann aber kamen betrübende Kunden. Der Vater meines Freundes war gestorben und es hatte sich herausgestellt, daß er die Verhältnisse seines Handelshauses in Zerrüttung zurückgelassen. Die Mutter, die jetzt mit ihren unmündigen Kindern alleinstehend den Bankerott des Hauses vor der Thüre sah, bestürmte ihn nun zurückzukehren und an die Spitze des Geschäftes zu treten, indem sie ihm vorstellte, nur so könne er sie und seine Geschwister vom Untergange retten. Julius rang lange mit sich selbst; der Gedanke, der Kunst zu entsagen, war ihm fürchterlich, doch entschloß er sich zuletzt mit brechendem Herzen, da er es für ein Gebot der Pflicht hielt, dies zu thun. Bevor er die Kunst aufgab, wollte er nur noch ein begonnenes Gemälde vollenden, das der Nachwelt ein Zeugnis seines ernsten und nicht ganz fruchtlosen Ringens sein sollte. Er hatte schon seit einiger Zeit an einem Bilde gearbeitet, das die Vermählung des Dogen mit dem Meere vorstellen sollte. Da er von der Mutter mit Bitten bestürmt wurde, bald zurückzukehren, malte er mit fieberischer Hast. Aber infolge der Gemütsbewegungen der letzten Zeit ergriff ihn ein heftiges Fieber. Noch mit zitternder Hand suchte er weiter zu arbeiten, aber zuletzt entsank ihm der Pinsel.

Vielleicht war es ein Glück für ihn, daß in seinen letzten Tagen Bewußtlosigkeit seinen Geist umnachtete, so daß er nicht zu der Erkenntnis kam, welche Hoffnungen und Pläne mit ihm zu Grabe gingen.

Oft, wenn die Schatten derjenigen, denen ich diese Blätter gewidmet, und denen ich die von andern Künstlern, Dichtern, Gelehrten, welche in der Blüte der Jahre hinweggerafft wurden, hinzufügen könnte, aus ferner Vergangenheit vor mir aufsteigen, wecken sie düstere Gedanken in mir, die ich vergebens zu bannen suche. Kunst, Poesie und Wissenschaft, sage ich mir dann, für die sie so heiß geglüht, können nicht das sein, um was uns zu mühen wir auf der Welt sind. Ebenso, wie seit dem Beginne der Zeiten die Völker eines dem andern ins Grab gefolgt und ihre Reiche in Trümmer gesunken sind, so sind auch ihre Bauten, selbst solche, die Giganten der Unterwelt aufgetürmt zu haben scheinen, eine nach der andern zerbröckelt. Noch ragen Ruinen aus frühen Tagen der Welt in die unsre herüber; aber auch diese, die Höhlentempel der Inder, die Pyramiden von Memphis, wie die Säulenpracht des Parthenon stürzen Stein nach Stein in den Untergang, der schon so viele Bauwerke ereilt, welche erst errichtet wurden, als sie schon Jahrtausende alt waren. Die Münster des Mittelalters, wie die himmelanragende Peterskuppel und was noch die Hand kommender Menschen emportürmen mag, wird ihnen nachfolgen. Aber Werke der Architektur können noch auf ungleich längere Dauer rechnen als solche der Malerei.

Alles, was der Pinsel der Griechen schuf, ist längst völlig untergegangen, oder doch nur in schwachen Erinnerungen in den pompejanischen Fresken zurückgeblieben. Können nicht die Bilder an der Decke der Sixtina, vielleicht das Höchste, was die Kunst je hervorgebracht, jeden Tag herabstürzen und als eine Masse Schuttes den Boden decken? Wie viele Meisterwerke der großen Maler der Renaissance sind schon von den Flammen verzehrt, wie viele andre an den Mauern, die sie schmückten, durch Wind und Wetter zerstört worden, oder sind durch die Hand von Restauratoren zu Grunde gegangen! Sicher wird von allen Gemälden des 16. Jahrhunderts schon wegen der Vergänglichkeit der Leinwand, der Holztafeln und des Papiers nach einem Jahrtausend nichts mehr vorhanden sein. Die Werke der Bildhauerkunst scheinen durch die Felsenfestigkeit des Marmors ewige Dauer zu versprechen; aber wie wenige der Götterstatuen der griechischen Bildhauer sind auf uns gekommen, und kann ein neuer Barbarensturm nicht auch diese, die nie wieder erreichten Vorbilder des hohen Stils zertrümmern? Auch der leiseste Klang von den Schöpfungen der griechischen Tonkunst ist wie ein leerer Schall in die Lüfte verhallt, und doch müssen diese, wenn sie auf gleicher Höhe mit den Meisterwerken der Skulptur standen, selbst die herrlichsten Kompositionen der neuen Zeit übertroffen haben. Endlich die Hymnen und Oden der griechischen Lyriker; sind sie nicht bis auf winzige Bruchteile zu Grunde gegangen? Ist von den Werken der Tragiker und Komiker mehr als ein

kleiner Rest übrig geblieben? Daß auch das Höchste, was die Litteratur der neueren Völker hervorgebracht hat, ein gleiches Schicksal ereilen wird, ist mit Sicherheit vorauszusehen. Und lohnt es sich bei dieser Vergänglichkeit des Höchsten ebenso wie des Geringsten überhaupt noch, daß man sich für mehr als den Bedarf eines jeden Tages mühe oder etwas andres hervorbringe, als Werke, die für den Nutzen des praktischen Lebens dienen, Arbeiten im Fache der Technologie, des Ackerbaues, der Medizin?

Oft, wenn solche düstere Gedanken über mich kommen, ringe ich danach, sie von mir abzuschütteln, und es gelingt mir beinahe. Die kolossale Lehre Kants von der Idealität der Zeit und des Raumes, neben den Entdeckungen Galileis, Keplers, Newtons in betreff des Weltgebäudes, sowie die Darwins über die Entstehung der Arten, die ungeheuerste der neueren Jahrhunderte, scheinen mir bisweilen das Rätsel zu lösen. Nach der Lehre des großen Königsbergers riefe nur der Schleier der Maja, der unsre Sinne in dieser Erscheinungswelt umhüllt, die Täuschung hervor, als gäbe es ein Werden und Vergehen, eine Vergangenheit und Zukunft; wenn der Tod diesen Schleier hinwegzöge, würden wir alles in einer dauernden Gegenwart sehen und erkennen, daß Untergang und Vergehen nur eine Täuschung seien. Aber dann werde ich mir wieder des Ausspruches Schopenhauers bewußt, daß auch die vollkommenste Philosophie noch einen unerklärbaren Rest zurücklasse, der wie ein

fern grollendes Gewitter am Himmel stehe. Und verhält es sich mit der Darwinschen Lehre anders? Durch sie ist der Schleier des Weltgeheimnisses abermals weiter gelüftet, aber ist er gehoben worden? Unsre noch an die Kategorie von Raum und Zeit, Anfang und Ende gebundene Erkenntnis fragt fruchtlos nach dem Ursprung der Materie, aus welcher die Meere und weiter alle Wesen hervorgegangen, sowie nach dem Ziel dieser Entwickelung, die sich als eine ins Unendliche fortgehende vielleicht denken, aber nicht vorstellen läßt. Ja selbst die sich übereinander reihenden Welten über Welten, Himmel über Himmel Newtons sind kaum unserm Denken, gewiß aber nicht unsrer Vorstellung faßbar, welcher vor ihnen schwindelt.

Maria la Blanca.

Das alte Toledo, im Mittelpunkte der pyrenäischen Halbinsel gelegen, indem die Entfernung von ihm nach der französischen Grenze, nach dem Felsen von Gibraltar, nach dem Mittelländischen und Atlantischen Meer die gleiche ist, gehört unstreitig zu den merkwürdigsten Städten der Welt. Wenn man von der Höhe des Felsens, auf dem der alte maurische Alcazar thront, den Blick auf das Häusermeer unten, die dazwischen liegenden Gärten und Ruinenhaufen und auf den ringsum flutenden Tajo hinabgleiten läßt, genießt man eines Anblickes, dessen malerischer Reiz kaum seinesgleichen hat. Und der gewaltige Eindruck desselben von der Höhe steigert sich von Schritt zu Schritt, wenn man, die vielgewundenen Straßen hinauf und hinab klimmend, das Konglomerat von Bauten aus allen Zeiten betrachtet. An der Hand dieser Bauwerke, die sich hier, teils halb zertrümmert, teils noch aufrecht stehend, um uns drängen, steigen wir von Jahrhundert zu Jahrhundert in die graueste Vergangenheit hinauf. Wenn alte, mit geheimnisvollen Schriftzeichen überdeckte Steinhaufen uns in die fernste Vorwelt zurückweisen, so

ragen nacheinander aus diesem Abgrund der Zeiten an unsrer Seite Bauten der Römer, Goten, Araber und christlichen Spanier vor uns auf; oft sehen wir das Werk der Goten mit dem der Römer ineinander gewirrt, die maurischen Zieraten mit den germanischen verschlungen.

Allein dieser Prozeß ist nicht ein einfacher, wie er sich auch anderswo findet, er wiederholt sich auf mannigfaltige Art. Dasselbe Gebäude, das zuerst ein heidnischer Tempel war, wurde durch teilweisen Umbau von den Goten in eine Kirche, von den Arabern in eine Moschee, nachher in eine jüdische Synagoge und schließlich von neuem in eine christliche Kirche umgewandelt. Wird hiermit das Ende dieser Metamorphosen erreicht sein oder werden unsre späten Enkel sehen, wie die christlichen Gotteshäuser einem neuen Kultus geweiht werden? Nach dem bisherigen Gang der Geschichte, wonach eine Religion immer die andere verdrängt hat, muß man es annehmen. Möge statt der dann untergegangenen eine neue bei uns einziehen, die die blutbefleckten Altäre einer ursprünglich reinen, aber durch Trug und Irrwahn schmachvoll entstellten Religion einer Gottesverehrung des Lichtes, der Freiheit und der Menschenliebe widmet.

Einer meiner Lieblingsaufenthalte ist die Kirche Maria la Blanca oder der Platz vor derselben. Die Kirche war, bevor sie dem christlichen Gottesdienste geweiht wurde, eine Moschee; aber ehe die Mauren sie ihrem Allah widmeten, war sie unter den Goten schon eine Kirche, noch früher ein heidnischer, dem Herakles geweihter Tempel

gewesen. Wenn ich mich abends oder bei anbrechender Nacht auf dem Platze vor dieser Maria la Blanca befinde und die zahllosen Türme und Zinnen der Stadt längere Schatten über dieselbe hinbreiten, gewährt es mir Freude, die Vergangenheit Toledos vor mir heraufzubeschwören. Ich mache nicht bei der Zeit der Römer Halt, sondern steige in diejenige hinauf, als die Iberer, die Ahnen der heutigen Basken, die Halbinsel innehatten. Was vielleicht Jahrhunderttausende vor dem Beginn der Geschichte auf diesem Boden vorgegangen, welche Völkerstämme schon vor den Iberern denselben bewohnt, wagt der zagende Geist kaum sich selbst zu fragen. Ihre Werke, vielleicht gleich gigantisch wie die der Aegypter, sind in Staub zerfallen, vielleicht ist die Asche von Myriaden in ein Atom zusammengeschwunden. Aber das Andenken an die uns näherstehenden Iberer, deren Sprache sich wenigstens in vielen Ortsnamen erhalten hat und in derjenigen der heutigen Basken fortlebt, ist nicht erloschen. Wenn mein Geistesauge von meinem Sitze hier oben über das Land hinabschweift, das sich unten weithin ausdehnt, sehe ich die Eingeborenen im Kampfe mit den römischen Eindringlingen, die Männer und Weiber auf ihren Wagenburgen, wie sie lanzenschwingend mit wildem Geschrei den anstürmenden Römern Trotz bieten und eher ihre Säuglinge und sich selbst unter den Trümmern begraben, als daß sie sich ergäben. Nicht bloß Numantia und Sagunt, hundert Städte, deren Namen keine Geschichte bewahrt hat, stehen, wie zweitausend Jahre später Saragossa,

ihren Unterjochern in heroischem Trotze gegenüber. Dann kommt ein Wandel in die Scene, ich sehe über mir die Bildsäule des Herakles, die den Eingang seines Tempels schmückt, und vor mir und unter mir breitet sich allhin die stolze Römerstadt mit ihren Aquäducten und Thermen, Amphitheatern und Siegessäulen, ihre Straßen durchhallt vom Tritt der Legionen, durchrauscht vom Fluge der Siegesadler. In dem Tempel, der hinter mir seine Thore öffnet, zieht der Dampf von Festhekatomben durch die weiten Hallen hin und Chorgesang feiert den Sohn der Alkmene.

Ein Nebel gleitet über das Bild und, wie er weicht, liegt ein andres vor meinen Augen: die Hauptstadt des Westgotenreiches. Die Tempel sind dieselben geblieben, aber auf ihren Dächern leuchtet das Kreuz. Prozessionen von Kuttenträgern ziehen durch die hallenden, vielgewundenen Straßen. Vom Tajo empor rollt im Prachtwagen König Roderich an der Seite seiner geliebten Florinda mit glänzendem Gefolge seiner gotischen Großen zu seinem hoch auf den Felsen ragenden Palaste, demselben, der nachher ein maurischer Alcazar, dann von Karl V. zum Herrschersitz der spanischen Könige verwandelt wurde und noch heute mit dem kaiserlichen Doppeladler prangt. — Wieder schwindet das Bild, und verwandelt ist alles. Bleigedeckte Kuppeln mit hohen Minarets, auf deren Spitzen goldene Halbmonde blinken, ragen empor; durch die Straßen wälzen sich turbanhäuptige Scharen, Bazare hallen vom Rufe der Marktverkäufer.

Von einem erhöhten Platze vermag ich hinabzuschauen in die inneren Höfe der Häuser, wo am plätschernden Springbrunnen der Hausherr mit den Kindern ruht und zur Seite verschleierte Schönen hinter den Gittern der Fenstererker lauschen. Ueber die andern Dächer ragt der Palast des Herrschers mit weiten Hallen und Höfen; inmitten des einen ein Lusthaus von wundersamem Ansehen, ein Kiosk, dessen Wände Wassermassen bilden, die zu allen Seiten herniederstürzen, und der den Königen Toledos während der Glut des Sommers einen wonnevollen Aufenthalt gewährt.

Indessen ich so in den Anblick des arabischen Toledo versunken bin, wie es, nach dem Untergang der über ganz Spanien herrschenden früheren Dynastien, unter den arabischen Herrscherhäusern war, mahnt mich Glockenton, der aus einem nahen Gebäude schallt, daß hier, inmitten einer mohammedanischen Stadt, wie im ganzen moslemischen Spanien, den Christen, welche selbst in den ihnen unterworfenen Ländern die Andersgläubigen mit wütendem Haß verfolgten, ein Asyl geboten wurde. Wenn auch der Pöbel bisweilen in Excesse gegen sie ausbrach, so hatten sie sich doch des Schutzes der Regierungen zu erfreuen. Eine Schar von Männern und Frauen, die in einer von der arabischen etwas verschiedenen Tracht in das Thor von Maria la Blanca eintrat, erkannte ich als Juden.

Aber plötzlich aus meiner Träumerei erwachend, sah ich, daß schon die Nacht herabgesunken war und daß

mich in wachem Traum lebendige Bilder dessen, was vor mir geschehen und was meinen Geist beim Lesen abendländischer und orientalischer Werke vielfach beschäftigt hatte, umschwebt hatten. Wenn ich über die Kultur der spanischen Araber schon durch eingehende Studien unterrichtet war, so hatte ich von derjenigen der spanischen Juden doch nur flüchtiger Notiz genommen und sah mich nun gemahnt, mich etwas näher über dieselbe zu unterrichten.

Die Juden, dieses kleine, ursprünglich längs eines schmalen Streifens am Mittelländischen Meer in enge Grenzen eingeschlossene Völkchen, verbreiteten sich doch schon früh in ferne Länder. Durch das babylonische Exil wurden manche derselben weit in das Innere Asiens versprengt, und von neueren Reisenden ist behauptet worden, es fänden sich inmitten von Völkern des fernen Ostens manche Juden, die nur die Erinnerung ihrer Glanzzeit unter König David und Salomo bewahrt, aber nie etwas von Jesus Christus gehört hätten und des Glaubens wären, der große Tempel von Jerusalem stehe noch aufrecht. Nach der Zerstörung der Stadt und dem von Titus erlassenen Gebot, daß sich kein Jude mehr bei Todesstrafe auf dem Boden aufhalten dürfe, auf welchem nun die römische Aelia capitolina erblühte, zerstreuten sich die Juden nach allen Teilen der alten Welt. Viele von ihnen schleppte der Imperator in Ketten geschmiedet mit sich fort; in den syrischen Städten wurden zahllose unter dem Jauchzen der Bevölkerung in den

Amphitheatern von den Zähnen der wilden Tiere zerrissen oder mit rotgeglühten Eisenruten in den Kampf gejagt, um durch das Schwert der Gladiatoren umzukommen.

Auch das neuerbaute Kolosseum in Rom war der Schauplatz solcher Greuelscenen. Auf dem Bogen des Titus erblickt man noch heute in Stein gehauen den Triumphzug des Kaisers, wie die Silberleuchter und die Schaubrote des Tempels den gefangenen Juden vorauf zum Kapitol emporgeführt werden. Diejenigen Juden, welche die väterliche Sorge der „Wonne des Menschengeschlechtes“ (so wurde Titus von seinen Schmeichlern genannt) nicht umkommen ließ, suchten in den verschiedensten Gegenden des Morgen- und Abendlandes eine Zuflucht, und bald bildeten sie überall eine Art von Volk im Volke und hielten mit starrer Zähigkeit an ihrer Tracht und Sprache fest. Es ist seltsam, wie verschieden geartet in dieser Hinsicht die Nationen sind: welche davon geben leicht ihre Sprache, Sitte und Religion auf, um sie gegen diejenigen andrer Länder, in die sie versetzt worden sind, zu vertauschen. Die Christen in Spanien blieben allerdings ihrer Religion treu, aber, wie wir aus dem Zeugnis des Alvaro von Cordova wissen, wurden sie schon im 9. und 10. Jahrhundert von der glänzenden arabischen Bildung wie geblendet, so daß die meisten von ihnen ihre Muttersprache nahezu vergaßen, die semitische Sprache mit derselben Fertigkeit wie die Araber redeten und in Prosa wie Versen mit diesen

wetteiferten. Ueber sie hinaus noch gingen die Normannen, die kaum ein Jahrhundert, nachdem sie ihre nordische Heimat verlassen, schon die Sprache und Religion der Edda aufgegeben hatten. Fast noch schlimmer machen es die Deutschen, die, wenn ins Ausland versetzt, meist schon in der zweiten Generation ihre Muttersprache vergessen haben und — das zeigen die zahllosen deutschen Renegaten im Orient — ihr Christentum so leicht mit dem Islam, wie den Frack mit dem Kaftan vertauschen. Andre Völker dagegen haben Jahrtausende hindurch an ihren uralten Religionen und Sitten festgehalten. Die Inder verehren noch heute, allen Bekehrungsversuchen der englischen Reverends zum Trotze, ihren Brahma, Siwa und Wischnu und beharren in ihrem Kastengeiste, vor der Berührung mit den unreinen Parias zurückschaudernd, wie zur Zeit, da die Göttin Ganga zur Erde herabgestiegen. Die Hebräer, um auf sie zurückzukommen, hielten nicht nur an den Satzungen des Pentateuch fest, an den zehn Geboten, dem Verbot des Schweineessens, sondern fuhren auch fort, sich als das auserwählte Volk Gottes zu betrachten. Dieser Dünkel und Hochmut war es, was sie, verbunden mit der kläglichen Lage, in der sie sich in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft in Europa befanden, unter den Christen verhaßt und verächtlich machte. Es kam hinzu, daß diese ihre Religion, die so schmachvoll entstellte Lehre Christi, als die alleinseligmachende ansahen und es für eine strafwürdige Verstocktheit hielten, wenn jene nicht den Glauben ihrer Väter

verlassen wollten. — Beiläufig gesagt, hätten sicher die Juden, wären sie in der Mehrzahl gewesen, es ebenso gemacht. — Ueberall wurden sie, die doch gewiß an der Missethat ihrer Väter unschuldig waren, behandelt, als wären sie die Mörder Jesu. So wollte niemand mit den armen Vertriebenen verkehren; sie wurden in den Städten in elende Ghettos eingesperrt, von deren entsetzlicher Beschaffenheit die Reste, die sich bis auf unsre Tage erhalten haben, kaum noch einen schwachen Begriff geben. Während der Nacht in diese eingeschlossen, wurden sie am Tage, wenn sich die Gitterthore öffneten, wie Verpestete geflohen. Bei dem Hohn und Spott, dem sie ausgesetzt waren, wo sie sich zeigten, richtete sich denn ihr ganzes Streben dahin, Geld zu erwerben, um sich hierdurch in eine Art von Ansehen zu versetzen. In der früheren Zeit durften sie noch ackern oder ein Handwerk üben; aber da die Christen sich vor den gottverhaßten Juden bekreuzten, war dies von keinem großen Belang für sie, denn ihre Glaubensgenossen waren meist arm und verrichteten ihre nötigen Arbeiten selbst. Später ward es ihnen jedoch auch völlig verboten. Da aber bei den Insassen des Ghetto bei Leibe kein Christ etwas gekauft hätte, blieb ihnen kaum etwas übrig, als das Wuchergeschäft. Wem es gelungen, durch angestrengte Arbeit einiges zusammenzuscharren, der suchte alsbald die Summe dadurch zu vermehren, daß er auf Pfänder verlieh, welche ihm für die Zahlungen hoher, von ihm geforderter Wucherzinsen Bürgschaft leisten sollten. Dieses

Wuchertreiben der Juden, für welches ebenso oder fast noch mehr als diese vor einem höheren Richter die Christen verantwortlich waren, die sie dazu trieben, war die Hauptursache der Verfolgungen, welche über sie ergingen. Da dem Verleiher die Zahlung der Zinsen nicht sicher war und er oft diese mitsamt dem Kapital verlor, indem man gegen ihn alles für erlaubt hielt, mußte er, um überhaupt bestehen zu können, sehr hohe fordern; eine Zeitlang wurden diese dann wohl, besonders in der Absicht, noch neue Summen aufnehmen zu können, bezahlt, aber schließlich fand der Schuldner es bequemer, den Geldjuden als Wucherer zu verschreien, den Haß des Pöbels gegen die Hebräer überhaupt zu entflammen, und so wurden jene Judenhetzen und Morde hervorgerufen, welche in den meisten Hauptländern Europas auf der Tagesordnung standen. Die Chroniken aller Städte sind voll von Berichten darüber; Fabeln wie diejenige, die Juden schlachteten Christenkinder, um deren Blut bei ihren geheimen Festen zu trinken, mußten die Wut der Menge aufstacheln. Dann begann das Gemetzel und wälzte sich gleich einer Schlange von Ort zu Ort, bis in die Weiler und Dörfer. Die Ghettos wurden von den wutschnaubenden Massen umzingelt, Feuerbrände wurden in die hölzernen Hütten geschleudert und Männer, Frauen und Kinder kamen in den Flammen um. Dies nannte man „Judenbrennen". Hatte sich der Grimm erschöpft, so trat eine längere oder kürzere Pause ein. Die überlebenden Juden, von denen der und jener seine Schätze

zu retten gewußt hatte, eröffneten ihr Wuchergeschäft wieder und das Endresultat war dasselbe. Später erließen die Behörden Gesetze gegen den Wucher; aber diese steuerten dem Unheil nicht, denn geldbedürftige Christen und geldbegierige Juden, die das alte Spiel forttrieben, fanden sich trotz des Verbotes beständig. Ja die Lage der Pfandverleiher wurde nun noch schlimmer, denn wenn die von ihnen gepreßten Schuldner sie ermordeten, so konnten sie sich vor den Behörden damit rechtfertigen, daß nur das Uebermaß ihres Rechtsgefühls sie fortgerissen habe, dergestalt zu handeln.

Im Gefolge der Kreuzzüge gingen immer auch Judenmorde. Die Palästinafahrer glaubten schon bei ihrem Aufbruche aus dem Abendlande und dann weiter bevor sie das heilige Grab erreichten, eine Einlaßkarte in den Himmel erwerben zu können, wenn sie möglichst viele von Abrahams Nachkommen umbrächten.

Auf der pyrenäischen Halbinsel war den Juden, wenigstens von der Zeit an, als dieselbe unter mohammedanischer Herrschaft stand, ein günstigeres Terrain bereitet. So unduldsam die Bekenner des Islam den Vorschriften des Koran nach auch gegen die Bekenner jeder andern Religion sein mußten, so waren sie doch gleich den Juden Semiten, und die Verwandtschaft der Sprache und des Stammes glich einigermaßen die religiöse Abneigung aus. Schon früh wurden diese in die Bildung des herrschenden Volkes, das bald nach dem Beginne der Omajadenherrschaft das gebildetste in ganz Europa wurde,

hineingezogen, machten auch das Arabische nahezu zu ihrer Muttersprache. Ihre Geschicklichkeit als Handwerker, ihre Handelsthätigkeit, sowie die Kenntnisse, die manche von ihnen in den verschiedensten Wissenschaften erwarben, setzten sie in Ansehen. Nicht so günstig freilich wie unter dem zweiten und dritten Abdurrhaman und dem gelehrten Hakem II. und unter den kleinen Dynastien, die nach dem Sturz des Omajadenhauses Spanien unter sich teilten, war ihre Lage unter den fanatischen, aus Afrika herübergekommenen Fürsten aus dem Berberstamme, welche dann Andalusien eroberten. Doch schon die späteren Herrscher der zweiten dieser Dynastien schämten sich den Arabern gegenüber ihrer Unbildung, begannen Wissenschaften und Künste zu fördern und gewährten den Juden Schutz gegen die Feindseligkeiten der Bewohner der Berberei, welche sich scharenweise über die Meerenge herübergewälzt hatten. Es kam vor, daß sich Juden zu den wichtigsten Staatsämtern emporschwangen, und im Königreich Granada, das noch zweihundert Jahre lang, nachdem das übrige Spanien in die Hände der Christen gefallen, unter berberischen Herrschern blieb, war am Hofe eines der letzteren ein Jude allgebietender Minister. Auch in den christlichen Reichen, die sich nach und nach, wie die Kreuzesfahne von den cantabrischen Bergen mehr nach Süden herabgetragen wurde, auf der Halbinsel bildeten, wie Navarra, Leon, Aragon, Valencia und Castilien, konnten die Juden mit ihrer Lage zufrieden sein. Bei den Bewohnern dieser Staaten ge-

nossen sie als Aerzte eines guten Rufes, und die Nachkommen Pelayos beriefen nicht selten solche von ihnen, die als Heilkünstler berühmt waren, an ihren Hof.

Wie die Araber nach Mekka, so pilgerten die Israeliten nach Jerusalem, um ihren Glauben an dem Anblick der heiligen Stätten zu stärken. Mehrenteils ward hierzu der Weg über das Mittelmeer genommen; nicht selten aber zogen sie auch durch Frankreich und Italien, indem sie sich alsdann in einem Hafen des letzteren Landes oder Siziliens einschifften oder auch den mühseligen Weg durch die Donauländer einschlugen, um über Byzanz und durch Kleinasien ans Ziel zu gelangen. Von einer derartigen Pilgerfahrt haben wir beispielsweise Nachricht durch Benjamin aus Tudela in Navarra. Dieser erzählt von den Besuchen, welche er bei seinen Aufenthalten in Städten, wo Glaubensgenossen von ihm wohnten, bei letzteren machte. Er berichtet, wie sie, unter dem schweren Joch der Christen seufzend, dennoch talmudischen Studien nachhingen.

Während die Araber nur sehr selten fremde Sprachen erlernten und in letzterem Fall kaum andre als die übrigen semitischen, wie die syrische, waren viele Juden ebenso des Lateinischen wie der romanischen Vulgärdialekte kundig. Sie waren es besonders, durch welche seit dem 13. Jahrhundert die Schriften des Aristoteles nicht nach dem Original, sondern nach syrischen Versionen ins Lateinische übersetzt wurden. Auch die Werke arabischer Philosophen, wie des berühmten Averrhoes

oder Ibn Roschd, gingen auf solche Art ins Lateinische über. Der Hauptsitz dieser Thätigkeit war Toledo und hier wurde eine wahre Fabrik solcher Versionen errichtet. Man muß diesen Ausdruck gebrauchen, denn die hier gefertigten Uebersetzungen, die später in mächtigen Folianten gedruckt wurden, sind buchstäbliche, Silbe um Silbe und Wort um Wort wiedergebende Abklatsche der Originale, welche den Sinn oft kaum ahnen lassen.

Wenn die Thätigkeit der Juden als Uebersetzer eine mechanische war, entfaltete sich ihr Genius um so freier in der Dichtkunst. Die Juden waren ursprünglich ein vorzugsweise dichterisch veranlagtes Volk. Ihre ganze alte Litteratur ist, wenn auch nicht durchgehends poetisch, doch von Poesie getränkt. Aber, wie dies auch bei den Arabern der Fall, war es nur eine Gattung der Dichtkunst, die lyrische, bisweilen mit Didaktik vermischt oder in sie übergehend, welche sie kultivierten. Das Drama und Epos blieb ihnen immer fremd, wenn man nicht, wie dies geschehen ist, das Hohelied in die erstere Klasse, manche Stellen in den Büchern des Moses, der Chronik u. s. w. in die zweite rechnen will. In Spanien nahmen die Juden, die im Altertum nur den Parallelismus der Redeglieder, aber keine eigentliche Metrik gekannt hatten, von den Arabern die streng metrischen Formen an. Neben den sogenannten Muvaschahad und Zadschal, wie andern erst von den westlichen Arabern erfundenen Strophenbildungen, ahmten sie auch die Makamenform Hamadanis und Hariris nach, welche den

Reim der Poesie, aber nicht deren Silbenmessung hatte. Der Inhalt ihrer Dichtungen war natürlich noch vielfach von sehnsüchtiger Erinnerung an die orientalische Heimat erfüllt. Die Werke dieser hebräischen Dichter Andalusiens, unter denen besonders Salomon ben Gabirol, der Verfasser eines berühmten, von enthusiastischen Israeliten mit Dantes göttlicher Komödie verglichenen Gedichtes „Die Königskrone", Mose ben Esra und vor allem Jehuda ben Halevi hervorragen, sind in neuerer Zeit durch litterarhistorische Arbeiten und Uebersetzungen verschiedener trefflicher Gelehrten bei uns bekannt gemacht worden.

Nachdem selbst unter den fanatischen Almoraviden und Almohaden und den gleichzeitigen christlichen Herrschern die Juden sich einer Duldung erfreut hatten, wie sie ihnen in keinem andern Lande Europas zuteil geworden war, gestalteten sich die Verhältnisse im 14. Jahrhundert und besonders seit der Mitte desselben weit ungünstiger für sie. Die Geistlichkeit hatte seit Jahrzehnten den Haß der Bevölkerung gegen sie geschürt, und infolge davon brachen bald hier, bald dort in den spanischen Städten wie auf dem platten Lande Volksbewegungen aus, in denen viele Israeliten erschlagen wurden. Noch schlimmer ward es gegen Ende des Jahrhunderts, und im Jahre 1391 fand ein allgemeines Judenmorden von einem Ende der christlichen Halbinsel bis zum andern statt; nur im maurischen Königreich Granada, unter der Dynastie der Naszriden erfreuten sich die Anhänger des mosaischen Gesetzes noch

des Schutzes der Herrscher, welche sogar Juden zu höheren Staatsämtern zuließen.

Während des Krieges mit Granada flammte der Glaubenseifer des spanischen Volkes hoch und höher auf, und die Geistlichen benutzten die Situation, um das Königspaar zu entschiedenen Schritten gegen die Juden zu bewegen, die, wie sie durch die von ihnen angehäuften Schätze den Neid der Bevölkerung erregten, so durch die Verschiedenheit des Glaubens ihren Fanatismus gegen sich aufflammen ließen. Die Anklagen, welche ziemlich in allen Ländern Europas während der mittleren Jahrhunderte wider sie erhoben wurden, als schändeten sie die Hostien, schlachteten Christenkinder u. s. w., Anklagen, die bisher in Spanien seltener gewesen waren, wurden nun häufiger und lauter. Sich ihrer mißlichen Lage bewußt werdend, boten die Bekenner des mosaischen Glaubens dem spanischen Königspaar, um es sich günstig zu stimmen, eine hohe Geldsumme (30 000 Dukaten) zur energischeren Führung des Krieges gegen Granada. Allein als gerade ihre Abgesandten sich im Palaste befanden, trat der Großinquisitor Torquemada, ein Kruzifix in der Hand, in den Saal, hielt dasselbe dem Königspaar entgegen und rief: „Judas hat seinen Herrn für 30 Silberlinge verraten, Eure Hoheiten aber wollen an ihm für 30 000 Dukaten Verrat üben.“ Dann schleuderte der Fanatiker das Kruzifix auf den Tisch und verließ das Gemach. Der unheilvolle Einfluß, den der glaubenseifrige Mönch nach und nach über das ursprünglich edle Gemüt der Isabella

gewonnen hatte und durch den er selbst die Geldgier Ferdinands in Schach zu halten wußte, trug den Sieg davon. Ein Erlaß, durch den die Juden aus Spanien verbannt wurden, erhielt in Granada 30. März 1492 die königliche Sanktion. Es wurde darin bestimmt, daß alle Bekenner des mosaischen Glaubens bis zu Ende des Juli das Reich verlassen sollten; Einziehung des Vermögens und Tod ward demjenigen angedroht, der die spanische Grenze wieder überschreiten würde. Schwere Strafen sollten den treffen, welcher nach dem genannten Termin noch irgend mit den Vertriebenen Verkehr haben würde; aber bis zu demselben ward ihnen der königliche Schutz zugesichert; auch sollten sie ihr Vermögen in Waren oder Wechsel, jedoch nicht in Gold oder Silber mit sich nehmen können. Die Lage derselben wurde besonders dadurch so verzweifelt, daß während sie zur Auswanderung gezwungen wurden, die Inquisition der christlichen Bevölkerung verbot, ihnen Lebensmittel zu verkaufen, so daß sie vor Erreichung der Grenze dem Hungertode ausgesetzt waren.

Dieses Edikt traf die Israeliten wie ein Donnerschlag, und obgleich sie schon seit längerer Zeit bange Befürchtungen gehegt hatten, waren sie doch auf dieses Schlimmste nicht gefaßt gewesen. In der That kann man sich kaum eine entsetzlichere Lage denken als die ihrige. Bisher durch ihren Gewerbefleiß, durch den von ihnen getriebenen Handel, zum Teil im Besitz ansehnlicher Reichtümer, glänzender Wohnungen und Gärten in den be-

deutendsten Städten der Halbinsel, sollten sie alles dies verlassen, um ins Elend zu wandern. Die ihnen vorgeschriebene Frist war zu kurz, um ihren Besitz nur zu einigermaßen entsprechendem Preise zu verkaufen, die Aussicht, daß sie durch Wechsel auswärts sich Geld verschaffen könnten, erwies sich als illusorisch und so waren die Unseligen, die den Boden ihrer Väter verlassen mußten, eine Beute der Verzweiflung, zum größten Teil sicherem Untergange preisgegeben. Die furchtbare Lage, in welcher die Unglücklichen sich befanden, wurde von den Geistlichen benutzt, um ihre früher fast ausnahmslos vergeblichen Anstrengungen zur Bekehrung derselben mit verdoppeltem Eifer wieder aufzunehmen. Predigermönche zogen von Ort zu Ort, in Dörfern und Städten fanatische Reden haltend, um die Bekenner des mosaischen Gesetzes dem Glauben ihrer Väter abtrünnig zu machen. Unglücklicherweise aber war das Evangelium Christi, dem, wenn es in seiner Reinheit vorgetragen worden wäre, sich wohl manches Herz erschlossen haben würde, durch die Entstellungen, die es schon seit den frühen Zeiten des Christentums erfahren und zu denen jedes folgende Jahrhundert neue gefügt, völlig unkenntlich geworden und vermochte keine Proselyten zu machen. Wenn der eine oder der andre in der Bedrängnis es mit den Lippen bekannte, gelobte er sich doch im Herzen, nur um so fester im Glauben der Väter zu beharren. Auch traten den christlichen Geistlichen mutige Rabbiner entgegen und ermahnten die bedrängten Kinder Israels, den Verlockungen des Satans,

welcher sie zum Abfall vom wahren Glauben und zum Götzendienst, wie sie wegen der Dreieinigkeitslehre und des heidnischen Prunks den katholischen Kultus nannten, verführen wollte, zu widerstehen. So hatten die vereinten Anstrengungen der weltlichen wie der geistlichen Macht nur sehr geringen Erfolg. Als der kurze Termin, welcher den Unglücklichen gestellt war, um sich entweder der Taufe zu bequemen oder das Land zu verlassen, abgelaufen war, füllten sich die Straßen und Wege der weiten Halbinsel mit Weibern, Männern, Greisen und Kindern, welche großenteils zu Fuß mit Zurücklassung ihrer Habe und in ärmlichem Aufzuge den Weg nach der Grenze einschlugen. Nicht alle Herzen der Spanier waren so verhärtet, daß sie sich dem Mitleid gegen die Unglücklichen verschlossen hätten; aber Torquemada, ein Mann, der als sittenstreng und mit manchen großen Eigenschaften begabt, aber von Fanatismus entmenscht geschildert wird, setzte schwere Strafen für diejenigen fest, welche der Stimme ihres Herzens folgen würden. Ein großer Teil der Flüchtlinge schlug den Weg nach den Grenzen ratlos und ohne Ueberlegung ein, wohin er sich wenden solle.

Viele der Israeliten, welche nach Portugal geflohen waren, hatten hier zuerst freundliche Aufnahme gefunden, aber schon im Jahre 1495 ereilte sie auch hier ein ähnliches Schicksal wie in dem Nachbarlande. Der sonst mit so trefflichen Eigenschaften ausgestattete, noch heute als der eigentliche Gründer der damaligen Größe Por-

tugals gepriesene König Emanuel erließ Verordnungen gegen das unglückliche Volk, welche den von dem spanischen Königspaar ausgegangenen an Härte nicht nachstanden. Kinder unter 14 Jahren wurden ihren Eltern entrissen und mit Gewalt getauft; die Erwachsenen wurden aus dem Lande getrieben, wenn sie sich weigerten, die christliche Religion anzunehmen. Die Folgen davon waren dieselben wie in Spanien; die Bekehrung blieb selbstverständlich nur eine scheinbare, und da dies bei manchen Gelegenheiten zu Tage kommen mußte, kehrte sich die Wut des mehr und mehr fanatisierten Volkes gegen die „Abtrünnigen". So wurden zu Lissabon im Jahre 1506 2000 des Judentums Verdächtige innerhalb drei Tagen erschlagen. Die bald darauf erfolgte Einführung der Inquisition lieferte dann den Autodafes (dieser Name, mit dem auch bei uns die Glaubensmordfeste statt mit dem spanischen bezeichnet werden, ist portugiesisch), die alljährlich stattfanden, zahlreiche Opfer. Nur einzelnen, die in dem oder jenem Handwerk besondere Geschicklichkeit zeigten, gelang es ausnahmsweise, sich in dem damals blühenden und durch die großen Unternehmungen seiner Seefahrer berühmt gewordenen Reiche einen dauernden Wohnsitz zu gründen, und später erlangten diese portugiesischen Judenfamilien durch die Namen des Uriel Acosta und des größeren Spinoza europäische Berühmtheit.

Andre Flüchtlinge nahmen ihren Weg nach Andalusien und schifften sich in dessen Häfen, besonders in Santa

Maria bei Cadix, nach der afrikanischen Küste ein. Wenn ihnen in Spanien Folter und Scheiterhaufen drohten, war ihr Schicksal in der Berberei kaum ein glücklicheres. Die wilden dort hausenden Horden überfielen scharenweise die Ankömmlinge und beraubten sie der letzten noch geretteten Habe. Die grausame Gier der Bewohner des heutigen Marokko — es waren nicht Araber, die selbst in ihren verwilderten Stämmen ein viel edleres Volk sind, sondern jene rohen, jeder Zivilisation unzugänglichen berberischen Horden, die noch heute die Nordküste des dunklen Weltteils bewohnen —, ging so weit, daß sie die Leiber der Unglücklichen aufschlitzten, um darin die Kostbarkeiten zu finden, die sie verschluckt haben sollten. Auch andre Greuel, so viele deren nur denkbar, wurden an den hilflos Umherirrenden verübt. Die Oede der Natur, welche diesen nur spärliche Grashalme zur Nahrung und halbsalzige Quellen zur Stillung des Durstes darbot, veranlaßte viele, wieder an die Küste zurückzukehren und, in der sicheren Aussicht, dort Christen in die Hände zu fallen, die ebenso unbarmherzig sein würden wie die götzendienerischen nordafrikanischen Horden, von neuem nach Spanien überzusetzen. Um der Folter und dem Scheiterhaufen, die sie dort erwarteten, zu entgehen, bequemten sie sich der Taufe, und wie bald darauf in Amerika die blutgierigen Missionare der christlichen Liebe, welche sich im Gefolge der Cortez und Pizarro befanden, die Bewohner jenes Weltteils unter Androhung des Lebendigverbrennens dahin brachten, sich mit dem Weih-

wasser besprengen zu lassen, so sahen die spanischen Städte schon damals ein ähnliches Schauspiel. Dominikanermönche netzten auf den Märkten von Cadix, Sevilla, Ecija, Gibraltar, Ronda die Stirnen der Neubekehrten mit dem heiligenden Naß, das sie mit mächtigen Weihewedeln über sie sprengten. Diese scheinbare Bekehrung füllte dann während der folgenden Jahrhunderte fast bis zu dem Anbruch des neunzehnten die Kerker der Inquisitionshöfe, welche über die ganze Halbinsel zerstreut waren, mit Unglücklichen, die wegen der Enthaltung vom Schweinefleischessen oder Lesung hebräischer Bücher in den Verdacht des Judaismus kamen. Fast eine Erlösung war es für sie, wenn sie nach Ueberstehung aller ersinnlichen Folterqualen endlich zur Strafe des Lebendigverbranntwerdens auf den Scheiterhaufen geführt wurden.

Denjenigen, welche sich an der spanischen Ostküste einschifften, war ein kaum minder trauriges Schicksal vorbehalten; in elenden Fahrzeugen, welche kaum die Menge der in sie Eingepferchten zu fassen vermochten, wurden ihrer viele schon auf der Ueberfahrt von Seuchen hinweggerafft, die Ueberlebenden trugen den Keim der Krankheit in sich und verbreiteten dieselbe über Italien, wo sie bei ihren zahlreich dort lebenden Glaubensgenossen in den Ghettos Unterkunft suchten. Der genuesische Geschichtschreiber Senarega gibt folgende Schilderung der Schrecknisse, deren Zeuge er selbst gewesen: „Niemand konnte unbewegt die Leiden der jüdischen Verbannten schauen. Sehr viele von ihnen, besonders die jüngeren,

ſtarben vor Hunger. Mütter, die ſich kaum noch ſelbſt aufrecht zu erhalten vermochten, trugen ihre ausgehungerten Kinder in den Armen und ſtarben mit ihnen. Viele wurden Opfer der Kälte, weil die ungewohnten Mühſale der Seefahrt ihre Krankheiten vermehrten. Ich will mich nicht über die Grauſamkeit und die Habſucht verbreiten, von welcher ſie häufig durch die Schiffsherren zu leiden hatten, die ſie von Spanien herüberbrachten. Viele wurden von dieſen aus Geldgier ermordet, andre gezwungen, ihre Kinder zur Bezahlung der Ueberfahrt zu verkaufen. Sie langten ſcharenweiſe in Genua an, doch man erlaubte ihnen nicht, lange dort zu bleiben, indem man ſich auf das alte Geſetz berief, welches den Juden verbot, länger als drei Tage in der Stadt zu verweilen. Man geſtattete ihnen jedoch, ihre Schiffe auszubeſſern und ſich einige Tage lang von den Mühſalen ihrer Reiſe zu erholen. Man hätte ſie für Geſpenſter halten können, ſo abgemagert waren ſie. Dem Ausſehen nach glichen ſie Leichen und ihre Augen waren tief eingeſunken. Sie unterſchieden ſich in nichts von den Toten als nur dadurch, daß ſie ſich bewegen konnten, welche Fähigkeit ihnen jedoch auch kaum übrig geblieben war. Viele ſanken ohnmächtig nieder und ſtarben auf dem Molo, welcher, rings vom Meer umgeben, das einzige Quartier war, wo die unſeligen Auswanderer eine Freiſtatt fanden. Die Anſteckung, welche ſich durch eine ſolche Menge Sterbender und Toter verbreitete, wurde nicht ſogleich gewahrt; doch als der Winter vorüber war, zeig-

ten sich Geschwüre, und die Krankheit, welche seit lange in der Stadt lauerte, brach im folgenden Jahr als Pest aus."

Wäre von der wahren Religion Jesu unter den sogenannten Christen Europas nur eine Spur übrig geblieben, so würden sie das unglückliche Volk, aus dessen Mitte doch ihr eigener Glaube hervorgegangen war, teilnahmsvoll aufgenommen, alle italienischen Städte würden gewetteifert haben, ihnen eine Wohnstätte bei sich zu bereiten, auch die Nachbarländer Deutschland und Frankreich hätten sie zu sich eingeladen, um an ihnen zu vergüten, was spanische Hartherzigkeit verschuldet. Aber im ganzen Abendlande war das, was den Namen Religion verdient, aus den Herzen gewichen, und die gewerbthätigen, seit so vielen Jahrhunderten in Spanien ansäßig gewesenen, wegen ihrer eifrigen Pflege ebenso der Wissenschaft wie des Handels und der Industrie weithin berühmten Juden Spaniens mußten fern im Osten bei den Mohammedanern den Schutz suchen, welchen ihnen die Christen versagten. Im jammervollsten Zustande langten diejenigen von ihnen, welche nicht dem Elend und den Seuchen erlegen, an der kleinasiatischen Küste und in der Türkei an. Besonders Konstantinopel, die erst seit kurzem eroberte Hauptstadt des osmanischen Reichs, bot vielen ein Asyl, und noch heute finden sich dort, wie sich Reisende davon überzeugen können, jüdische Familien, denen das Spanische geläufig ist. — Nur eine geringere Anzahl hat sich nach und nach über die andern Länder Europas verbreitet, besonders nach Holland und England.

Die Leidensgeschichte der Söhne Israels, die nach ihrer Vertreibung aus Palästina Jahrhunderte gedauert, hat nun ihre Endschaft erreicht. Nach Verfolgungen und Jammerschicksalen, die nur wenige ihresgleichen in der Geschichte haben, ist über die Enkel Jakobs ein so glänzendes Glücksgestirn emporgestiegen, daß die früher Unterdrückten nun nicht weit davon entfernt sind, Unterdrücker ihrer früheren Verfolger zu werden, und hundertfältig das heimgeben zu können, was diese an ihnen verbrochen. Aber denen, welche nun deshalb wider sie Zeter schreien, kann man erwidern, daß die Christen selbst sich diese Zuchtrute gebunden haben. Die Geschichte der Juden in Spanien beweist, daß sie ehemals, wo ihnen die Wege zu fruchtbringender Thätigkeit auf verschiedenen Gebieten nicht verschlossen waren, in den Wissenschaften und auf dem Gebiete der Poesie mit dem herrschenden Volke wetteiferten und keineswegs Geldanhäufung durch Wuchergeschäfte zum Hauptziel ihres Trachtens machten. Dieses ist ihnen in Deutschland, Frankreich, England, Italien und den übrigen Ländern aufgenötigt worden; durch anderthalb Jahrtausende mußten sie ein kaum menschenwürdiges Dasein hinschleppen, aus dem sie sich allein durch das Zusammenscharren von Geld emporschwingen konnten, um bald wieder desto tiefer herabzustürzen. Nun sie derselben Berechtigung mit den andern Konfessionen genießen, wird auch das Gleichgewicht wiederhergestellt. Wir haben schon gesehen, wie aus Familien, deren Mitglieder ehemals den gelben Lappen auf ihrem Rücken

tragen mußten, ein hochdenkender von kosmopolitischen Ideen erfüllter Philosoph und mehrere treffliche Musiker hervorgegangen sind, während andre vom Stamme Juda und Levi auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete sich glänzend hervorgethan haben, und so wollen wir alle ihre Glaubensgenossen anspornen, mit Maimonides und Jehuda ben Halevi zu wetteifern, statt danach zu trachten, sich zu Königen der Berliner oder Londoner Börse emporzuschwingen. Denjenigen aber, die sich nicht scheuen, heute die Judenhetze des finstersten Mittelalters zu wiederholen, soll man sagen, daß sie unwert sind, am Ende des 19. Jahrhunderts zu leben, das in so vieler Hinsicht seine Vorgänger überragt, und daß sie bei Nathan dem Weisen in die Schule gehen sollen.

Das sind Gedanken, welche die Kirche Maria la Blanca mit ihrer aus Holz der Zedern vom Libanon gefügten Decke und ihrem von der Burg Zion hergeführten Marmorboden in mir angeregt hat, und welche niederzuschreiben ich der Mühe nicht für unwert gehalten habe.

Auf der Akropolis.

Bei meinen wiederholten Aufenthalten in Athen, welches für den, der seine Seele mit der Kunst und Wissenschaft der Griechen genährt hat, noch immer die heiligste Stätte der Erde ist, ward ich nicht müde, alle durch große Erinnerungen geweihten Plätze der Stadt und Umgebung ein- und abermal zu besuchen. Oft schon fand mich die erste Morgendämmerung auf der steilen Höhe des Lykabettus, und auf einem Felsblock neben der St. Georgskapelle sitzend, sah ich die Sonne, wie sie hoch und höher über den Bergen Joniens emporstieg und ihr Licht allmählich mit purpurnem Schein über die Klippen und Inseln des Archipel ergoß. Ich hörte die an den Felsen aufschäumenden Wogen wie in den Tagen Homers den auf seinem leuchtenden Roßgespann über den Ozean emporsteigenden Gott mit ihrem Hymnus begrüßen, sah, auch wenn mein Auge die dämmernde Ferne nicht zu durchdringen vermochte, mit dem Geiste alle seit der frühen mythischen Zeit geweihten Stätten der Sage und Geschichte, die das Aegäische Meer zu dem glorreichsten der Erde machen. Chios, die Heimat des alten Sängers,

breitete seine thymianduftenden Höhen und Thäler vor mich hin, Milos zeigte mir seine vom Rosenlicht der heiligen Frühe umstrahlten Gipfel, gekrönt von Marmorbildern der Götter und Heroen, Delos, das dem Gott der Dichtkunst vor allem geweihte, und wenn auch seine Tempel in Staub zerfallen, noch immer von jenem unvergänglichen Hymnus umbrauste Eiland, den der smyrnäische Dichter, an seinen Gestaden hinwandelnd, zur goldnen Leier gesungen und dessen Echo noch fort und fort in den schäumenden Wellen erklingt. Näher vor mir ragte Salamis aus der Flut, ein Monument des glorreichsten Sieges, der je auf Erden erstritten ward, jenes Sieges, ohne den vielleicht heute Nacht der Barbarei auf der Erde lagern würde. Wie mein Blick zu seinen jetzt verödeten, möwenumflatterten Felsenwarten hinüberglitt, sah ich es im Geiste von jener herrlichen Feier belebt, als die dorthin geflüchtete Bevölkerung Athens den Göttern ihr Dankopfer für die Niederlage des orientalischen Despoten darbrachte, als Dichter zum Klange der Leier den großen Tag verherrlichten und der junge sechzehnjährige Sophokles einen Tanz um die Trophäen aufführte, Themistokles aber in begeisternder Rede dem Volke vorhielt, es liege ihm ob, der Welt darzuthun, daß es im Frieden noch größer zu sein verstehe als im Kriege. Und als mein Blick, der lange an der Ferne gehaftet, nun auf die unter mir liegende Stadt der Pallas hinabglitt, sah ich sie sich nach und nach mit Tempeln, Rennbahnen, Agoren, Hypodromen, Gymnasien und Odeen

schmücken und zur herrlichsten Stadt der Erde verwandeln. Was, sagte ich mir, war das hundertthorige Theben mit seinen, wie von Titanen der Urwelt emporgewälzten Tempelkolossen, was Sardes mit den von Gold und Edelsteinen strotzenden Schätzekammern des Krösus, was waren die meilenweit über Höhen und Ebenen hingegossenen Riesenstädte des Orients, was Babylon mit seinen hängenden Gärten der Semiramis, was das vom Schalle der Becher und von Festgesängen wie vom Rasseln der Wagen und dem Gewieher der feurigen Rosse widerhallende Persepolis gegen die nicht auf Tyrannenlaune, sondern auf die Macht des Geistes gegründete und von der Freiheit verklärte Größe Athens? — Wenn ich mich dann auf der Höhe des Anchesmos — dies ist der andre, das Ohr durch seinen Wohllaut gleich entzückende Name des Lykabettos — an dem dort vor mir liegenden Götteranblick gesättigt, stieg ich hinab, um alle die Plätze zu besuchen, die seit früher Jugend sehnsuchterweckend vor meiner Seele gestanden hatten. Es trieb mich an die Ufer des Kephissos, in die lorbeerschattigen Gänge der Akademie, um mich unter die Schüler des Plato zu mengen und die Seherlehre der Diotima von seinen Lippen zu schlürfen; ich warf mich in der Umgebung der Stadt im Schatten einer breitwipfligen Pinie nieder, indem ich dachte, es sei die nämliche, unter welcher der Meister mit seinem Liebling Phädrus beim Schmettern der Cikaden geruht, indem sein Blick über die Gärten und Tempeldächer zu dem Mastenwalde des Piräus

hinüberglitt. Nicht ferne von dort erstieg ich den Hügel von Kolonos und betrat mit heiliger Scheu seinen von Nachtigallen durchschmetterten Hain, wo der greise Oedipus nach Schuld und langer Irrfahrt zu den Göttern entrückt ward. Weiter führte mich der Weg zu der Quelle Kallirhoe und den Ufern des Ilyssus, den ich, wenn er auch in der Sommerglut nahezu versiegt, doch im Frühling, wenn vom Regen des April geschwollen, mit hohen Wellen an blumigen Ufern hinbrausend erblickt habe, und aus dessen Schaum ich die weißen Glieder von Najaden auftauchen zu sehen glaubte.

Aber der Punkt, zu dem ich an jedem Tage zurückkehrte, auf dem ich lange Stunden verbrachte und von dem ich mich erst losriß, wenn die Sonne hinter Salamis versunken war und Nacht sich über die Erde breitete, war die Akropolis. Die Zeit, als ich zum letztenmal Athen besuchte, war die des Herbstes, der hier noch bis in den Dezember hinein, wenn die nordischen Länder schon unter einer tiefen Schneedecke starren, in goldener Fülle prangt und den Frühling fast an Herrlichkeit übertrifft. Wenn ich von allen Höhen die jubelnden Gesänge der Winzer ertönen hörte, wenn Scharen von fröhlichen Jünglingen und Knaben weinlaubumkränzt bei Saiten- und Flötenklang die Gärten und Straßen der Stadt durchstreiften und ihr Jauchzen zu mir emporscholl, glaubte ich, das Dionysosfest werde noch wie in den Tagen des Anakreon gefeiert, und ich erschrak fast, wenn mich ein häßliches byzantinisches Madonnenbild daran erinnerte,

daß die alten Götter „im Leben untergegangen seien und nur im Gesange noch unsterblich fortlebten".

Der Platz, den ich mir gewöhnlich zur Ruhestätte erlas, war die Ostseite der Akropolis. Dort hatte man vor einigen Jahren die lange unter einer Erdschicht fast begrabenen Reste des Dionysostheaters, die Sitzreihen und die Orchestra, ausgegraben. Es ist das, wie uns die Archäologen belehren, zwar nicht dasjenige Theater, auf welchem die Werke der großen Tragiker aufgeführt wurden, sondern ein Bau aus späterer Zeit, wenn gleich noch immer aus den Tagen des Altertums. Allein für mich war dies nicht von vielem Belang; ich gab mich willig dem Glauben hin, auf diesen in langen Reihen emporsteigenden Plätzen hätten ehemals die Bürger Athens, Haupt an Haupt gedrängt, gesessen, um dem Wettkampf der Tragöden zuzuschauen. Vor allem war es der den noch in seinen Trümmern kolossalen Bau umschwebende Schatten des Aeschylus, der mich an diese Oertlichkeit bannte. Ich habe diesem Tragiker seit meiner Jugend eine an Anbetung grenzende Verehrung gezollt und ihn für den größten Dichter der Welt gehalten, indem ich Shakespeare nur als seinen Nebenbuhler, nicht aber als den Größeren erkannte. Schon bei meinem ersten Besuche von Athen, der in meine Jünglingsjahre fällt, wallfahrtete ich die heilige Straße entlang nach seiner Geburtsstadt Eleusis, und es war mir ein erhebendes Gefühl, auf dem Boden zu wandeln, dem er als Knabe die Spuren seiner Füße eingedrückt. Der Tempel von

Eleusis war damals vom Erdboden wie verschwunden und die Gelehrten stritten sich um die Stelle, wo er gestanden. Vor meinem Geiste aber stieg er wieder empor, und oft, wenn ich am Strande wandelte und neben mir das Rauschen des Meeres wie Chorgesänge der Okeaniden erscholl, glaubte ich, den jungen Aeschylus zu gewahren, wie er an den Pforten des Tempels lauschte, ob er nicht die Lieder der Eingeweihten aus dem Heiligtum erschallen höre. Auf einem Felsblock in der tauigen Frühe erblickte ich ihn an der Seite des Vaters Euphorion, wie dieser ihm von einer Papyrusrolle die Gesänge des Ibykos und Stesichoros, die Dramen der frühen Meister der Tragödie, Thespis, Phrynichos, Pratinas, Choirilos, las, welche noch von bretternen Gerüsten herab durch Gesänge des Chors und das Spiel weniger, noch nicht auf Kothurnen einherschreitender Mimen die Hörer begeisterten. Abends dann im dämmernden Mondschein gewahrte ich den Kleinen, wie er in dem Kreise seiner Familie auf der Agora von Eleusis dem Gesange des wandernden Homeriden lauschte, der die Lieder vom Zorn des Achill und von Ilions Fall oder von den Irrfahrten des Odysseus zur Leier sang. Nach Athen zurückgekehrt sah ich den jungen Dichter seine ersten Siege über die Mitbewerber feiern. Schon stiegen würdigere Bühnen auf den Plätzen der Hauptstadt empor, auf denen die Spieler in langwallenden Gewändern mit maskenbedecktem Gesicht und auf Kothurnen feierlich einherschritten, ein gewaltiges, übermenschliches Geschlecht. Hoch und höher war schon

der Ruf des Aeschylus gestiegen; nachdem er im zweiten Perserkriege den Ruhm des Kriegers zu dem des Dichters gefügt, verherrlicht er in der gewaltigen Persertrilogie mit hinreißendem Feuer den Sieg der Hellenen über die Barbaren und führt dem staunenden Volke in seiner Prometheustrilogie das Höchste und zugleich Tiefste vor, zu dem je ein Menschengeist sich emporgeschwungen oder zu dem er hinabgestiegen. Dazwischen entlockt er durch seine Satyrspiele der versammelten Menge ein unsterbliches Gelächter, das noch, obgleich die Stücke, die es hervorgerufen, längst spurlos verschwunden, durch alle Jahrhunderte fortdauert, indem den spätesten Enkeln diese Dramen als das Herrlichste vorschweben, was die komische Poesie je hervorgebracht. Was müssen diese Satyrspiele gewesen sein, wenn die komische Muse des großen Eleusiniers in ihnen auf gleicher Höhe stand, wie die tragische in seinen Trilogien! — Aber auf dem Gipfel seines Ruhms, während ganz Hellas begeistert zu ihm aufblickte und Athen zur Zeit der Dionysien kaum die Menge der Zuschauer zu fassen vermochte, welche aus allen Teilen des griechischen Festlandes wie von der Pelopsinsel und den Eilanden des Archipel zum Wettkampfe der Tragöden herbeieilten, wurde Aeschylus von der Anklage seiner Neider getroffen, er habe die eleusinischen Mysterien, zu deren Eingeweihten er gehörte, entheiligt und den Profanen verraten. Erschrocken wich die leichtbewegliche Menge vor dem soeben noch Vergötterten zurück und Aeschylus, um nicht vor den Schranken des Areopags erscheinen zu

müssen, verläßt den Schauplatz seiner Triumphe, um in dem fernen Sizilien ein Asyl zu suchen. Hier, am Hofe des Hieron von Syrakus geht sein Stern von neuem leuchtend auf. Im Theater der gewaltigsten Stadt der alten Welt, wie in dem neugegründeten Städtchen Aetna am Fuße des Donnerberges feiert er Triumphe, welche den früheren nicht nachstehen. Aus dem ganzen Cyklopeneiland, wie aus den griechischen Pflanzstädten des Festlandes, ja von den hellenischen Kolonien Galliens und den Säulen des Herkules her wallfahrtet das begeisterte Volk nach dem östlichen Ufer Siziliens, und die 200000 Sitzplätze des ungeheuren Theaters können kaum die Menge der Zuschauer fassen, welche sich zu den Aufführungen der Aeschyleischen Tragödien herandrängt. Allein aller überschwengliche Ruhm, welcher dem Dichter zuteil wird, alle Huldbezeigungen des Hieron vermögen Aeschylus nicht seine teure Heimat vergessen zu lassen. Er reißt sich los von dem Schauplatz seiner Triumphe und kehrt nach Athen zurück. Hier hat der gute Geist gesiegt. Die Vaterstadt des Themistokles will nicht die Schmach auf sich laden, den größten seiner Söhne dauernd mißkannt zu haben. Sie sucht durch überschwengliche Zeichen ihrer Bewunderung zu vergüten, was sie früher gefehlt, und seine letzte Trilogie, die Orestie, erringt einen Sieg, wie Griechenland einen gleichen noch nicht gesehen. Aber die Kraft des Greises ist nach dieser letzten gewaltigen Anstrengung gebrochen, auch kennt er zu gut den Wankelmut der Menge, als daß er nicht fürchten müßte, bei

einem nochmaligen Eintritt in den Wettkampf einem geringeren Gegner erliegen zu müssen, und so verläßt er von neuem und für immer den Boden Attikas, um am Südufer von Sizilien in der Stadt Gela sein Haupt zur Ruhe zu legen. Dort wird ihm ein Tod zuteil, der die letzte Zeit seines Lebens mit einem mythischen Glanz umhüllt, ein Tod, wie ein Dichter ihn sich nicht schöner wünschen kann. Als er am Gestade des südlichen Meeres hingestreckt mit zum Himmel erhobenem Antlitz ruhte, schwebte der Adler des Zeus über ihn hinweg und ließ eine Schildkröte auf ihn herniederfallen, die sein Haupt zerschmetterte. Nur Pindar, der im Theater bei den Klängen eines Chorgesanges sanft entschlummerte, und Stesichoros, in dessen Halle Apoll mit dem Gefolge der Musen eintrat, um dem weltverlassenen Sänger die letzte Stunde zu verschönen, haben ein gleich beneidenswertes Ende gefunden.

Oft während ich auf einer der Stufen des Dionysostheaters träumend saß, stieg der alte Bau in seiner früheren Herrlichkeit um mich empor. Ich sah zu beiden Seiten Sitzreihen über Sitzreihen sich erheben und die wogende Menge emporklimmen, um noch Plätze für sich zu erobern; die Scene, die Orchestra und die Thymele, zur Seite die aus der Unterwelt emporführende stygische Pforte, lagen im alten Glanze wie zur Zeit des Eleusiners vor mir und unersättlich hatte ich schon zu wiederholtenmalen im Geiste die mir vertrauten Tragödien, den Prometheus, die Danaiden, den Agamemnon, die

Choephoren, die Eumeniden, die Perser, die Sieben gegen Theben vor mir dargestellt gesehen. Da erfüllte mich eine mächtige Sehnsucht, auch die bis auf geringe Fragmente verloren gegangenen Werke kennen zu lernen. Der Verlust von wohl 80 Tragödien, welche Aeschylus außer den sieben uns erhaltenen verfaßt hat, und vor allem seiner Satyrspiele, ist mir immer als der größte inmitten des Unterganges so vieler Werke des großen Altertums erschienen. Wenn man an alle die Schätze der griechischen Litteratur denkt, die rettungslos zu Grunde gegangen zu sein scheinen, so ist man versucht, dies als eine Anklage gegen die Vorsehung zu benutzen oder vielmehr als ein schlagendes Argument, daß eine solche nicht vorhanden sei, und wenn ich hieran denke, so fürchte ich immer, in einen Abgrund des Pessimismus zu verfallen, aus dem kein Entrinnen ist. Schon der Verlust des weitaus größten Teiles der althelleniſchen Lyrik, der Werke des Archilochos, welche von den alten Griechen denen des Homer gleichgestellt wurden, des Stesichoros, Ibykos, Arion und so zahlloser andrer, wie der Oden und Hymnen der göttlichen Sappho und der Erinna läßt sich nicht verschmerzen und die vermeintlichen Lieder des Anakreon, welche erst aus byzantinischer Zeit herrühren, sowie die Anthologie können uns keinen Ersatz für jene rettungslos untergegangene Lyrik der goldenen Periode geben. Gleich beklagenswert ist der Verlust von mindestens 80 Tragödien des Sophokles und von einer fast unberechenbaren Anzahl derer der andern Tragiker,

welche ihm oft den Preis entrissen. Aber als die beklagenswerteste Katastrophe in diesem großen Schiffbruche erschien mir doch immer diejenige, welche uns die meisten Trilogien, sowie alle Satyrspiele des Aeschylus geraubt hat. Wenn ich den größten Teil des Tages unter den Ruinen verbrachte, so widmete ich doch manche andre Stunde auf meinem Zimmer in der Hermesstraße den Werken unsrer großen Philologen, namentlich Welckers, Droysens und Hartungs über die Tragiker und suchte mir aus ihnen die Umrisse der untergegangenen Trilogien meines Lieblings vor die Seele zu führen. So kam es, daß am Abend, wenn ich, noch ganz von der Beschäftigung des Tages erfüllt, auf einer Sitzstufe des Theaters ausruhte, ich im wachen Traume auch mit dem Bau desselben, der in seiner ganzen Pracht sich vor mir hindehnte, einige Aeschyleische Werke emporsteigen sah. Alle Sitzreihen des ungeheuren Raumes waren mit Zuschauern erfüllt; ein Brausen wie von Meereswogen stieg von ihnen in das Blau des hellenischen Himmels empor, alle Blicke waren nach dem Vorhange gerichtet, der das Heiligtum der Scene verschloß. Ein feierliches Opfer an der Thymele, während dessen sich andächtiges Schweigen auf die Menge lagerte, leitete die Darstellung ein, dann sank der Vorhang und die Scene mit prächtigen, bekränzten Statuen der Götter und Heroen wurde sichtbar. Die Dekoration derselben war nicht wie die unsrer Bühnen auf eine doch nie zu erreichende Sinnestäuschung, so daß sie nach dem Schein der Wirklichkeit getrachtet

hätte, berechnet, sondern begnügte sich mit dem Andeutenden und Symbolischen. Nachdem ein festlich geschmückter Herold den Titel der aufzuführenden Tragödie verkündet hatte, begann die Darstellung.

Nach der Ankündigung desselben sollte die Trilogie Ixion aufgeführt werden. Der Held derselben, der kühne Ixion, hat zur Gattin die herrliche Tochter des Dejoneus, Dia, und ist hochbeglückt über diese Verbindung. Aber bald bricht Zwiespalt zwischen ihm und seinem Schwiegervater aus, weil er diesem den verheißenen Mahlschatz weigert. Dejoneus treibt dem Wortbrüchigen dessen Roßherden von seinen Weideplätzen hinweg. — Im Beginne des Stückes entsendet Ixion einen Boten an Dejoneus, um ihn einzuladen, den Hochzeitsschatz der Tochter in Empfang zu nehmen. In einem Monolog darauf aber gibt er kund, wie er keineswegs gesinnt sei, Wort zu halten; er erteilt daher einem Diener den Auftrag, eine Mordgrube herzurichten, in welche er den Dejoneus locken will, um ihn zu verderben. Da der Dichter, wie ich schon aus dem Anfang des Agamemnon wußte, keineswegs auf die Einheit der Zeit Bedacht nimmt, sondern in wenigen Minuten lange Zeiträume vergehen läßt, erscheint, nachdem der Chor in einem Gesange den König gemahnt hat, nicht treulos zu sein, Dejoneus und drückt seinen Unwillen darüber aus, daß der Eidam der Tochter und ihm nicht Wort gehalten habe: „Wo sind die Erstlingsgaben, all die reiche Mitgift, die goldenen, silberverzierten Trinkgeschirre, die strahlenden Trinkhörner,

schön mit goldenen Rändern eingefaßt?" Ixion versteckt seine verräterischen Absichten hinter glatten Worten, schildert dem Schwiegervater die Fülle der Schätze, welche er ihm zugedacht, und welche er nur nicht sogleich bei der Hochzeit ihm habe übergeben können, weil die herrlichen kunstvollen Arbeiten der Gold- und Silberschmiede noch Zeit zu ihrer Vollendung gebraucht hätten. Nun ständen sie bereit und er möge ihm zu der Schatzkammer folgen, wo er ihm alles übergeben werde. Zu den beiden tritt Ixions Gattin Dia hinzu und vernimmt mit Freude, wie nun die Eintracht zwischen dem Vater und ihrem Gatten wiederhergestellt sei, da dieser seine Zusage so reich erfülle. Die drei gehen nun ab, nur der Chor bleibt zurück und drückt seine Begier aus, zu erfahren, ob Ixion sein Versprechen erfüllen werde. Den Chorgesang unterbricht dann die hereinstürzende Dia und kündet voll Entsetzen das Furchtbare, dessen Zeugin sie eben gewesen ist. Der Weg, über welchen ihr Vater geführt worden, war nur mit dünnen Reisern überdeckt gewesen, darunter gähnte ein tiefer Schlund, mit glühenden Kohlen und geschliffenen Schwertern gefüllt, und Dejoneus war in diese hinabgestürzt, um ein fürchterliches Ende zu finden. Während die Gattin noch jammert und der Chor dem Entsetzen über den verbrachten Frevel, die erste auf Erden begangene Blutschuld, Ausdruck gibt, eilt Ixion triumphirend herein und rühmt sich der vollbrachten That, durch welche er nun als der reichste und mächtigste Herrscher dastehe. Aber seine Schandthat ist

weithin ruchbar geworden. Alle fliehen vor dem Mörder und bald befallen auch ihn wilde Gewissensbisse, die ihn in Verzweiflung und Wahnsinn treiben. Während der Chor über das hereingebrochene Geschick wehklagt, erscheint der Götterbote Hermes und verkündet, der Frevler könne nie von seinem Wahnsinn geheilt, nie wieder der Gnade der Götter teilhaftig werden, bevor nicht Zeus selbst, mit eigener Hand ihn mit Sühnopferblut benetzend, die Schuld von ihm genommen. Als sie dies gehört, rafft sich Dia aus ihrem Jammer empor und beschließt, ihren Gatten auf einem Bußgang zum Sühnaltar des Zeus auf dem Berge Olymp zu geleiten.

Die zweite Tragödie zeigte mir den Olymp mit dem Altare des Zeus. Dia, den wahnsinnigen Gatten hereinführend, wirft sich mit ihm an den Stufen des Heiligtums nieder und richtet ein Gebet an den Göttervater, den Ixion zu entsühnen. Ein Priester des Gottes, gefolgt von einem Chore von Geistern, welche den Dienst im Heiligtume des Göttervaters haben, läßt sich von der Unglücklichen das Geschehene berichten. In feierlichem Gesange drückt der Chor seinen Schauder über den ungeheuren Frevel, den ersten Mord auf Erden, aus und zweifelt, ob so gewaltige Schuld je eine Sühnung finden könne. Aber der Oberpriester sagt, der Göttervater wolle nicht das Verderben der Sterblichen, jede Schuld lasse sich sühnen, und auf sein Geheiß wird ein Opferfeuer auf dem Altare gezündet. Während er den Chorreigen

der Priester anführt, kniet Dia an den Stufen des Altars nieder, und unter den Gesängen der Opfernden, in welche sie ihre Gebete mengt, steigt Zeus in einer Wolke vom Gipfel des Olymp herab und spritzt Opferblut auf den wahnsinnigen Ixion, um ihn zu entsühnen. Da weicht die dunkle Wolke des Wahnsinns vom Haupt des Frevlers und Zeus reicht dem Entsühnten die Rechte, daß er mit ihm zum Götterſaale emporschwebe. Die allein zurückgebliebene Dia, wähnend, der ihren Augen entschwundene Gatte sei ihr für immer entrissen, wankt klagend hinweg, gestützt auf einen Priester, welcher sie zu trösten versucht, und der Erschöpften ein Asyl in den Gemächern des nahen Tempels anbietet.

Bald tritt Ixion von neuem auf, nun wieder in jugendlicher Schönheit, und vom Göttermahle, wo er Nektar und Ambrosia genossen, berauscht. Er fleht zu Hera, an deren Seite er zuvor beim Gelage gesessen und von deren Reizen er ganz hingerissen ist, zu ihm herabzusteigen und ihn durch ihre Liebe zu beglücken. Und siehe, die Gestalt der Himmlischen schwebt hernieder, um an seiner Seite zu ruhen. Während die beiden sich entzückt umarmen, tritt Dia wieder ein und will, als sie den Gatten erblickt, ihn freudig in ihre Arme ziehen, aber er, ganz erfüllt von dem Reiz der Höchsten unter den Göttinnen, die ihn ihrer Liebe würdigt, achtet ihrer nicht, stößt sie vielmehr mit harten Worten zurück, und geht dann mit Hera hinweg, um ganz ungestört in ihren Armen schwelgen zu können. Da sinkt die ge-

täuschte und betrogene Tochter des Dejoneus, die dem Gatten alles geopfert, zu Boden, ihr Herz ist vor Jammer gebrochen.

Der Chor stimmt einen Klagegesang über ihren Tod an und trägt ihre Leiche hinweg. Hierauf tritt noch ganz im Taumel des genossenen Glückes Ixion auf und rühmt sich, ihm sei das Höchste zuteil geworden. Der Vater der Götter und Menschen selbst habe kein höheres Glück genossen. Als er im höchsten Taumel aller Sinne vermessen sich den Unsterblichen gleichstellt, tritt der Götterbote Hermes auf und enthüllt ihm, die Hera, die er umarmt, sei nur ein Trugbild gewesen und seiner Umarmung würde das Geschlecht der Kentauren entspringen. Der Frevler aber wird nach dem gerechten Richterspruche des Zeus in die Speichen eines Rades geflochten, das ihn in ewigen Kreisen umherwirbelt.

Die dritte der Tragödien, wiewohl reich an mannigfaltigen Schönheiten, vermochte dennoch nicht gleich mächtige Eindrücke in mir hervorzurufen. Doch will ich keineswegs sagen, dies sei die Schuld des Dichters gewesen; nur dem spätgebornen Epigonen waren die gigantischen Gestalten der Urwelt, mit denen die Phantasie der Griechen von Jugend auf vertraut gewesen, zu fremdartig, als daß er ihnen ein warmes Interesse hätte zuwenden können. Auch bestand der letzte Teil gleich den Danaiden und den Sieben gegen Theben eigentlich nur aus einer einzigen Situation; die Chor-

gesänge walteten vor und schienen von den Dialogen der Handelnden nur unterbrochen zu werden.

Das Stück begann mit einem Feste, durch welches der Sohn Ixions und der unglücklichen Dia, Peirithoos, seine Vermählung mit Hippodamia feiert. Die von dem Truggebilde der Hera dem Ixion geborenen wilden Kentauren waren unter vielen andern Gästen, welche den Chor bildeten, geladen.

Das Festgelage nahm nach und nach einen wilden Charakter an. Die berauschten Kentauren zerschmetterten im Uebermut Schüsseln und Trinkgefäße, und suchten die schönen Töchter der Lapithen zu zwingen, daß sie ihnen zu Willen seien. Auch die Braut war nicht vor ihrer Frechheit sicher. Immer wüster wurde das Bacchanal. Zerschmetterte Weinkrüge, losgerissene Tischplatten machten den Anfang, Fackeln schleuderten die Gäste sich gegenseitig ins Gesicht, Hirschgeweihe wurden von den Wänden herabgerissen, Flammenbrände von den Altären, so daß das Gebäude Feuer fing und die Lohe aus dem Dache schlug. Die Thürpfosten und Balken werden von den Streitenden als Waffen benutzt. Zuletzt fliegen gar Eichenstämme, von den Riesen aus ihren Wurzeln gerissen, Felsblöcke, wie im Kampfe der Titanen, umher. Unter allem dem wilden Tumult aber schläft noch einer der Kentauren, Aphides; er hält den noch nicht ganz geleerten Becher in der Hand, als ihm ein Steinblock das Haupt zerschmettert und sein Blut in den Pokal strömt. Zuletzt bleibt nur noch der gewaltige Kaineus

übrig, aber die Erde öffnet ihren Schlund und schlingt ihn hinab. So hat der herrliche Peirithoos über die wilden Mächte der Urwelt gesiegt.

Ein Chor der überlebenden Gäste feiert endlich den Sieg desselben, durch den die Schuld seines Vaters Ixion und der barbarischen Kentauren gesühnt ist.

Noch war meine ganze Seele erfüllt von den mächtigen Eindrücken der Trilogie, in welcher ich ein großartiges Gegenstück zu derjenigen des Prometheus erkannte. Schon am folgenden Tage vernahm ich da, während ich — vor mir die treffliche, bei Didot in Paris erschienene Ausgabe des Aeschylus, in welcher die Fragmente der untergegangenen Tragödien so sorgfältig gesammelt und kommentiert sind, sowie die andern schon erwähnten philologischen Werke — von neuem auf den Stufen des Dionysostheaters ruhte, das Schmettern der Trommete und einen Heroldsruf, wodurch die Aufführung einer andern Aeschyleischen Trilogie angekündigt wurde. Ich war erstaunt und sagte mir, ein Traum müsse mich umfangen, da doch bei den Dionysosfesten ein jeder Dichter immer nur mit einem Werke — sei es eine Tetralogie oder ein einzelnes Drama — in den Wettkampf getreten sei. Aber nein! All mein philologisches und archäologisches Wissen wurde zu Schanden; es war in der That eine neue Trilogie des Aeschylus und zwar die der Niobe, deren Darstellung eben mit dem an der Thymele dargebrachten Opfer der Priester begann.

Als der Opferchor verstummt und der Vorhang ge-

sunken war, erblickte ich die Halle im Herrscherpalaste von Theben; überschwengliche Pracht verkündete den Reichtum und Glanz des Königs Amphion. So viele herrliche Geschlechter von Fürsten und Herren auch das weite Griechenland besitzt, keines vermag sich dem des Amphion zu vergleichen, der von den Göttern mit der Gabe wunderbaren Gesanges begnadet, durch die Töne seiner Leier die Steine der nahen Berge zu einem Schlosse von wunderbarer Herrlichkeit gefügt hat. Ihm zur Seite steht Niobe, die Tochter des Lyderkönigs Tantalus. Stolz auf ihr altes, den Göttern entstammtes Geschlecht, noch mehr aber auf sieben Söhne und gleichviele Töchter, von denen jene durch Tapferkeit, diese durch Tugend und wundersame Schönheit nicht ihresgleichen auf Erden haben, verachtet sie die Leto, welche doch nur zwei Kinder, die Artemis und den Apollo, zur Welt gebracht. Im Beginne des Trauerspieles erblickte ich die hohe Frau, umgeben von ihren Kindern; die älteren der Söhne waren schon von einem Kriegszuge heimgekehrt und berichteten der Mutter von ihren Thaten; für die jüngeren nahm der Pädagog das Wort und pries seine Zöglinge, wie sie alle andern Knaben in den gymnastischen Uebungen überträfen. Niobe, als sie die Worte vernommen, pries sich vor allen andern Müttern glücklich, daß sie solche Söhne geboren, und ergoß sich dann, auf die Töchter deutend, auch in deren Lob, indem sie sagte, daß an Reizen und Tugenden selbst keine der Göttinnen sich ihnen vergleichen könne. Der Chor der Ammen

stimmt einen Gesang an, in welchem er die Königin und ihre Kinder mahnt, sich nicht in ihrem Glücke zu überheben und sich nicht den Olympiern gleichzustellen, welche über der Menschen Geschicke walten und deren Ueberhebung strafen. Da tritt der greise Sänger und Seher Teiresias ein. Mit stolzer Miene fragt Niobe, was denn der Alte von ihr begehre. Als dieser sie dann zur Mäßigung in ihrem Glücke ermahnt und auf dem Altare die heilige Flamme anzünden will, in welcher sie mit den Kindern der Artemis und dem Apoll Opfergaben darbringen soll, ergießt sie sich in Schmähungen auf die Kinder der Leto, und verbietet dem Volke diese zu verehren, nur ihr selbst und ihren 14 herrlichen Kindern sollen in dem Tempel Feierlieder ertönen und Spenden dargebracht werden. Teiresias entfernt sich wegen der vermessenen Rede grollend, und die Ammen singen ein Chorlied, in welchem sie die Götter anflehen, ihren Zorn nicht über die holden Kinder zu entladen, welche sie mit der Milch ihrer Brüste gesäugt hätten und die ihnen teuer seien, wie der gesellig nistenden Schwalbe ihre Jungen. Aber Niobe ist wie für die Warnungen des Teiresias und für die flehenden Stimmen der Ammen so auch für die Mahnung ihres Gatten Amphion taub. Selbst gegen Zeus und die göttliche Hera ergießt sie sich in verwegene Worte und wendet sich zum Abgehen, indem sie zwischen den wehklagenden Gesängen des Chors ihre Absicht ausspricht, selbst mit ihren Kindern in den Tempel der Leto einzuziehen, um sich statt jener in demselben verehren zu

lassen. Endlich erreicht ihre Vermessenheit den höchsten Grad, indem sie droht, auch den Tempel des Zeus, der sich die Herrschaft nur angemaßt, und die Königsburg des Amphion durch flammenschleudernde Adler niederbrennen zu lassen. Eine Schlußscene von überwältigender Wirkung bewies mir von neuem, was ich freilich schon aus dem Ajas des Sophokles, wie den Eumeniden des Eleusiniers wußte, wie völlig grundlos die oft gehörte Behauptung sei, auf der antiken Bühne habe keine Verwandlung der Scene stattgefunden. In der Tragödie, welche ich aufgeführt sah, hielt die Königin mit ihren Kindern den Einzug in den Tempel der Leto; mir kam hierbei, wie bei vielen andern Tragödien der Alten, auch zum Bewußtsein, wie eitel jener oft gehörte Vorwurf gegen neuere Dichter sei, sie liebten es, durch Effektscenen, wie die alten Tragiker sie durchaus verschmäht, um die Gunst der großen Menge zu buhlen. Rohe Effekthascherei, wie schlechte Dichter sie wohl anwenden mögen, ist allerdings dem Aeschylus und Sophokles, wie auch dem Euripides fremd gewesen; aber ebenso wie Shakespeare und alle großen Dramatiker der neuen Zeit haben sie Scenen von schlagartiger und oft überwältigender Wirkung in ihren Tragödien, besonders an deren Schlusse angebracht, wie dies beinahe alle ihre Werke zeigen.

Nach der Pause zwischen dem ersten und zweiten Stücke der Trilogie tritt in dem letzteren, den Klageweibern, Niobe in Trauergewänder gehüllt aus dem Palaste; Leto hat ihre Rache an der unglücklichen Königin

gestillt, unter den Pfeilen Apolls und Dianens sind alle ihre Kinder bis auf das letzte dahingesunken. Ein großer Grabhügel bedeckt deren Asche. Zu ihm steigt Niobe im Gefolge der Klageweiber herab.

In sprachlosem Jammer sitzt sie dort und starrt auf den Boden, der all ihr Glück umschließt; um sie aber ertönen die Gesänge der Weiber. Ich erkannte aus ihnen, wie falsch jene oft aufgestellte Behauptung sei, der Chor wäre die Stimme der Unbefangenen, und nehme nicht teil an den Irrungen, in welchen die Helden der Tragödie befangen seien. Hier vernahm ich, wie die Klageweiber den leidenschaftlichen Schmerz der Königin teilten; ihr Chorgesang machte einen um so tiefer tragischen Eindruck auf mich, weil sie, vom Schmerze überwältigt, nicht daran dachten, den ihrer Gebieterin zu schonen, oder gar ihr Tröstung zuzusprechen, sondern im einzelnen den schreckenvollen Tod ihrer Kinder ausmalten, wie diese hier- und dorthin geflohen, um den tötenden Geschossen zu entrinnen, wie sie vor dem erzürnten Gott niedergekniet und ihn angefleht, ihres Lebens zu schonen, wie andre sich in die Tempel geflüchtet und die Altäre umklammert, um dort Schutz zu suchen, noch andre in unterirdische Gewölbe geflohen, doch überall von den rächenden Geschossen ereilt worden seien. Mit verhülltem Haupte bleibt Niobe, nur hie und da mit einem Seufzer die Chorgesänge unterbrechend. Zu ihr tritt gramgebeugt Amphion und stößt Anklagen wider die Götter und ihr ungerechtes Walten aus. Aber der Zorn der Olympier

ist noch nicht gestillt, wie vom Blitz getroffen stürzt der Verwegene leblos zu Boden.

Allein selbst dieser neue Schicksalsschlag stört Niobe nicht aus ihrem starren Jammer auf, es ist, als ob sie nach und nach in ihrem Weh zu Stein erstarre. Da ertönt dumpfes Donnerrollen aus dem Erdenschooße, sie erhebt sich aus ihrem Brüten und bricht in die Worte aus: „Ich komme schon, was rufst du?" In ihrer Seele reift der Entschluß, die Jammerstätte, das Grab alles ihres Glückes zu verlassen, und in ihre Heimat, zum Vater Tantalus zurückzukehren. Und während sie unter einem Chorgesange der Klageweiber nach ihrer Heimat am Sipylos aufbricht, erhebt sich wieder der Vorhang.

Bald öffnete sich von neuem die Scene und die dritte Tragödie „Niobe" begann. Ich fand mich nach Lydien an den Hof des Tantalus versetzt.

Ein Monolog des greisen Königs eröffnet das Stück. Er rühmt, zwölf Tagereisen weit erstrecke sich sein Reich. Das Idagebirg widerhalle dem Gebrüll seiner Herden, reich bestellt seien seine Felder, doch ist seine Seele gedrückt von der Erinnerung an die Greuel, die in seinem Hause vorgegangen, und vom Bewußtsein alter Schuld. Durch einen Boten wird ihm berichtet, welches Unheil seine Tochter befallen, wie der Götter Zorn das ganze blühende Geschlecht ihrer Söhne und Töchter ausgerottet habe, wie der Greis um die Hoffnung, blühende Enkel seine Kniee umspielen zu sehen, betrogen sei. Tan-

talus, wie vom Blitzstrahl durch diese Kunde getroffen, steht gramgebrochen auf seinen Stab gebeugt da. Nun kündet ein Herold das Nahen der unglücklichen Königin, und bald wankt diese unter dem Chorgesang der Klageweiber herein. Sprachlos bleibt sie lange in ihrem Jammer; dann erst ringen sich einzelne Schmerzensrufe aus ihrer Brust, und wetteifernd, aber nur in gebrochenen Lauten, klagt sie mit dem Vater. Dieser spricht: „Den Menschen schuldig werden läßt ein Gott, wenn er sein Geschlecht spurlos vertilgen will," und: „Mein Geist, der schon droben im Himmel atmete, stürzt jetzt tief zur Erde nieder, und mahnt mich: gedenke immer, daß du irdische Güter nicht zu hoch achten sollst!" Niobe aber will den Menschen entfliehen, dorthin, wo an der Felsenwand des Ida einsam der Altar des väterlichen Hauses steht. Der Vater, obgleich selbst um sein Liebstes betrogen, sucht sie doch durch Trostgründe aufzurichten, er führt ihr vor, wie vieles Leiden ihr auch durch die lebenden Kinder hätte bereitet werden können, und will sie bereden, bei ihm zu bleiben in der väterlichen Burg, bis ihm der Ruf erschalle, in das nächtlich dunkle Reich hinabzusteigen. Die Tochter aber verschließt sich seinen Trostgründen und weigert sich, zu bleiben, selbst als Tantalus ihr vorhält, wie grausam der Tod sei, der unter allen Göttern allein sich durch kein Weihegeschenk begünstigen lasse, kein Opfer und keine Spenden im Tempel annehme und sich durch keine rührenden Worte beschwichtigen lasse. Da nun unter dem Chorgesange der Klage-

weiber wendet sie sich schließlich zum Gehen, und in der letzten Scene erblickte ich sie in einsam öder Felsengegend am Sipylos, wie sie auf dem nackten Gestein dasaß und nach und nach unter den Klagegesängen des Chors zum Felsen erstarrte, aus dem ihre Thränenströme als Quellen hervorbrachen, die ihre Schuld und ihr Weh der Folgezeit verkünden sollten. —

In der Trilogie, welche den Mythos vom Kampfe des Dionysos mit dem Könige der Edoner Lykurgos behandelt, erschien vor mir zuerst ein Chor der wilden Edoner, welche staunend von dem wunderbaren Erscheinen eines Fremdlings erzählen, der mit einer Schar schwärmender Bacchanten vom fernen Asien kommend, an ihrer Küste gelandet sei. Sie schildern das Erscheinen der wunderbaren Gäste aus dem Orient, deren der eine „mit eherner Becken Getöse lärmt, der andre Festklänge der Flöte, der dritte dem Tympanum Sturmlaute entlockt, in welche des Wahnsinns Jubel einstimmt. Laut hallt das jauchzende Festlied, stiergleich aufbrüllend ertönt ringsher himmelan dröhnendes Rufen, wie im Sturmwind flattert das gefleckte Fell."

Bei dem niegehörten Lärm, welcher nahe dem Palaste vernommen wird, tritt der König des Edonerlandes Lykurgos aus seiner Halle hervor und fragt zornig, wer solchen Unfug in der Nähe seines geheiligten Sitzes übe? Bald erscheint inmitten der Bacchantinnen Dionysos selbst. Erstaunt fragt der Tyrann: Welche Heimat den weibischen Knaben entsandt habe? Wie sein Haarband

zu dem Speer passe, wie der Myrrhen Salbenduft und der Busengurt, was der Spiegel mit dem Schwerte zu thun habe? „Wer bist du Knabe, warum erzog man dich als Mädchen? Deine schlanken Schenkel machen mich glauben, du seist ein Zwitter.“ Auch gegen den halbtrunknen Silen wendet er sich zornig und ergießt weiter Hohn und Spott über das Gefolge des Weingottes. Da der jubelnde Lärm der Fremdlinge nicht verstummen will, befiehlt Lykurg seinen Knechten, die Bacchanten und Satyren zu ergreifen und in Ketten zu werfen. Auch Dionysos selbst wird in den Kerker geführt. So ist der Triumph des Edonerkönigs vollständig, und der Chor seiner Diener und Anhänger feiert dessen Sieg.

In dem zweiten Stücke haben sich durch die Macht des Dionysos die Kerker geöffnet, unter jauchzenden Siegesgesängen feiern die Bacchantinnen den Triumph des Gottes. Lykurg selbst ist von Wahnsinn befallen und erschlägt in seiner Raserei den eigenen Sohn, seinen Liebling. Die Edoner wehklagen über das Geschick des Königs und beginnen die Macht des fremden Jünglings zu erkennen. Während der König in seiner Verblendung den Leichnam seines Sohnes zerstückelt, stimmen die Bacchantinnen jubelnde Gesänge an.

In der dritten Tragödie sah ich die Strafe für den Frevel des Königs, der über das ganze Land der Edoner Unfruchtbarkeit heraufgeführt hatte. Ein Teil der Bewohner hat sich aus Gegnern in begeisterte Anhänger des Dionysos verwandelt. Diese, welche in einem

Chorgesang das Weh, welches durch die Schuld des Königs über das Land hereingebrochen, beklagen, ergreifen den Tyrannen, der inzwischen zur Besinnung gekommen ist und die Mordthat, die er an dem eigenen geliebten Sohn verübt hat, bejammert, sie binden ihn und schleppen ihn auf den Berg Pangaios, wo er in eine Felsenhöhle eingekerkert wird, damit er dort inmitten kriechenden Gewürmes ein schreckliches Ende finde.

Nach der gewaltigen Katastrophe, mit welcher das letzte Stück der Trilogie schloß, führte mir das Satyrspiel die Kehrseite der schrecklichen Bilder vor, in welcher die Trilogie die Macht des Dionysos verherrlicht hatte. Dasselbe spielt vor der Höhle, in welcher der gestürzte Tyrann seine Strafe büßt. Ein Chor von Satyrn feiert das fröhliche Leben, das nun in das Land der Edoner eingezogen ist; von allen Höhen und aus allen Thälern begleiten jubelnde Chöre die Scharen der Winzer, welche auf den Weinbergen den süßen Most keltern. Die fröhlichen schon bezechten Waldgötter ziehen vor die Kerkerhöhle des Lykurg und locken ihn durch ihre lustigen Lieder an die Spalte seiner Felsengrotte, wo er nur das Zirpen der „Seherin Cikade" hört. Von Hunger und Durst geplagt, sehnt der Gefangene sich nach Schmausen und Zechen und nach lustigem Schwärmen. Seine Begier nach Freiheit wächst noch mehr, als die fröhlichen Gesellen ihm schildern, wie das ganze nun befreite Land in beständigem Rausche der Lust schwelgt, wie selbst „der Palast begeistert wankt und das Dach zu taumeln scheint".

Das Stückchen, das, wie alle diese Satyrspiele, eine Art von lustigem Finale zu den vorhergehenden Tragödien bildete, schloß unter dem Jubel der Zuhörer mit dem Weiterziehen des bockfüßigen Chors.

So mächtig die beiden ersten Stücke der Lykurgie durch die hinreißende in ihnen herrschende Bewegung mich ergriffen hatten, konnte ich doch bei dem Schlusse des letzten eine gewisse Verstimmung nicht unterdrücken, denn das Verschmachten des Lykurgos schien mir, wie schwer auch nach griechischer Ansicht seine Schuld gewesen sein mochte, einesteils zu grausam, andrerseits aber auch undramatisch. Das sich anschließende Satyrdrama jedoch verscheuchte diese Stimmung.

Wenn an den vorhergehenden Abenden die drei Teile der Trilogien, obgleich nur in schwankenden Umrissen, in ihrer Totalität vor meine Seele getreten waren, und in mir den Glauben erzeugt hatten, ich sähe sie wirklich vor mir aufgeführt, so war ich mir von andern Abenden doch bewußt, daß entweder nur eine Täuschung meiner Phantasie mir die geschauten Bilder vorgegaukelt habe, oder daß die Behauptung unsrer Philologen, Aeschylus' Tragödien seien immer in Form von Trilogien oder, wenn man die Satyrspiele hinzunimmt, von Tetralogien auf die Bühne gekommen, eine unbegründete sei. Ich hatte z. B. bei ihnen von einer Perseis gelesen, welche in drei Tragödien die Geschichte der Danae, den Besuch, den Zeus in Gestalt eines goldnen Regens bei ihr gemacht, die Geburt des Perseus und die

weiteren Schickſale desſelben behandelte. Ich aber ſah in der That nicht drei Dramen aufgeführt, ſondern nur ein einziges, deſſen Mittelpunkt die Geſchicke des Perſeus bildeten. Zuerſt erblickte ich den Sohn der Danae auf einer abenteuervollen Fahrt. König Akriſios von Argos hatte nämlich ſeine Tochter Danae, und den von ihr als Frucht der Umarmung des Göttervaters geborenen Perſeus verſtoßen, weil ein Orakelſpruch ihm verkündet hatte, deren Sohn werde ihn ermorden. Der Nachen, in dem er ſie mit ihrem Kleinen dem Ozean preisgegeben, iſt an die Küſte von Seriphos getrieben worden, wo der König Polydektos ſie gaſtlich aufnahm. Dieſer entbrannte in Liebe zur ſchönen Danae; aber nachdem der Sohn der letzteren zum Jüngling erwachſen, fürchtet er von ihm, er werde ihm in ſeinen Plänen hinderlich ſein, und entſendet ihn auf eine Abenteuerfahrt, indem er meint, daß er von dieſer nicht zurückkehren werde, da kein Sterblicher ſich des Hauptes der Meduſa, das er ihm bringen ſoll, werde bemächtigen können. Perſeus begibt ſich mutig auf die Fahrt, denn er ſteht im Schutze des Vaters Zeus, der ihm den Hermes als Begleiter mitgibt. Von dem liſtenreichen Gott werden ihm die Wege angegeben, auf denen er ſein Ziel erreichen könne. Er kommt zur Grotte der Graien, der Hüterinnen der Meduſa, und erlangt von ihnen die Flügelſchuhe, den Helm und die Tartſche, welche ihm zur Vollendung ſeines großen Werkes nötig ſind. Er vollbringt dies Werk, und ich ſah ihn nach gelungener That

ganz in jener Stellung, wie das herrliche Bildwerk des Benvenuto Cellini ihn zwei Jahrtausende nach Aeschylus dargestellt hat.

Der Fortgang der Tragödie bestätigte mir, daß ein Wechsel der Scene bei den griechischen Dramatikern keineswegs selten gewesen; denn nachdem Perseus auf seiner weiteren Abenteuerfahrt die Andromeda befreit und den Atlas versteinert hat, befindet er sich wieder in Seriphos. Hier hat der König Polydektos der Danae Gewalt anthun wollen, aber diese ist zum Altar des Zeus geflohen, um dessen Schutz gegen den Frechen anzuflehen. Der König ist ihr in das Heiligtum gefolgt, und will sie trotz der geweihten Stätte zwingen, sich zu ergeben; da tritt ihm Perseus entgegen, und läßt ihn und seine Begleiter durch das vorgehaltene Meduſenhaupt zu Stein erstarren. Am Schlusse wird auch noch Akrisios von der verdienten Strafe ereilt, indem sich an ihm der Orakelspruch erfüllt, er werde von dem Sohn seiner Tochter erschlagen werden. Bei den Leichenspielen für Polydektos wird er durch den Diskus des Perseus tödlich getroffen.

Noch einmal trat eine ganze Trilogie vor mich hin in der Aethiopis; die mich in der ersten Tragödie, die Schützinnen, auf das Schlachtgefilde der Troas, wo Hellenen und Trojaner in rastlosen Kämpfen einander befehden, versetzte. Auf dem weiten von Simois und Skamander durchströmten, von der Feste Ilion gekrönten Gefilde bekämpft Achill, begleitet von seinem Liebling Antilochos, die dem Priamos zu Hilfe gezogenen hoch-

geschürzten Amazonen und ihre Königin, die herrliche Penthesilea. Die beiden verfolgen in jugendlicher Kampflust die schönen Jungfrauen, welche „noch nicht geschmeckt der Brautnacht Lust und schüchtern zur Erde der Blicke Pfeile senken". Beide sind nicht unempfänglich für ihre Reize, aber als Kämpfer in Agamemnons Heer müssen sie die Bundesgenossinnen der Trojaner verfolgen. Wechselnd erscheinen die von Homer gefeierten Helden des hellenischen Heeres, umgeben von ihren Kriegern, und dann wieder, wie es der Kampf mit sich bringt, die Amazonen, die den Chor bilden, und bald voll Kampflust jubeln, bald Trauerlieder über gefallene Gefährtinnen anstimmen, auf der Bühne. Wie Schatten der Wolken über die weiten Ebenen fliehen die Scharen der sich verfolgenden beiden Heere über das Schlachtgefilde vom Fuße des Idagebirges bis an die Ufer des Hellespont dahin. Achill weiß, daß ihm ein früher Tod beschieden ist, darum benutzt er die ihm zugemessene Zeit, um große Thaten zu vollbringen, daß er nicht ruhmlos in das Unterreich hinabsteige. Rastlos verfolgt er die Königin; sein Streben ist, sie lebend in seine Gewalt zu bekommen, und im Triumphe in das griechische Lager zu führen, allein sie weicht an Heldenkraft weder ihm noch dem gewaltigen Diomedes, noch dem kühnen Patroklos; und nachdem er vergebens alle andern Mittel versucht, schleudert er einen Speer wider sie, von dem getroffen sie mit tief klaffender Brustwunde vom Rosse sinkt. Auf der eigenen Schulter trägt er die Leiche des herrlichen Weibes

in die Mitte der Amazonen und übergibt sie diesen zur Bestattung. Den frechen Thersites, der ihn deshalb zu verhöhnen wagt, schlägt er zu Boden. Ein klagender Chor der kriegerischen Weiber beschließt das Stück.

In der zweiten Tragödie „Die Seelenwägung" ist der äthiopische Fürst Memnon mit seinen Kriegern aus dem fernen Sonnenlande herbeigeeilt, um die Feste Ilion und die bedrängten Trojaner gegen das Heer des Agamemnon zu verteidigen. In aller Pracht eines morgenländischen Fürsten, auf einem reichgezäumten purpurbedeckten und mit Glöckchen behangenen Rosse, sein Helm mit einem goldgefiederten Vogelgreife geschmückt, bekämpft er zuerst den jugendlichen Antilochos und wirft ihn blutend in den Staub; nun stürmt Achilles wider ihn heran, um den Tod seines Lieblings an dem Verwegenen zu rächen. In Gegenwart der Heeresfürsten, sowohl der hellenischen wie der troischen entbrennt der ungeheure Kampf. Nach Art der homerischen Helden führen die beiden, bevor sie die Schwerter gegeneinander erheben, einen Wortkampf, und Memnon spricht: „Rühmen kann ich mich der Abkunft aus Aethiopien, wo der siebenarmige Nil beim Regenguß im Hauch der Winde schwillt, da wo die Sonne feuerheiße Strahlen schießt und den Schnee der Gletscher schmelzt, und Aegypten, das erst von heiligem Wasser überdeckt gewesen, überall grünend Demeters Aehren, Lebensnahrung sprießen läßt." Als der Kampf der beiden Helden beginnt, erscheinen deren Mütter Eos und Thetis in den Lüften, über ihnen als

oberster Kampfrichter Zeus, welcher die Wage des Schicksals in der Rechten hält und die Lose der beiden in die Schale legt. Eos, die aus dem fernen Morgenlande herbeigekommene Mutter des Memnon, steht auf der Seite, wo ihr Sohn kämpft, und richtet Gebete zu den Göttern, daß sie diesem den Sieg schenken, Thetis dagegen, die der Meerestiefe entstiegene Mutter Achills, fleht auf der andern Seite Zeus an, ihrem göttlichen Sohn den Sieg über den Gegner zu schenken. Lange schwankt die Entscheidung. Wunder der Tapferkeit verrichten die beiden Kämpfer, doch zuletzt schnellt die Wagschale des Memnon hoch empor und vom Speer Achills getroffen sinkt der Sohn des Morgenlandes zu Boden. Eos zerreißt klagend ihr Gewand, und führt den gefallenen Teuern auf einem Wagen durch die Lüfte in ihr leuchtendes Reich. Der Chor der von Memnon gefangenen Weiber schließt die Tragödie mit einem Gesange, in welchem voraus verkündet wird, wie auch der Jubel der Thetis sich in Jammer verwandeln werde, indem Apoll, der Schützer der Trojaner, ihrem Sohne den Untergang durch die letzteren bereiten werde.

Nach kurzer Pause folgt das dritte Stück „Die Nereiden".

Achill hat sich durch seinen Sieg über den Aethiopenfürsten zur höchsten Höhe seines Ruhms emporgeschwungen. Wenn seine Herrlichkeit noch höher steigen kann, so muß dies infolge seiner Vermählung mit Polyxena, der Tochter des Troerkönigs, geschehen. Zwischen Agamemnon und

Priamus nämlich ist Frieden geschlossen, und die Verbindung der Lieblingstochter des letzteren mit dem größten der griechischen Heroen soll diesen Frieden besiegeln. Um das hohe Fest mitzufeiern, kommt Thetis, dem Meeresschooße entstiegen, mit ihrem Gefolge von Nereiden in die Tempelhallen des Apollo auf der Ebene von Troja, wo die Vermählung stattfinden soll. Die frohe Kunde über die Verbindung ihres göttlichen Sohnes mit der lieblichen Troerin hat nicht die bangen Ahnungen ersticken können, die sie schon bei der großen Waffenthat Achills erfüllt haben, denn wohl ist ihr bekannt, daß Apoll diesen mit seiner Rache bedroht, weil er wie schon früher seinen Liebling Hektor, so nun auch den Memnon getötet.

Aber Achill verscheucht die dunklen Ahnungen, die auch ihn beschleichen wollen, und gibt sich frohen Hoffnungen auf künftiges Glück hin. Festliche Musik erschallt, und es naht der Zug der bräutlich geschmückten Polyxena, welche von dem Verlobten und seiner Mutter an den Pforten des Tempels empfangen wird; während das herrliche Paar in die festlich geschmückte Halle schreitet, stimmen die Nereiden ein Brautlied an. Plötzlich durch den Jubel dringen Weherufe aus dem Tempel. Verräterisch hat Paris den göttlichen Jüngling an seinem Ehrentag vor dem Altar mit einem Pfeil durchbohrt, und die Leiche des in Jugendblüte auf der Höhe seines Ruhmes und Glückes Getöteten wird unter Wehgesängen des Chors sichtbar.

Apollo erscheint in der Trauerhalle und rühmt sich,

die gerechte Strafe an dem vollstreckt zu haben, durch dessen Hand Hektor und Memnon gefallen seien. Die unglückliche Thetis, die ihre bängsten Ahnungen erfüllt gesehen hat, jammert laut um den Sohn; sie klagt Apollo der Wortbrüchigkeit und des Verrates an. „Einst, bei meiner Hochzeit, verhieß er huldvoll meinem Sohn zu sein, seines Lebens froh, frei von jeder Krankheit solle er auf der Erde wandeln. Er nannte, um mich mit Mut zu erfüllen, mein Schicksal ein freundliches; und ich glaubte, daß der heilige Mund Apollos Wahrheit verheiße. Und nun ist er der Seher, der frohe Gast der Hochzeit selbst, der, welcher mein Kind zum Tode getroffen." Unter Klagegesängen der Chorjungfrauen, welche die Leiche zur Bestattung hinwegtragen, schließt dann die Tragödie.

Nach der Ankündigung des Herolds sollte die Trilogie Pentheus aufgeführt werden. Zuerst erschien die Tochter des Kadmos, Semele, in der Halle vor der Königsburg, umgeben von dem Chor der Wasserträgerinnen; in sich versunken und mit Begeisterung wegen der hohen Bestimmung, deren sie gewürdigt worden ist, erwartet die junge Fürstin die geweihte Stunde, in welcher sie dem Vater der Götter und Menschen einen Sohn gebären soll. Sie vor allen Erdentöchtern ward der Umarmung des Zeus würdig befunden, aber ihre Schwestern zweifeln, daß ihr ein so hohes Los zu teil geworden. Vor allem Agave verhöhnt sie wegen ihrer thörichten Einbildung und es entsteht ein Streit zwischen den beiden,

bei welchem die Wasserträgerinnen jede derselben zur Mäßigung ermahnen, aber mehr die Partei der Semele als die ihrer Schwester ergreifen, indem sie es für nicht unglaublich erklären, daß jene in den Armen des Olympiers geruht habe. Zum Beweise dessen führen sie an, daß wer die Kadmostochter berühre, von gleichem dionysischem Taumel erfüllt werde wie sie selbst. Aber Agave und ihre Schwester fahren fort, sie zu verspotten. Da wird Semele, im Bewußtsein des Hohen, zu dem sie berufen worden, von Unwillen erfaßt und beschwört Zeus, durch ein Zeichen kund zu thun, daß sie wahr gesprochen. Doch bald bereut sie ihren Wunsch als verwegen; sie erkennt, daß der Sterbliche keine vermessenen Bitten an den Gott richten dürfe, sondern schweigend hinnehmen müsse, was er über ihn verhängt. So tritt sie in den Palast des Vaters zurück und es folgt ein neuer Chorgesang der Weiber, welcher ahnungsvoll halb mit Freude, halb mit Bangen das Kommende voraussagt. Mit Blitzesschnelle bricht das Verhängte herein. Ein Donnerkeil fällt hernieder und in Flammen lodert des Kadmos Palast empor. Die Sterbliche vergeht in den himmlischen Flammen. Vergebens müht sich der Chor, sich im Tanze durch die Hallen des Palastes hinschwingend, den Brand zu löschen. Das Gebäude stürzt zusammen; aber aus dessen noch rauchenden Trümmern retten die Wasserträgerinnen den neugeborenen Bacchus, den Beseliger des Menschen. Weinreben sprießen um die rauchgeschwärzten Säulen und jubelnde Stimmen

feiern den Neugeborenen. Nach nur kurzer Pause, wie es der enge Zusammenhang der ersten mit der zweiten Tragödie erheischte, erschien in dieser der begeisterte Chor der Bacchantinnen, welcher den Enkel des Kadmos, den Sohn des Zeus, verherrlichte. Das ganze Land rüstet sich zu Festen, um das frohe Ereignis würdig zu begehen. Bacchischer Taumel erfüllt das thebäische Land; mit Agave und den andern Schwestern der Semele ist schon ein Schwarm von Bacchantinnen nach dem Kithäron ausgezogen, unter ihnen auch Kadmos selbst, der, um sich ganz dem Dienst des Dionysos zu weihen, die Herrschaft seinem Sohne Pentheus abgetreten hat. Der letztere ist der einzige der Königsfamilie, welcher in dem allgemeinen Rausche die ruhige Besinnung bewahrt hat. Er zürnt über den Unfug, den die von Raserei erfaßten Schwärmer vollführen und beschließt demselben Einhalt zu thun. Verschiedene von den schwärmenden Männern und Frauen werden ihm vorgeführt und von ihm der Bestrafung geweiht. Da wird vor ihn ein noch kaum zum Jüngling erblühter wunderschöner Knabe gebracht. Auf Befragen sagt dieser dem Pentheus, er sei schon seit langem den Siegeszügen des jungen Gottes, des Sohnes der Semele, gefolgt, habe mit ihm das ferne Asien durchzogen und viele von ihm vollbrachte Wunder gesehen, die alles Volk mit Begeisterung erfüllt und an jedem Tage die Schar seiner Verehrer vermehrt hätten. Er schildert dem Pentheus die unwiderstehliche Macht des ihm selbst verwandten Dionysos und ermahnt ihn, den-

selben bei sich aufzunehmen. Aber jener will nicht hören, befiehlt vielmehr, den Anwalt des neuen sinnbethörenden Kultus gefesselt abzuführen. Doch bald soll er die Macht des von ihm Verfolgten erkennen; unter lautem Krachen stürzt der Kerker, in den er gebracht worden, zusammen und in voller Glorie des Gottes tritt der himmlische Jüngling aus den Ruinen hervor, um unter den Scharen seiner Verehrer auf den Gipfel des Kithäron zu treten. Es folgt jubelnder Chorgesang, mit welchem er hier von den Begeisterten mit geschwungenen Tyrsosstäben empfangen wird.

In der dritten Tragödie, die Xantrien oder Zerfleischerinnen, trat mir, aber in ungleich größerer Gestalt, jene Dichtung entgegen, welche ich schon in den Bacchen des Euripides bewundert hatte, und welche selbst in dieser schwächeren Fassung zu den kostbarsten Schätzen gehört, die uns das Altertum hinterlassen hat. Die Wildnisse des heiligen Berges Kithäron, wo der Kultus des jungen Gottes in wilden Orgien gefeiert wurde, waren der Schauplatz. Fackeln in den Händen und Thyrsosstäbe schwingend, durchschweifen Agave und die Bacchantinnen den Hain. Gebieterisch und ohne Ahnung von der Gefahr, in welche er sich stürzt, tritt Pentheus in ihre Mitte und heischt, daß sie die Felle der von ihnen zerrissenen Hirschkälber von ihren Schultern reißen und die Becher schäumenden Mostes zu Boden werfen. Aber Agave hetzt ihre Begleiterinnen wie auf ein verfolgtes Wild auf den Verwegenen.

Zu spät erkennt der König, welchen Sturm er gegen sich heraufbeschworen, und ergreift, verfolgt von dem wütenden Schwarm, die Flucht. Während aus den Wäldern und Schluchten des heiligen Berges die Stimmen der Bacchantinnen bald in wilder Verfolgungswut, bald in jubelnden Siegesliedern ertönen, und dazwischen die Verzweiflungsrufe des von ihnen zerfleischten Pentheus durch die Gipfel der vom Sturm gepeitschten Fichten hallen, tritt Lissa, die Göttin der Wut, auf, und facht in ihrer Rede, zwischen welcher noch immer die Stimmen der Rasenden erschallen, den Ingrimm Agaves und ihrer Begleiterinnen noch höher an: „Von den Sohlen aufwärts Glied um Glied soll Wutzerfleischung bis zum Scheitel emporsteigen. Scharf wie der Stich des Skorpions soll die Geißel meiner Zunge treffen!“ Dann kehrt der bacchische Schwarm, geführt von Agave, welche das blutende Haupt des Sohnes in der Rechten emporhebt, auf die Bühne zurück. Noch jauchzt der Chor über die vollbrachte That, aber in Agave erwacht das Bewußtsein, sie erkennt die Züge des Sohnes und sie wird gewahr, daß sie diesen statt eines Rehes, das sie zu töten vermeint, erschlagen habe; ihr Jubel verwandelt sich nun in Verzweiflung und ihre Totenklage unterbricht den noch fort und fort tönenden Freudengesang ihrer Begleiterinnen. Und während die letzteren weiter durch die Schluchten ziehen, sinkt sie jammernd zur Erde und spricht die Sehnsucht aus, ihr Leben in weltentlegener Einsamkeit zu beschließen: „Wohin niemals der milde Blick des

Helios noch das sternumlächelte Auge der Letotochter dringt."

Indem ich meine Erinnerungen an die auf den Stufen des Dionysostheaters geschauten Dramen zusammenstelle, beklage ich lebhaft, nicht schon an Ort und Stelle genaue Aufzeichnungen über das dort Geschaute und Gehörte gemacht zu haben. Vieles hat sich mir seitdem verwischt, und mir noch wie ein Traumbild schwebt mir einiges aus der Trilogie Athamas vor. Ich sah in der ersten Tragödie den thessalischen König durch die Eifersucht zweier Weiber, der Nephele und der Ino, einem furchtbaren Geschick verfallen. Ino verfolgte die Kinder der erstgenannten, Phrixus und Helle, mit unersättlicher Wut; ein Orakelspruch diente ihr dazu, ihre verruchten Anschläge ins Werk zu setzen. Nach letzterem sollte Phrixus, um einer das Land bedrohenden Unfruchtbarkeit zuvorzukommen, als Opfer geschlachtet werden. Nephele, um der Ausführung dieser Absicht vorzubeugen und den Sohn zu retten, setzte denselben und dessen Schwester Helle auf einen goldenen Widder, der die beiden davontrug.

Aber Athamas und seine Familie wird von dem Groll der Here verfolgt, weil er den Dionysos, der ihm von Hermes übergeben worden, als Mädchen erziehen wollte, und die Göttin strafte ihn mit Wahnsinn, durch welchen er die ihm Teuersten ins Verderben stürzte. In seiner Raserei verfolgt der König — eine Scene, die mir, während viele andre meinem Gedächtnis entschwunden, noch lebendig vor dem Geiste steht, — Ino, indem

er sie für eine Löwin hält, entreißt ihr seinen Sohn Learchos und zerschmettert ihn an einem Felsen. Seine verzweifelte Gattin aber entfloh unterdessen, den kleinen Melikertes in den Armen haltend, und stürzte sich in das Meer. Nachdem so durch ihn selbst sein ganzes Lebensglück zerstört ist, verläßt Athamas das Land seiner Väter und nimmt fortan in einer fernen Gegend Griechenlands seinen Aufenthalt. Die Leiche seines Sohnes Melikertes aber wird von Delphinen nach dem Isthmus von Korinth getragen. An der Küste legen dort die Bewohner dieselbe auf eine Bahre von Fichtenzweigen nieder. Ein feierlicher Chor von Priestern ertönt, und auf Geheiß des Poseidon wird ein schwarzer Stier geopfert.

Wie beklage ich, daß dies alles nur noch schattenhaft vor meiner Erinnerung steht. Oft wenn die Umrisse davon vor meine Seele treten, ist mir, als sei es das Herrlichste gewesen, was die tragische Kunst je hervorgebracht. Aber vergebens bemühe ich mich, das Ganze der großen Komposition wieder heraufzubeschwören.

Ebenso nur in schwankenden Linien taucht noch das Bild der Tragödie Oreithyia vor mir auf, nur das eine glaube ich mit voller Sicherheit sagen zu können, daß dieselbe nicht Teil einer Trilogie, sondern ein einzelnes Drama war. Unauslöschlich hat sich mir die Situation eingeprägt, wie unter dem Chorgesang der Boreaden der wilde Nordwind über das Gebirge daherfauft, und die Tochter des Erechtheus, die herrliche Oreithyia, wie sie auf der Wiese am Ilyssos spielt, von ihren Reizen be-

strickt, durch die Lüfte auf seine Burg im fernen Norden entführt, nachdem er sie lange vergeblich durch Liebkosungen zu gewinnen gestrebt.

Von den Satyrspielen, deren ich eine Reihe an mir vorübergleiten sah, ist mir nur ein dunkle Erinnerung geblieben, was sich leicht erklärt, da diese Stückchen nicht eben reich an Handlung waren, und die Gesänge und Scherze der bocksfüßigen Satyren, übervoll von burlesken Späßen, ihren Hauptreiz bildeten. Noch heute vermag ich in trüben Stunden durch die Erinnerung an die Heiterkeit, die mich bei diesen Spielen durchströmte, selbst die trübsten Gedanken zu scheuchen; aber wollte ich den Inhalt davon erzählen, so würde nur ein Caput mortuum übrig bleiben. Mir erhellte jedoch völlig klar, daß den Trilogien keineswegs immer ein Satyrspiel folgte, auch daß, wenn ihnen ein solches beigefügt war, der Inhalt nicht notwendig mit den vorhergehenden Tragödien zusammenhing. Die Satyrspiele waren eben nur fröhliche Nachstücke, durch welche ebenso wie durch die Saynetes der Spanier nach den tiefen vorhergegangenen Erschütterungen wieder das Gleichgewicht in der Seele der Zuschauer hergestellt werden sollte. Ganz so wie bei diesen Saynetes bestand der Reiz der Satyrspiele durchaus nicht in der dramatischen Spannung des Interesses, sondern es ward meist eine einzelne Situation vorgeführt, über welche ein Füllhorn des reichsten Witzes und — wie ungleich den Possen, welche heute das Entzücken unsres Publikums bilden — in den

Chorgesängen ein wahrer Blütenregen der reichsten Poesie ausgeschüttet wurde.

Von der Handlung dieser kleinen Stücke ist mir nur eine vage Erinnerung übrig geblieben.

Ein Satyrspiel, welches das Abenteuer der Gefährten des Odysseus auf dem Eiland der Kirke vorstellte, ergötzte mich höchlich; die Verwandlung der Griechen durch die Zauberin gab zu köstlichen Scherzen Anlaß, und der Chor der tanzenden Satyre erhöhte die Lustigkeit, während die Erscheinung des wunderbaren Weibes auf dem fern im Meer gelegenen Eiland, die feenhafte Natur der italischen Küste das Ganze mit dem Duft und Glanze eines Märchens umhüllte. — Ein wahrer Taumel der Lustigkeit waltete im feuerbringenden Prometheus, wo der Titane den Leben und Licht spendenden Funken in der Fenchelstaude auf die Erde herniederbrachte, und ein Chor von Satyrn mit jubelnden Gesängen und Tänzen das herrliche Geschenk begrüßte. Wenn der eine oder andre unvorsichtig dem göttlichen Elemente nahe kam, sich verbrannte, erscholl gellendes Gelächter durch die ganze Schar; aber nachdem Prometheus in einer prachtvollen Rede die Bocksfüßler über die segenbringenden Eigenschaften der himmlischen Flamme, über deren die ganze Gestalt der Erde umwandelnde Wirkung belehrt hatte, stimmten sie, den Altar umtanzend, einen jubelnden Gesang voll hohen Schwunges an. — In dem Satyrspiele Sisyphos erblickte ich wieder einen Chor von Waldgöttern, die sich staunend auf der eine gebirgige

Gegend darstellenden Bühne zusammendrängten, welche ein unterirdisches Getöse, dessen Grund sie sich nicht erklären können, vernahmen; Schrecken und Neugier zugleich drückte sich in ihrem Gesange aus; da öffnete sich die Tiefe und hervor stieg Sisyphos, erschöpft und ächzend. Die Satyrn fragten ihn erstaunt, warum er so jammere. Dieser beichtet nun, er sei Sisyphos, der die Liebesabenteuer des Zeus verraten und den Tod, der ihn fortführen wollte, gebunden habe, dann aber vom Hades selbst in die Unterwelt entführt worden sei. Es sei ihm aber durch eine List gelungen, diesem wieder zu entwischen, und so erscheine er jetzt von neuem in der Oberwelt; keinem solle es gelingen, ihn wieder in das dunkle Reich da unten zurückzuführen. Er verlangt, man solle ihm ein Bad bereiten, und dann eine köstliche Mahlzeit für ihn rüsten. Den Satyrn ist nichts willkommener, als ein solches Gelage, und sie treffen sogleich Anstalt dazu. Ein Feuer wird gezündet; Stücke von Bäumen abgerissen und Früchte des Feldes an Spießen und in Kesseln über die Flammen gehängt; und als das Mahl fertig, schmaust und zecht Sisyphos mit seinen neuen Bekannten, bis er trunken nur noch zu lallen vermag; da tritt Hermes, von den Göttern gesandt, hervor, um den Flüchtling wieder in den Hades hinabzuholen, und als dieser trotz allen Protestes auf demselben Wege, den er emporgekommen, wieder in den Erdenschoß hinabgeführt worden ist, vertilgen die Satyrn unter jubelndem Gelächter den Rest des Weins und der Speisen.

Noch hallten diese Stimmen in meinem Ohr, während um mich her die Hörer sich in lautloser Stille von ihren Sitzen erhoben, und durch die hinabführenden Gänge nach unten stiegen, um den Thoren des Theaters zuzueilen. Da plötzlich ertönte ein Ruf an mein Ohr, mir war, als ob ich meinen Namen vernähme, ich blickte empor und glaubte noch die Gestalten der Zuschauer sich um mich her bewegen zu sehen, wunderte mich jedoch, den Raum so dunkel zu finden, während ich wußte, daß die Vorstellungen immer bald nach Sonnenuntergang endeten; endlich wie ich mich selbst von meinem Sitze erhob, um abwärts zu steigen, ward mir klar, daß ich der einzige Lebende auf den Sitzreihen um mich her sei; der Mond, der durch zerrissene Wolken matt hernieder-schien, erleuchtete den großen Halbkreis so weit, daß ich die Trümmer des Dionysostheaters in dem Zustande, in welchem sie vor einigen Jahren an den Tag gelegt worden, erkannte. Alles war still um mich her, nur in einem Tamariskenstrauch, der neben mir den Spalten entsproß, tönte ein Rauschen des Nachtwinds wie ein Nachhall der Chöre, die hier einst erklungen. Nun wurde mir klar, wie mich nur ein Traum befangen. Die lange Beschäftigung mit den Fragmenten des Aeschylus hatte bewirkt, daß mein Geist ganz von ihnen erfüllt wurde, und sie ihn auch noch als Traumgebilde umschwebten.

Plötzlich hörte ich zum zweitenmal, und nun ganz deutlich, meinen Namen rufen, und mein Lohndiener Perikles trat hinter einer halbzerfallenen Mauer hervor,

indem er seiner Freude, mich endlich gefunden zu haben, Ausdruck gab; seit vielen Stunden hatte er mich vergebens gesucht und mich schon verloren geglaubt; er machte mich darauf aufmerksam, daß ein schweres Gewitter über den Hymettos emporsteige, schon pechschwarze Wolken den Mond umhüllten und einzelne Blitze sich aus ihnen losrissen. Die ganze Umgegend mit allen ihren durch glorreiche Erinnerungen geweihten Stätten versank in Dunkel; ich klomm in Eile über die Stufen nach unten, als mir Perikles nachkam und einen Haufen von Büchern brachte, die ich bei meinem Steinsitze zurückgelassen hatte, auf die mein Haupt während des nächtigen Traumes hingesunken gewesen; es waren die schon genannten Schriften unsrer großen Philologen, darunter besonders der Aeschylus meines trefflichen, nun verewigten Freundes Droysen, dessen Arbeiten neben dem genannten, besonders seine herrliche Geschichte Alexanders des Großen, sowie die des Hellenismus, mich schon in meiner Jugend begeistert hatten, und ich leiste hiermit seinem Schatten Abbitte, wenn ich in obigem Aufsatze von seinem dem großen Eleusinier gewidmeten Werke einen vielleicht verwegenen Gebrauch gemacht habe.

Vaucluse und Erinnerungen an Petrarca.

Nachdem ich unlängst Petrarcas letztes Wohnhaus zu Arqua in den Euganeischen Bergen, wo er eines Morgens tot über seine Bücher dahingesunken gefunden wurde, bereits besucht, drängte es mich, auch Vaucluse von neuem zu sehen, das ihm so viele Jahre hindurch als Zufluchtsort vor dem wüsten Treiben in Avignon gedient. Die Formen der wildzerrissenen Felsen in diesem Thal sind malerisch genug, und die Quelle der Sorgue, welche kristallklar aus dem Gestein hervorsprudelt, verdient den Ruhm, dessen sie genießt. Ich habe hier in dem Gasthof „Petrarca und Laura" auf einige Zeit meinen Aufenthalt genommen, weil mir ist, als ob ich mich dem Geiste des Sängers, den ich von jeher so sehr geliebt, an dem Orte näher befände, wo er so lange geweilt und so viele seiner Werke geschrieben. Was dem Thale fehlt, ist Pflanzenwuchs, und so kann ich nur in den Morgen- und Abendstunden, wo die Berge Schatten vor den noch brennenden Strahlen der Herbstsonne bieten, Spaziergänge machen oder auf einem Steinblock am Rande der Quelle sitzend lesen und schreiben. Mehrmals machte

ich Ausflüge nach dem einige Meilen von hier gelegenen Avignon, teils um die alte pittoreske und historisch merkwürdige Stadt näher kennen zu lernen, teils um mich auf der dortigen Bibliothek mit Büchern zu versehen; denn ohne solche hätte ich es in der Einsamkeit hier nicht lange ertragen können.

Diese ganze Gegend ist von der Gestalt Petrarcas beherrscht, und wohin man sich in ihr wendet, begegnet man derselben. Außer ihr sind alle die Generationen, die sechs Jahrhunderte hindurch Vaucluse bewohnt haben, zu Grabe gegangen, ohne einen Namen oder eine Erinnerung in der Welt zurückzulassen. Neben ihr sind auch diejenigen aller andern, welche in der Geschichte von Avignon eine Rolle spielen, selbst die der Päpste, erblaßt. Nur flüchtig tauchen die Schatten der Königin Johanna von Neapel, die dies ihr französisches Besitztum an den Stuhl Petri verkaufte, des Volkstribunen Rienzi, welcher hier als Abgesandter der römischen Bürger erschien, um den heiligen Vater zur Rückkehr in die ewige Stadt einzuladen, aus den Nebeln der Vergangenheit empor.

Gewöhnlich denkt man bei Petrarcas Namen nur an den Sänger der süßen Liebeslieder zur Verherrlichung von Laura de Noves. Aber wenn er als dieser und als einer der ersten Urheber der neueren Dichtkunst auch der Bewunderung aller Zeiten gewiß ist, erschöpft sich doch hiermit keineswegs seine Bedeutung. Vielmehr sind es andre, höhere Verdienste, die ihm den Rang eines der größten Männer des Mittelalters anweisen. Oder sagen

wir nicht des Mittelalters; denn es ist der Frühglanz der am Horizont aufdämmernden Sonne einer neuen Zeit, welcher prophetisch seine Stirn erhellt. Er war der erste große Wiedererwecker des Altertums; und wenn es ihm auch nicht gelingen konnte, sich völlig zum Meister des Griechischen zu machen, so hat er doch sein ganzes Leben mit größtem Erfolge dem Streben gewidmet, die römische Litteratur wieder ins Leben zu rufen, und auch zur Verbreitung der hellenischen die mächtigsten Anregungen gegeben. Manche Handschriften der Klassiker entdeckte er zuerst und schrieb sie eigenhändig ab, und in einer Reihe selbständiger Werke geschichtlichen und philosophischen Inhalts schloß er sich würdig den alten Autoren an. Wenn man diese seine Werke liest, erstaunt man ob der Freiheit des Geistes, mit der er sich über den beschränkten Gesichtskreis seines Jahrhunderts erhob.

Das Leben des Petrarca ist, seitdem der Abbé de Sade, ein Nachkomme der vielgefeierten Laura, dasselbe in einem dreibändigen Werke dargestellt, so vielfach beschrieben worden, daß ich nicht weiter darauf zurückkommen will. Nachdem der junge, zu Arezzo geborene, aber mit seiner Familie nach Südfrankreich gekommene Francesco seine ersten Studien in dem Städtchen Carpentras gemacht, verbrachte er, wenn auch mit Unterbrechungen, viele Jahre in der Rhonestadt und in dem ländlichen Asyl von Vaucluse. Durch ihn und durch die Liebe zu seiner Laura ist Avignon unsterblich ge-

worden, und wenn sein Palast, wenn seine Kirchen und Klöster gänzlich in Staub zerfallen sein werden, wird doch noch die Erinnerung an beide um die Trümmer schweben. Ebenso ist es der Schatten des Sängers, der dem zwar anmutigen, aber doch sicher von manchen andern Gegenden übertroffenen Thale von Vaucluse seinen unvergänglichen Reiz verleiht. Das Urteil von fünf Jahrhunderten hat die italienischen Poesien des Petrarca, die zum größeren Teile erotischen Inhalts sind, zu dem Köstlichsten gerechnet, was der menschliche Geist je hervorgebracht, und sicher wird sich die Nachwelt im wesentlichen der Bewunderung anschließen, welche nicht nur die Italiener, sondern alle andern Nationen ihm gezollt haben. Wenn unter der großen Menge von Sonetten sich manche gekünstelte oder sonst minder wertvolle finden, und auch unter den Kanzonen nicht alle auf gleicher Höhe stehen, so erscheint es doch höchst unbillig, nach diesen mißlungenen Produkten auch auf die übrigen geringschätzige Blicke zu werfen und deren hohe Schönheit zu verkennen. Es gibt keine umfangreiche Gedichtsammlung der Welt, die in solcher Hinsicht nicht dem Liederbuche Petrarcas gliche, und wenn man die vielen schwachen Stücke in Goethes Sammlung zum Maßstabe nehmen wollte, um dessen Wert als Lyriker festzustellen, dagegen die herrlichen unter seinen Liedern, Balladen und Oden außer acht ließe, so würde ein Urteil herauskommen gerade so gerecht oder ungerecht wie dasjenige, welches hie und da über Petrarca gefällt worden ist. Das Höchste,

was man zum Preise des letzteren sagen kann und was zu sagen unbestreitbar die Gerechtigkeit erfordert, ist, daß seine Lyrik, wie sie so ziemlich am Beginn der italienischen Litteratur steht, bisher durch so viele Generationen in derselben unerreicht geblieben ist. In der Tiefe warmer Empfindung, ebenso wie in der Melodie der im entzückendsten Wohllaut hinströmenden Sprache steht sie als einzig da. Was von der erotischen Dichtung der Alten bruchstückweise auf uns gekommen ist, gehört einer ganz andern Gattung an; unter den neueren Gedichten aber können nur einige kleinere des Dante als würdige Vorgänger derjenigen des Petrarca angesehen werden. Wenn man behauptet, letzterer habe die Troubadours vielfach benutzt, so ist das nur in einzelnen Stellen und äußerlichen Wendungen der Fall. Wo aber fände sich bei den Provençalen, bei denen die Liebe meist nur in konventionellen Phrasen redete, ein aus der innersten Seele quellender und wieder zur Seele dringender Ton des Gefühls, wie er uns in den Gesängen des Italieners gefangen nimmt? Welche süße, von der Liebe selbst eingegebene Schwärmerei, verbunden mit der lieblichsten Naturmalerei, waltet in der Kanzone an die Quelle, wo er die Geliebte ruhen gesehen! Welche sanfte Schwermut in jener andern, wo er, in seine Liebe versunken, von Gedanken zu Gedanken, von Hügel zu Hügel hinirrt! Und welcher hohe, uns durch alle Himmel fortreißende Schwung in jener an die Augen Lauras, die er sich als Leitsterne erkoren hat, um von ihrem Strahl geführt zum

Sitz des unerschaffenen Lichtes zu gelangen! Allein die Leier Petrarcas ist mannigfach besaitet; er weiß derselben, ebenso wie die zartesten Töne der Liebe, auch starke und mächtige Klänge des Patriotismus zu entlocken. Seine drei Sonette gegen die Sünden des Papsttums sind von furchtbarer zermalmender Kraft, und ich wüßte nicht, daß Dante etwas Gewaltigeres hervorgebracht hätte. Die Streiche, die er darin dem ruchlosen Babel versetzt, sind wie mit einer rotgeglühten Eisenrute geführt. Sodann die Kanzone an Cola di Rienzi oder, wie andre wollen, an Stefano Colonna über die Wiedergeburt Roms — schwerlich gibt es ein andres Gedicht, in welchem die Begeisterung für ein hohes Ziel einen gleich ergreifenden, die Herzen bewältigenden Ausdruck gefunden hätte. Allen andern Gedichten in ihrer Sprache jedoch ziehen die Italiener, und vielleicht mit Recht, die herrliche Kanzone Petrarcas an Italien vor. Nie hat die Vaterlandsliebe ergreifendere Töne gefunden. An den Flammenworten dieser Ode hat sich Geschlecht auf Geschlecht begeistert; und da der Drang Italiens nach Einheit nun endlich Erfüllung gefunden, so muß dem Dichter, der das heilige Feuer zuerst geschürt, ein großer Teil des Dankes dafür dargebracht werden.

Mit Ausnahme der Rime in der Vulgärsprache sind die Schriften Petrarcas sämtlich lateinisch abgefaßt, und diesem Umstande muß es zugeschrieben werden, daß die letzteren weit weniger bekannt sind. Eine geschmackvolle Auswahl wäre jedoch eine sehr dankenswerte Arbeit.

Aus den philosophischen Werken würde uns ein wahrhaft hoher und edler Geist in überraschendem Gedankenreichtum entgegentreten; eine sorgfältige Auslese aus den Briefen aber könnte eine Fülle des Interessanten für die Kenntnis des 14. Jahrhunderts darbieten. Ein solches umfangreiches Unternehmen liegt außerhalb meiner Absichten; aber um einen andern zu dessen Ausführung anzuregen und die Lesewelt auf diesen verborgenen Schatz aufmerksam zu machen, will ich hier eine kleine Anthologie aus den Prosawerken des italienischen Dichters liefern, indem ich überall solche Stellen, welche mir weniger bemerkenswert zu sein scheinen, übergehe.

Besonderes Interesse bietet ein Brief Petrarcas an seinen Freund Guido Settimo, Erzbischof von Genua, vom Jahre 1368, in welchem er manche Ereignisse seines Lebens erzählt, und schon mit seiner Schulzeit in dem Städtchen Carpentras beginnt, wo er von 1315 bis 1319, also von seinem elften bis fünfzehnten Jahre, verweilte: „Erinnere Dich, wie in der ersten Blüte jener frohen Jahre, welche wir in der grammatischen Schule verbrachten, mein Vater und Dein Oheim, welche damals ungefähr so alt waren, wie wir jetzt, eines Tages nach gewohnter Weise in die Stadt Carpentras kamen, und wie, gestachelt von der Nähe des Ortes und von der Begier, neue Dinge zu schauen, Dein Oheim jene Quelle der Sorgue sehen wollte, welche schon durch sich selbst bekannt und (es sei mir mit einem Freunde wie Du diese kleine Ruhmredigkeit erlaubt) durch meinen langen Aufenthalt und

durch meine Verse später noch bekannter gemacht wurde. Als wir dies erfuhren, regte sich in uns jener den Knaben eigene Trieb, gleichfalls dorthin zu gehen; und da es nicht schien, wir könnten mit Sicherheit allein auf Pferden reiten, wurde jeder von uns einem Diener anvertraut, welcher das Tier führend und es reitend uns auf dem Sattel in den Armen hielt. Angstvoll und besorgt war bei uns mit tausend Ratschlägen jene, welche mir durch die Natur, uns beiden aber durch Liebe eine so zärtliche Mutter war, als es nur je eine auf der Welt gegeben hat. Und nachdem wir mit Mühe von deinem Oheim die Erlaubnis, ihn zu begleiten, erhalten, brachen wir endlich mit jenem Trefflichen auf, dessen Angedenken mir so teuer ist, und welcher, Dir gleich an Namen und Zunamen, von Dir an Gelehrsamkeit und Ruhm übertroffen wurde. Als wir an die Quelle der Sorgue gelangt waren, wurde ich von der Schönheit jenes Ortes dermaßen überrascht, daß mit solcher Festigkeit des Entschlusses, wie jenem kindlichen Alter nur möglich war, ich sagte: ‚Siehe, dies ist ein für meine Eigentümlichkeit passender Ort, den ich eines Tages jeder andern Stadt vorziehen möchte.‘ Solche Gedanken wälzte ich schweigend in mir herum; und so, später als ich zum Manne geworden war, machte ich der Welt durch die That meine Absicht klar, bis der Neid meine Ruhe störte. Denn viele Jahre, wenn auch von Geschäften, die mich anderswohin abriefen, unterbrochen, brachte ich dort zu, und in solchem Frieden, in solcher Behaglichkeit, daß ich

wohl sagen kann, von meiner ganzen Lebenszeit verdiene nur der Teil, den ich dort verbrachte, den Namen des Daseins, und der übrige sei nur eine beständige Qual gewesen. — Ich will hier Dir nicht zurückrufen jenes ländliche Schweigen, jenes beständige Murmeln des klaren Wassers, und das Gebrüll der Kühe durch das widerhallende Thal, und das harmonische Konzert der Vögel, das nicht nur bei Tage, sondern auch bei Nacht in den Zweigen ertönt. Denn alles dies ist Dir schon bekannt. — O, wie viele Male befand ich mich in der finsteren Nacht allein in den Feldern! Wie oft im Sommer, mich um Mitternacht erhebend, wanderte ich, nachdem ich die nächtlichen Lobpreisungen an Christus gesprochen, allein, um nicht den Schlaf der Diener zu stören, besonders bei Mondlicht, bald in den offenen Feldern, bald im Gebirge zu meinem Vergnügen umher. Wie oft in jener Stunde begab ich mich ohne irgend einen Begleiter mit einem aus Vergnügen und Schrecken gemischten Gefühl in jene furchtbare Höhle der Quelle, wo auch am vollen Tage ein andrer selbst unter Begleitung nicht ohne Furcht eintritt. Fragst Du, woher ich solche Zuversicht gehabt hätte? Vor Schatten und Gespenstern habe ich niemals Furcht gehabt; Wölfe habe ich niemals in jenem Thale gesehen, unter den Menschen flößte mir keiner Besorgnis ein, weder Ackerbauer in den Feldern, noch Fischer in den Flüssen: die einen wachten singend, die andern in Stillschweigen, und die einen wie die andern waren mir wohlwollend, gefällig und auf jeden meiner Winke dienst-

bereit. — Jedoch kurz nachdem ich von dort fortgereist war, brach eine kleine, aber schmähliche Bande ruchloser Räuber, dreist geworden durch die Arglosigkeit jener Bauern, alles in der Umgegend durchstreifend, unter Verwüstung in das Thal. — Am heiligen Christtage griffen sie das schlechtbewachte kleine Landhaus an, raubten, so viel sie konnten, steckten es in Brand, ließen Flammen aus jener geringen Wohnung, für welche ich die Königsburg des Krösus verschmäht haben würde, emporschlagen, obgleich sie nicht vermochten, die alten Mauern derselben zu zerstören. Die wenigen Bücher, die ich dort zurückgelassen, hatte ein Sohn meines Bauern, vielleicht das Kommende voraussehend, in das Felsenschloß gerettet, und da jene Banditen nicht wußten, daß dieses unbewohnt und unverteidigt sei, ließen sie es, indem sie glaubten, es nicht einnehmen zu können, unversehrt und entflohen. So fügte es Gott, daß meine Bücher gerettet wurden und daß eine so edle Beute nicht in so schmutzige Hände fiel. — — —

„Vier Jahre nachdem ich aus Bologna zurückgekehrt war, besuchte ich mit jenem ausgezeichneten, oft und viel von mir, aber nie nach seinem Verdienst gelobten Manne Toulouse, die Ufer der Garonne und die pyrenäischen Berge bei oft stürmischem Himmel, aber in höchst froher Gesellschaft. Und was kann ich von diesen Gegenden sagen, als was ich von den andern gesagt habe; sie sind noch dieselben dem Namen nach: Toulouse, die Gascogne und Aquitanien; aber in Wahrheit sind es

nicht mehr dieselben, und alles außer dem Grund und Boden ist verändert. Von dort zurückgekehrt, reiste ich nach vier weiteren Jahren, getrieben von jugendlichem Drange und von Begier, neue Gegenstände zu sehen, nach Paris. Auf jener Reise drückte mir die Jugend die Sporen so dicht in die Weichen, daß ich vordrang bis an die äußerste Ecke des Königreichs, indem ich Brabant, Flandern, Hennegau und Niederdeutschland durchzog. Da ich nun in dieses Königreich aus ernstem Anlaß neuerdings zurückgeführt wurde, sah ich es so wieder, daß ich es nur mit Mühe als dasselbe Land erkannte. Verbrannt, niedergerissen, zerstört alle Häuser, welche nicht durch Wälle oder durch städtische Mauern geschützt waren! Sie boten meinen Augen ein Schauspiel der Verwüstung und Verödung dar. — Und wo ist jetzt jenes Paris, das, wenn auch über sein Verdienst erhoben und gepriesen, doch immer etwas Großes war? Da, wo sonst in vielen Reihen vereinigt die Studenten gesehen wurden — gefüllte Schulen, überschwengliche Reichtümer der Bürger, indes auf allen Angesichtern die Zufriedenheit und Fröhlichkeit leuchtete, bieten sich Deinem Blicke nun anstatt der Bücher in Haufen aufgetürmte Waffen dar. Den philosophischen Disputationen, den ruhigen litterarischen Gesprächen, der friedlichen Unterhaltung der Umherwandelnden, welche überall die Straßen erfüllten, ist gefolgt das Geschrei der Schildwachen, das Lärmen der Mauerbrecher, welche gegen die Wälle gestoßen werden, und das Gezänk der Sol-

daten, welche die ganze Stadt mit Getöse und Schrecken erfüllen."

Petrarca hat teils auf seinen Gesandtschaftsreisen, teils jedoch auch bloß von dem Drange, die Welt zu sehen, getrieben, einen bedeutenden Teil von Europa besucht und manches Beachtenswerte darüber aufgezeichnet. Im Jahre 1333 machte er, 29 Jahre alt, die von ihm oben schon selbst erwähnte Reise durch Frankreich an den Rhein nach Aachen und Köln, worüber wir folgende nähere Aufzeichnungen finden. Er schreibt am 21. Juni aus Aachen an den Kardinal Giovanni Colonna in Rom: „Soeben habe ich Frankreich durchreist, nicht etwa wegen eines besonderen Geschäftes, wie Du wohl weißt, sondern aus Beobachtungstrieb und jugendlicher Neugier, indem ich schließlich Deutschland und die Ufer des Rheins streifte. Ich beobachtete genau die Sitten des Volkes, und sehr ergötzt von dem Anblick mir unbekannter Länder, verglich ich alle Gegenstände genau mit den bei uns befindlichen. Und wenngleich mir an dem einen und dem andern Ort große Herrlichkeiten in die Augen fielen, so hatte ich doch niemals Grund, mich zu beklagen, daß ich als Italiener geboren sei; vielmehr um die Wahrheit zu sagen: je mehr ich reise, desto mehr Bewunderung fühle ich für mein Italien. Denn wenn Plato, wie er sagte, unter die vielen von den unsterblichen Göttern empfangenen Wohlthaten dankbar diejenige zählte, daß er in Griechenland geboren worden und nicht anderswo, wer sollte uns abhalten, dasselbe zu thun und Gott

für unsern Ursprung erkenntlich zu sein? Und wie! Ist vielleicht der Grieche edler an Geburt, als der Italiener? — Ich sah Paris, die Hauptstadt des Reiches, die Julius Cäsar gegründet haben soll, und betrachtete sorgfältig und erstaunt alles daselbst, um mich zu überzeugen, ob das, was ich davon gehört, wahr oder falsch sei; hatte ich viel Zeit hiermit verbracht, so wandte ich auch noch die Nacht zur Betrachtung an, bis, nachdem ich aufmerksam umhergewandelt war und mich umgeschaut hatte, ich so= viel gesehen zu haben glaubte, wie nötig ist, um das Wirkliche von dem Fabelhaften zu unterscheiden. Doch da es zu lang sein würde, es zu erzählen, und dies auch nicht leicht schriftlich geschehen kann, so will ich es ver= schieben, bis ich es Dir mündlich zu berichten vermag. Auch sah ich — ohne von den dazwischenliegenden Orten zu reden — die Stadt Gent, die sich desselben Gründers rühmt, sowie die andern Orte Flanderns und Brabants, welche durch Wollwerke und Webereien berühmt sind. Ich sah Lüttich, ausgezeichnet durch seinen Klerus, und Aachen, die ehemalige Residenz Karls des Großen, wo in einem marmornen Tempel das Grab jenes Gewaltigen noch den barbarischen Völkern Schrecken einflößt. Dort wurde mir von den bei der Kirche angestellten Geistlichen eine nicht unergötzliche Geschichte erzählt, welche sie mir schriftlich vorwiesen, und die ich nachher genauer be= richtet bei den neueren Schriftstellern fand. Ich will sie Dir jetzt erzählen, unter der Bedingung jedoch, daß nicht ich, sondern jene Dir Bürgen für deren Wahrhaftig=

keit seien. Sie erzählten also, daß König Karl, den sie mit dem Beinamen des Großen dem Pompejus und Alexander an die Seite zu setzen wagen, sich sterblich und ohne Maß in ein junges Mädchen verliebt habe. Durch ihre Liebkosungen bethört, habe er sich nicht mehr um seinen guten Namen gekümmert, während er doch bis dahin sehr besorgt um denselben gewesen. Zuletzt sei er der Sorge für das Reich, sowie aller Dinge, und gar seiner selbst uneingedenk, um nichts mehr beflissen gewesen, als sich von jener Schönen liebkosen zu lassen, woran all die Seinen großen Anstoß genommen und Schmerz darob empfunden hätten. Und da nun durch die unsinnige Liebe die Ohren des Königs gegen jeden heilsamen Ratschlag verschlossen waren, schien schon jede Hoffnung auf eine Besserung verschwunden zu sein, als unerwartet der Tod das Weib hinwegraffte, das so viel Unheil hervorgebracht hatte. Groß zuerst, wenngleich nur im geheimen, war die Freude am Hofe über diesen Fall; aber es folgte darauf bald ein noch größerer Schmerz. Man sah nämlich den Geist des Königs von einer noch erniedrigenderen Leidenschaft beherrscht, indem seine Liebesraserei nicht nur durch den Tod nicht erlosch, sondern sich dem schmutzigen blutlosen Leichnam zuwandte, den er, nachdem er mit Aromen einbalsamirt, mit Edelsteinen behängt und mit Purpur bekleidet worden, bei Tag und Nacht in kläglicher und sehnsüchtiger Umarmung an seine Brust drückte. Es läßt sich nicht sagen, wie schlecht eine blinde Liebe für einen König paßt, da Dinge von ent-

gegengesetzter Beschaffenheit sich nicht ohne Widerstreben vereinen. Für einen König ist gerechte und glorreiche Herrschaft nötig; eine derartige Liebe aber ist niedrige und unwürdige Sklaverei. Wie nun zu jenem verliebten oder, um die Wahrheit zu sagen, verrückten Monarchen wegen der wichtigsten Staatsangelegenheiten von allen Seiten die Abgesandten der Völker und Vorsteher der Provinzen heranzogen, blieb er, der Unglückliche, bei verschlossenen Thüren, in seinem Bett, indem er niemand Zutritt gewährte, die tote Geliebte umklammerte, sie von Zeit zu Zeit, als ob sie noch lebte und er Antwort von ihr erwartete, mit schmerzvollem Ausdruck anredete, seinen Jammer und seine Qualen gegen sie ausströmte, ihr etwas ins Ohr flüsterte, bei Nacht Seufzer ausstieß und beständig über sie Liebesthränen vergoß. Nun fügt die Fabel zur Erklärung hiervon hinzu: es sei in jener Zeit am Hofe der Bischof von Köln gewesen, ein durch seine Heiligkeit und seine Weisheit ausgezeichneter Mann, der großes Ansehen unter dem Gefolge des Königs gehabt. Dieser habe, als er den Zustand des Königs gesehen, voll Mitleid, an jedem andern Heilmittel verzweifelnd, sich zu Gott gewendet, diesen inständig im Gebete, unter Seufzen um das Ende eines solchen Leidens angefleht. Nachdem er dies lange Zeit hindurch gethan, und das Uebel noch nicht aufhören zu wollen schien, wurde er eines Tages durch ein Wunder getröstet. Da er am Altare stand und nach Gewohnheit das Opfer brachte und aufs andächtigste betete und

weinte, hörte er eine Stimme vom Himmel: unter der Zunge des toten Weibes sei die Ursache jenes königlichen Wahnsinns verborgen. Hierüber höchst erfreut, eilte der Bischof nach kaum vollendeter Messe nach dem Platze, wo der Leichnam sich befand, und nachdem er, dem ihm vom König zugestandenen Rechte gemäß, frei dort eingetreten war, begann er insgeheim mit dem Finger den Mund der Toten zu untersuchen, und zog alsbald unter der kalten und ausgetrockneten Zunge einen Edelstein hervor, welcher dort, in einen sehr engen Ring eingefaßt, verborgen war. Wie nun kurz darauf Karl zurückkehrte und sich nach seiner Gewohnheit der Toten näherte, um sie sehnsuchtsvoll zu umarmen, fuhr er plötzlich bei dem Anblick des starren Leichnams zusammen, schauderte bei der Berührung, erteilte sogleich den Befehl, ihn zu entfernen und zu begraben, und gab sich völlig dem Erzbischof hin, um ihn fortan zu lieben und zu verehren, ihn jeden Tag noch enger ans Herz zu schließen, alles zu thun, was dieser wollte und Tag und Nacht nicht mehr von seiner Seite zu weichen. Der wackere Erzbischof hielt für gut, sich eines Kleinods zu entledigen, das ein andrer vielleicht gewünscht hätte; ihm schien dasselbe eine Last zu sein. Und fürchtend, daß der Ring, wenn er in eines andern Hände fiele, oder er ihn durchs Feuer zerstörte, für seinen Herrn Ursache eines Unglücks sein könnte, ging er, ihn in den tiefen Schlund des nahen Sumpfes zu werfen. Dort nahebei hatte zufällig damals der König mit den Großen seinen

Aufenthalt, und von der Zeit an ward jener Wohnsitz jeder andern Stadt vorgezogen. Dort fand der König an nichts anderem Behagen, als an der Betrachtung jener Wasser, indem er sich neben ihnen an das Ufer hinsetzte, sich darin gefiel, sie immer von neuem zu betrachten, und durch ihren Geruch sich ungemein gestärkt fühlte. Nachdem hierauf dorthin sein Königssitz verlegt war, ließ er inmitten der sumpfigen Gegend mit vielen Kosten ein großes Gebäude errichten, und erbaute daselbst einen Palast und Tempel, damit keine Sorge um irdische oder himmlische Angelegenheiten ihn von dort entfernte. Ebendort beendete er zuletzt sein Leben und wurde daselbst bestattet, nicht ohne daß er vorher angeordnet hätte, daß seine Nachfolger an diesem Orte die Krone empfangen und ihr Reich antreten sollten; dies geschieht auch noch jetzt und wird geschehen, solange eine deutsche Hand die Zügel des römischen Reiches lenkt. — Ich habe diese Geschichte weitläufiger erzählt, als ich vielleicht hätte thun sollen. Aber da demjenigen, welcher sich auf einer weiten Reise in beständiger Bewegung befindet und keine Bücher zur Hand hat, viele, aber wenig ernste Gedanken durch den Kopf gehen, und ich meinen Brief mit keinen ernsten Dingen anfüllen konnte, so habe ich denselben, wie Du siehst, mit dem, was mir gerade nahe lag, vollgeschrieben."

Ein zweiter Brief von dieser Reise lautet:

„Lyon, den 9. August 1333.

„Nachdem ich von Aachen abgereist war, aber mich vorher in den warmen, denen von Bajä ähnlichen Quellen gebadet hatte, von welchen, wie man glaubt, die Stadt ihren Namen empfangen hat, gelangte ich nach Köln auf dem linken Ufer des Rheins, einer Stadt, welche durch ihre Lage, durch den Fluß und durch ihre Bevölkerung hochberühmt ist. Wunderbar für das barbarische Land ist die große Höflichkeit, der Anstand der Männer, die Eleganz der Frauen. Es war der Johannisabend, als ich dort ankam, und die Sonne näherte sich dem Untergange. Wie einige meiner Freunde wollten (denn auch dort habe ich Freunde, die mir nicht mein Verdienst, sondern mein Ruf erworben hat), wurde ich sogleich vom Gasthof an das Ufer des Flusses geführt, um dort ein prächtiges Schauspiel zu bewundern. Und ich wurde auch nicht getäuscht; denn der ganze Strand war bedeckt mit einer ungeheuren und glänzenden Menge von Frauen. Ich erstaunte darüber; guter Gott — welche schönen Gestalten, welche Gesichter, welche Trachten! Wer sein Herz frei gefunden hätte von andrer Neigung, hätte sich verlieben können. Ich hatte meinen Platz auf einem etwas erhöhten Punkte genommen, wo man das, was vorging, gut sehen konnte. Unglaublich und doch keineswegs beschwerlich war der Menschenzudrang. Und ich sah die Frauen sämtlich in Festtracht, wie sie zum Teil duftende Kräuter in ihrem Schooß hielten und die

Aermel auf ihre Ellenbogen zurückgeschlagen hatten; sie wuschen im Fluß die Hände und die weißen Arme, indem sie untereinander, ich weiß nicht was für süße Worte in einer mir fremden Sprache murmelten. Dort verstand ich klarer, als je, das, was nach einem alten Sprichwort Cicero sagt: inmitten unbekannter Sprachen seien alle Taube und Stumme. Mir fehlte es aber nicht an dem einzigen Trost in solchem Falle, nämlich an höchst bereitwilligen Dolmetschern. Denn Du mußt zu Deinem Erstaunen wissen, daß unter jenem Himmel Seelen vorhanden sind, welche den Musen huldigen. — — Dieser Freunde habe ich mich bedient wie der Zunge oder der Ohren, wenn ich etwas sagen oder hören wollte. Zu einem von ihnen wendete ich mich, und um etwas über das Gesehene zu erfahren, fragte ich ihn mit jenen Worten des Virgil:

„‚Welches Gedräng' am Strome, sag an, was suchen die Geister?'

„Und er antwortete mir: es sei ein uralter Gebrauch und Volksglaube, besonders bei den Frauen, daß jedem Unglück, welches im Laufe des ganzen Jahres bevorsteht, durch das Waschen an diesem Tage im Flusse vorgebeugt werde und sodann die Tage höchst glücklich verlaufen; deshalb erneue sich in jedem Jahre diese Abwaschung, welcher große Wichtigkeit beigelegt werde. ‚O ihr Glücklichen,' rief ich da lächelnd aus, ‚denen es gegeben ist, nahe dem Rhein zu leben! Dieser spült eure Leiden hinweg; die unsrigen ist weder der Po, noch der

Tiber fortzuwaschen je im Stande gewesen. Ihr schickt auf dem Rücken des Rheins den Britannen euer Elend; und wir auch würden es gerne den Illyriern und nach Afrika senden. Allein unsre Flüsse scheinen träger zu sein.' Hierüber wurde gelacht, und da es spät geworden war, entfernten wir uns von dort. An den folgenden Tagen streifte ich vom Morgen bis zum Abend in demselben Geleite durch die Stadt, was mir viel Vergnügen gewährte, sowohl wegen der Gegenstände, welche sich meinen Augen darboten, als auch noch mehr wegen der Erinnerung an unsre Vorfahren, welche so weit vom Vaterlande die Denkmale der römischen Tapferkeit zurückgelassen haben. — Ich sah zu Tausenden die Körper der heiligen Jungfrauen, welche zusammen getötet worden sind, und die Erde, welche, geweiht den Reliquien jener Edlen, wie man sagt, von sich die Leichen der Sündigen ausstößt. Ich sah ein Kapitol nach der Art des unsrigen. Aber wo bei uns im Senat die Lose des Friedens und des Krieges geworfen wurden, singen hier liebliche Jünglinge, vereint mit reizenden Mädchen, in ungestörter Eintracht Lieder zum Lobe Gottes: dort Klirren von Waffen, Lärmen von Wagen, Stöhnen von Gefangenen; hier Freude, Ruhe, Stimmen der Lust. — — Ich sah in der Mitte der Stadt einen prachtvollen Tempel, der, wenn auch noch nicht vollendet, von ihnen mit Recht als größtes Gotteshaus bezeichnet wird. Und dort verehrte ich fromm die Körper der heiligen Könige, welche in drei Stationen aus dem Orient nach dem Abendland

gebracht worden sind, und von denen wir lesen, daß sie mit Geschenken gekommen seien, den König des Himmels anzubeten, der in der Krippe wimmerte. — —

„Am 30. Juni reiste ich von Köln ab bei so sengend heißer Sonne und inmitten so vielen Staubes, daß ich von Virgil den Schnee der Alpen und die Nebel des Rheins erbat. Dann durchzog ich allein den Ardennerwald, der mir schon durch das Zeugnis der Schriftsteller bekannt war, und der in der That wild und furchtbar anzuschauen ist. — — Ohne jedoch mit der Feder den weiten Weg von neuem zurückzulegen, den ich mühsam zu Pferde durchmaß, will ich nur sagen, daß, nachdem ich viele Länder durchreist, ich heute in Lyon angelangt bin, einer andern sehr edlen römischen Kolonie, welche ein wenig älter ist, als Colonia Agrippina. Bei derselben sind zwei Flüsse, beide bekannt, welche sich später in unser Meer ergießen: der Rhodanus und die Arari, welche die Modernen Saona nennen, von denen ich Dir nichts weiter sagen will. Denn beide siehst Du, den einen, wie er sich fortwälzt, den andern, wie er fortgetrieben wird, sich nach dieser Richtung hinwenden, und, nachdem sie ihre Gewässer miteinander vermengt, unser Avignon bespülen, wo der Papst Dich und die ganze Welt eingeschlossen hält."

In der ganzen Gegend von Avignon erblickt man den kühngeformten, die umliegenden Berge überragenden Mont Ventoux. Derselbe ist den größten Teil des Jahres ohne Schnee und kann, wenn auch steil, doch keineswegs außerordentlich schwer zu besteigen sein. Denn noch bis zur Zeit der französischen Revolution begingen die Bewohner der umliegenden Ortschaften alljährlich auf seinen Gipfeln ein kirchliches Fest. In Petrarcas Tagen war vielleicht noch keiner der wirklich hohen Berggipfel Europas erklommen worden, und selbst die Ersteigung des Mont Ventoux wurde als ein gefahrvolles Unternehmen betrachtet. Der Dichter, in dem überhaupt ein reger Wandertrieb lebte, unternahm trotzdem dieses Wagnis, begleitet von seinem Bruder, und er hat uns in einem interessanten Schreiben Bericht davon erstattet.

Der Brief ist sehr ausführlich, ich will ihn deshalb nur in Auszügen einschalten: „Francesco Petrarca bietet dem Dionysius Robertus aus Borgo San Sepolcro seinen Gruß. Er erzählt seine Besteigung des Mont Ventoux.

„Ich habe heute den höchsten Berg dieser Gegend erstiegen, welchen man mit Recht den ‚Windigen' (Ventoux) nennt, einzig geführt vom Wunsche, die außerordentliche Höhe des Ortes zu sehen. Seit mehreren Jahren hatte ich Absicht dazu gehegt, denn wie Du weißt, lebe ich seit meiner Kindheit hier in der Gegend. Dieser Berg, den man von allen Seiten aus der Ferne erblickt, steht mir fast immer vor den Augen. Endlich beschloß ich, mein Vorhaben auszuführen.

„Allein als ich — erstaunlich zu sagen — an die Wahl eines Begleiters dachte, konnte keiner meiner Freunde mir zu diesem Zweck in aller Hinsicht entsprechen. So selten ist, selbst unter Personen, die einander lieben, die vollkommene Uebereinstimmung der Ansichten und des Charakters! — —

„Endlich teilte ich meine Absicht meinem einzigen Bruder mit, welcher jünger ist als ich, und den Du gut kennst. Was ich ihm sagte, war ihm überaus angenehm und er dankte mir dafür, daß er in mir zugleich einen Freund erblickte, wie ich sein nächster Verwandter war.

„Am bestimmten Tage verließen wir das Haus und wir kamen des Abends in Malaucène an, welcher Ort am Fuß des Berges nach der Nordseite gelegen ist. Wir blieben dort einen Tag, und heute machten wir dann die Besteigung mit unsern beiden Dienern, nicht ohne große Schwierigkeiten; denn dieser Berg ist eine felsige Erdmasse, welche senkrecht abgeschnitten und fast unersteiglich ist. Die Länge des Tages, Milde der Luft, Frische der Seele, Kraft und Geschmeidigkeit des Körpers und andre Umstände begünstigten uns. Einzig die Beschaffenheit der Gegend war uns hinderlich. Wir fanden in den Schluchten des Berges einen Hirten von vorgerückten Jahren, welcher sich mit vielen Worten anstrengte, uns von dieser Besteigung abzuhalten. Er sagte uns, daß er 50 Jahre früher von demselben jugendlichen Triebe beseelt, bis zum Gipfel aufgeklommen sei, aber von dort nur Reue und Mühsal heimgebracht habe,

da sein Leib und seine Kleider von den Steinen und Dornen zerrissen worden. Er fügte dann hinzu, daß man niemals, weder vorher noch nachher gehört hätte, irgend jemand habe gewagt, dasselbe zu thun. Während er diese Worte mit lauter Stimme sprach, vermehrte seine Warnung unsre Begier, denn die jungen Leute sind taub gegen erteilte Ratschläge. Da er so erkannte, daß seine Mahnungen vergebens waren, that der Greis einige Schritte und zeigte uns mit dem Finger einen steilen Pfad durch die Felsen, indem er uns tausend Anweisungen gab, die er, als wir uns entfernten, noch hinter uns wiederholte. Nachdem wir in seinen Händen die Kleidungsstücke und andre Gegenstände, die uns hinderlich waren, zurückgelassen hatten, richteten wir uns ganz für die Besteigung ein und schritten leichten Fußes aufwärts. Aber, wie dies immer eintritt, folgte einer solchen großen Anstrengung schnell eine Ermüdung. Wir machten daher nicht fern von da auf einem Felsen Halt. Sodann begannen wir den Marsch von neuem, aber langsamer fortzusetzen; ich besonders ging in mäßigerem Tempo weiter. Mein Bruder schritt auf einem kürzeren Wege der Höhe des Berges entgegen. Ich, der ich weichlicher bin, ging mehr unten, und da er mir einen näheren Pfad zeigte, antwortete ich ihm, daß ich an einer andern Stelle hoffte, einen leichteren zu finden, und daß ich mich nicht vor einem längeren scheute, wenn ich es bequemer hätte. Ich suchte meine Weichlichkeit so zu entschuldigen, und während die andern schon bis zu den Höhen gelangt

waren, irrte ich im Thale umher, ohne einen näheren Aufgang zu finden, aber mein Weg wurde dadurch länger und meine Mühe verdoppelt.

„Schon müde geworden, beklagte ich es, eine falsche Richtung eingeschlagen zu haben, und ich beschloß im Ernst mich nach dem Gipfel aufzumachen. Voll Müdigkeit und Besorgnis erreichte ich meinen Bruder, der mich erwartete und sich, indem er lange gesessen, ausgeruht hatte. Wir gingen darauf eine Zeitlang mit gleichen Schritten vorwärts. Kaum hatten wir diesen Hügel verlassen, als, meinen früheren Umweg vergessend, ich geradeswegs den Abhang des Berges hinunterstieg. Ich durcheile zum zweitenmal das Thal und indem ich einen langen und leichten Pfad suche, gerate ich in eine anhaltend schwierige Lage. Die Mühe scheuend, zögerte ich nach oben zu klimmen. Aber der Geist des Menschen bezwingt nicht die Natur der Dinge. Das erfuhr ich zu meinem großen Leidwesen und nicht ohne das Gelächter meines Bruders zu erregen, drei- oder viermal in einigen Stunden. Nachdem ich so oft getäuscht worden war, setzte ich mich in einem Thale nieder.

„Dort, mit einem schnellen Gedanken von den materiellen Gegenständen zu den immateriellen überspringend, redete ich mich selbst in diesen oder ähnlichen Worten an: ‚Was du so häufig empfunden hast bei der Ersteigung dieses Berges, wisse, daß dies oft dir und vielen andern begegnet, welche ein glückliches Leben erjagen wollen. Aber man bemerkt es nicht so leicht, weil die

Bewegungen des Körpers jedem wahrnehmbar sind, diejenigen der Seele dagegen unsichtbar und verborgen. Das Leben, welches wir ein seliges nennen, ist an einem erhabenen Orte gelegen; ein enger Weg, so sagt man, führt dorthin. Mehrere Hügel erheben sich auch in dem Zwischenraum, und man muß von Tugend zu Tugend auf glorreichen Stufen schreiten. Auf dem Gipfel ist das Ende von allem und der Schluß des Weges, welcher das Ziel unsrer Reise ausmacht. Wir alle wollen dahin gelangen, aber wie Ovid sagt, ‚ist das Wollen nur wenig; um etwas zu besitzen, muß man es lebhaft erstreben'. —

„Der höchste Gipfel dieses Berges wird von den Landleuten ‚der Sohn' genannt, ich weiß nicht weshalb, wenn nicht damit das Gegenteil ausgedrückt sein soll, denn er scheint in Wahrheit der Vater aller benachbarten Berge zu sein. Auf dem Gipfel dieses Berges ist ein kleines Plateau. Wir ruhten uns daselbst endlich von unsern Mühsalen aus, und weil Du die Gedanken, welche sich meiner Seele beim Hinaufsteigen aufdrängten, gehört hast, so vernimm noch das übrige, mein Vater, und gönne, ich bitte Dich, eine Stunde Deiner Zeit der Lesung meines Tagebuches. Sogleich überrascht von dem ungewohnten Lufthauch und von der weiten Ausdehnung des Schauspiels, blieb ich bewegungslos vor Staunen. Ich blickte um mich. Die Wolken waren unter meinen Füßen. Der Athos und Olymp sind mir minder unglaublich geworden, seit ich auf einem Berge von geringerer Berühmtheit das sah, was ich von ihnen

gelesen und vernommen hatte. Ich richtete hierauf meine Blicke nach dem Teil von Italien, wohin mein Herz sich am meisten sehnt. Die Alpen, emporragend und mit Schnee bedeckt, durch welche der grausame Feind des römischen Namens sich ehemals einen Weg brach, indem er mittels Essigs die Felsen spaltete, — wenn man dem Gerüchte glaubt, — schienen mir ganz nahe zu sein, obgleich sie weit entfernt waren. Ich habe, ich gestehe es, nach dem Himmel Italiens geseufzt, welcher sich mehr meiner Einbildungskraft als meinen Blicken zeigte, und ich wurde von einem unaussprechlichen Verlangen erfüllt, ihn, meinen Freund und mein Vaterland zu sehen. Jedoch geschah dies nicht, ohne daß ich die Weichlichkeit des wenig männlichen Gefühls getadelt hätte, welches sich in diesem doppelten Wunsche aussprach, obgleich ich eine zweifache Entschuldigung anzuführen vermochte, welche sich auf das Zeugnis großer Autoritäten stützte. Dann bemächtigte sich meines Geistes ein neuer Gedanke und entführte ihn von der Oertlichkeit nach der Zeit. Ich sagte zu mir: Es ist jetzt zehn Jahre her, daß nach Beendigung deiner Jugendstudien du Bologna verlassen hast. O unsterblicher Gott! o ewige Weisheit! welche großen Veränderungen sind während dieser Zeit in deinem Wesen eingetreten. Ich lasse diese Betrachtungen, welche ohne Ende sein würden, beiseite, denn ich bin noch nicht im Hafen angelangt, um ruhig an die vergangenen Stürme zurückzudenken. Es wird vielleicht eine Zeit kommen, wo ich nach der Reihe alle meine Fehler auf-

zählen werde, indem ich diesen Ausspruch Deines geliebten Augustinus anführe: ‚Ich will mir meine vergangenen Sünden und die sinnlichen Flecken meiner Seele zurückrufen, nicht weil ich sie liebe, sondern weil ich dich liebe, mein Gott!‘ — —

„Von der Sonne, welche sich zu senken begann, und durch den wachsenden Schatten gemahnt, daß der Augenblick zum Aufbruch sich näherte, erwachte ich, und mich umwendend blickte ich nach Westen.

„Man gewahrte nicht von dort den Gipfel der Pyrenäen, diese Grenze von Frankreich und Spanien, nicht daß meines Wissens irgend etwas dazwischen Liegendes die Aussicht hinderte, sondern einzig wegen der Schwäche des menschlichen Sehvermögens. Man sah sehr wohl zur Rechten die Berge der Provinz Lyon und zur Linken das Meer von Marseille und dasjenige, welches Aigues-Mortes bespült, in der Entfernung einiger Tagereisen. Der Rhone lag vor unsern Augen. Während ich alles das bewunderte und bisweilen mich zur Erde hingezogen fühlte, bisweilen meine Seele ebenso wie meinen Körper erhob, wollte ich einen Blick in die Bekenntnisse des heiligen Augustin thun, dies Geschenk Deiner Freundschaft, welches ich zur Erinnerung des Verfassers und des Schenkers aufbewahre und das ich immer in den Händen habe. Ich öffne dieses kleine, unendlich reizende Brevier, um es zu lesen — was konnte es enthalten als fromme und andächtige Gedanken? Mein Auge fiel zufällig auf das zehnte Buch dieses Werkes.

Mein Bruder, begierig aus meinem Munde etwas vom heiligen Augustin zu hören, stand aufrecht da, um achtsam zu lauschen. Ich rufe Gott und den, der neben mir stand, zu Zeugen an, daß sogleich, als ich meinen Blick auf das Buch warf, ich darin die Worte las: ‚Die Menschen gehen, um die Gipfel der Berge, die Wogen des Meeres, den weiten Lauf der Flüsse, den Umkreis des Ozeans, die kreisenden Gestirne zu bewundern, und achten nicht auf sich selbst.' Ich empfand, ich gestehe es, großes Erstaunen, bat meinen Bruder, mich nicht zu stören und schloß das Buch. Ich war gegen mich selbst darüber aufgebracht, daß ich jetzt noch die irdischen Gegenstände bewunderte. Dann, da ich fand, daß ich den Berg genug betrachtet hatte, kehrte ich meine inneren Blicke in mich selbst und von diesem Augenblick an hörte man mich nicht mehr sprechen, bis wir wieder nach unten gekommen waren. Dieser Ausspruch hatte mir eine lange stumme Beschäftigung verschafft. Ich konnte nicht glauben, daß es ein Werk des Zufalls gewesen sei. Alles, was ich dort gelesen hatte, glaubte ich für mich gesagt, und nicht für einen andern. Ich erinnerte mich, daß Sankt Augustin seiner Zeit dieselbe Meinung im Herzen gehabt hatte, als er, seiner Erzählung nach, bei der Lesung der Apostelgeschichte auf diese Stelle stieß: ‚Wir wollen uns fern halten von der Ausschweifung und der Trunkenheit, von schmutzigen Vergnügungen und von Schamlosigkeit, von Zänkerei und Eifersucht. Aber bekleidet Euch mit Jesus Christus, unserm Herrn, und achtet nicht auf Eure

sinnlichen Begierden.' Solches war früher dem heiligen Antonius begegnet, als er diese Worte des Evangeliums hörte: ‚Wenn Ihr vollkommen sein wollt, geht und verkauft Eure Habe, sie den Armen zu geben, und Ihr werdet einen Schatz im Himmel haben; dann kommt und folgt mir.' Als ob diese Worte an ihn gerichtet wären, unterwarf sich der heilige Antonius — nach dem Bericht seines Biographen — dem Joch des Herrn. — Nachdem ich dies gelesen, dachte ich im Stillen an die geringe Weisheit der Menschen, die, den besten Teil ihrer selbst vernachlässigend, überall Reue fühlen und eitlen Schauspielen nacheilen, indem sie das außen suchen, was sie in sich finden können. Ich hätte den Adel unsrer Seele bewundert, wenn nach ihrem eigenen Willen auf Abwegen wandelnd sie sich nicht von ihrem Ursprung entfernte und nicht selbst dasjenige in Schimpf für sich verwandelte, was ihr Gott verliehen, um ihr zur Ehre zu gereichen.

„Während des Herabsteigens schien der Gipfel des Berges mir jedesmal, wenn ich mich zu dessen Betrachtung zurückwendete, kaum ein Klafter hoch im Vergleich mit der Größe der menschlichen Natur, wenn man sie nicht in den Schlamm des irdischen Schmutzes tauchte. — — — — Indes solche Gedanken mein Herz durchbebten, kehrte ich, nicht auf die Rauheit des Weges achtend, in der Mitte der Nacht, in das ländliche Wirtshaus zurück, aus welchem ich vor Tag aufgebrochen war. Heller Mondschein hatte uns auf unserm Gange seine

freundliche Hilfe geliehen. Als die Diener beschäftigt waren, das Abendessen zu bereiten, zog ich mich allein in einen verborgenen Winkel des Hauses zurück, um Dir eilends und ohne Vorbereitung diesen Brief zu schreiben; ich fürchtete mich nämlich, daß, wenn ich länger damit zögerte, meine Gefühle sich vielleicht mit dem Wechsel der Orte veränderten und mein Wunsch, Dir zu schreiben, erkalten könnte.

„Du siehst, mein teurer Vater, wie sehr es mein Wille ist, daß Deinem Blicke nichts entgehe, weil ich Dir mit solcher Sorgfalt nicht nur mein ganzes Leben, sondern auch jeden meiner Gedanken enthülle. Zum Entgelt dafür, bitte Gott, ich flehe Dich darum an, daß diese Gedanken, die so lange unstet umhergeschweift, endlich Halt machen, und daß sie, nachdem sie unnütz nach allen Seiten umhergeschleudert worden sind, sich dem einzigen wahren, sicheren, unbeweglichen Gut zuwenden. Lebe wohl!

Malaucène, 26. April."

Petrarca führte seit früh bis an sein Ende ein Wanderleben, und wir finden ihn, wenn auch mit dazwischenfallenden längeren Aufenthalten an diesem und jenem Orte, bald in Avignon, bald im Süden oder Norden Italiens. Es wäre wünschenswert, daß er in der außerordentlich umfangreichen Korrespondenz an seine Freunde weniger von Cicero und Virgil, Pompejus und Alexander dem Großen gesprochen, dagegen uns mehr

von den besuchten Gegenden berichtet hätte. Doch findet sich auch in letzterer Hinsicht noch manches Interessante in seinen Briefen. Aus Neapel, wo er im Kloster St. Lorenzo wohnte und in hoher Gunst beim König Robert stand, schreibt er unter dem 1. Dezember 1343: „Ich mußte wegen des nicht zu beseitigenden garstigen Unfugs, welcher in dieser, in vieler andrer Hinsicht so ausgezeichneten Stadt eingewurzelt ist, immer sehr früh nach Hause kehren. Das Umhergehen ist hier zu nächtlicher Zeit mit nicht minderer Furcht und Gefahr begleitet, als inmitten dichter Wälder, indem die Straßen von edlen, sämtlich bewaffneten Jünglingen erfüllt sind, deren Ausschreitungen weder die väterliche Erziehung, noch die Autorität der Magistrate, noch die Majestät und Herrschaft der Könige jemals im Zaum zu halten vermochten. Aber was Wunder, daß im Schatten der Nacht und ohne Zeugen irgend jemand Verbrechen zu begehen wagt, wenn am offenen Tage, unter den Augen des Volkes und angesichts der Könige in dieser italienischen Stadt mit einer Wildheit, welche selbst die Barbaren schänden müßte, das infame Gladiatorenspiel geübt und wie Blut des Viehes menschliches Blut vergossen wird, wenn unter dem Beifallsjubel des unsinnigen, zahlreich herbeigeströmten Volkes vor den Augen der unglücklichen Eltern die Söhne abgeschlachtet werden und es für eine Schande gehalten wird, so oft einer mit Widerstreben seine Kehle dem Dolch darbietet. Als ob der Kampf dem Vaterlande oder dem Ruhme des himmlischen Lebens

gälte! Von allem diesem nichts wissend, wurde ich eines Tages an einen gewissen Platz in der Stadt, welcher Carbonaria genannt wird, geführt — ein für die Sache in der That sehr passender Name, da jene frevelhafte Anstalt die mitleidlosen Schmiedeknechte entehrt und schändet, die sich dort auf dem Ambos des Todes abarbeiten. Es war zugegen die Königin, zugegen der noch im Knabenalter stehende König Andrea, welcher verheißt, ein tüchtiger Herrscher zu werden, wenn es ihm gelingt, sich die bestrittene Krone aufs Haupt zu setzen. Es waren dort die Milizen von Neapel, so elegant und nett gekleidet, wie es sich nur denken läßt; von allen Seiten hatte sich Volk herangedrängt. Bei einem solchen Zusammenlauf von Menschen und bei der gespannten Aufmerksamkeit blickte ich achtsam zu, indem ich glaubte, etwas Großes zu sehen zu bekommen, als plötzlich wie bei einem höchst freudigen Ereignis ein unaussprechlicher allgemeiner Beifall sich zu den Sternen erhebt. Ich blickte umher und gewahre einen sehr schönen Jüngling, welcher, durchbohrt von einem kalten Dolch, zu meinen Füßen hinsinkt. Niedergedonnert und entsetzt gab ich dem Pferde die Sporen, zürnend, daß die Begleiter mich so hintergangen hatten. Entrüstet über die Grausamkeit der Zuschauer, die Thorheit der Kämpfer wandte ich dem höllischen Schauspiel den Rücken. — —"

In einem Briefe aus Bajä vom 23. Dezember 1343 spricht Petrarca von der Umgegend Neapels: „Ich sah dieses Gestade, das in der Mitte des Winters köstlich ist,

welches jedoch, wenn ich mich nicht irre, von der Sommerhitze allzu stark getroffen werden muß. So wenigstens glaube ich, der ich nie im Sommer hier war. — — Ich sah jene Orte, welche von Virgil und, was erstaunlicher ist, vor ihm von Homer beschrieben worden sind, dem alten, höchst gelehrten Griechen, der, da er anderswo keinen edleren und seinem Sinne mehr zusagenden Ort fand, ihn aus Italien nahm. Ich sah also den Averner und Lucriner See, und die stockenden Wasser des Acheron, den Sumpf jener erhabenen Herrscherin, welche die Grausamkeit ihres Sohnes unglücklich machte, und die prächtige Straße des C. Caligula, die jetzt von den Wellen verschlungen ist, und den von Julius Cäsar dem Meere angelegten Zügel. Ich sah die Heimat und das Haus der Sibylla, und jene fürchterliche Höhle, von wo die Thoren nicht zurückkehren, und in welche einzudringen die Vernünftigen nicht wagen. Ich sah den durch seine Weinpflanzungen berühmten Berg Falernus, und den Landstrich, welcher beständig wohlthätige Dünste aushaucht und aus seinem Schlunde Blasen von Asche und siedendem Wasser hervorspeit, einem ehernen Kessel gleich, welcher düster siedend ertönt. Ich sah die Felsen, aus denen zu allen Seiten eine höchst gesunde Flüssigkeit hervorquillt, welche durch das Geschenk der Mutter Natur alle Krankheiten heilt. Dies war einst, nachher aber, wie gesagt wird, ist dieses Wasser durch den Neid der Aerzte mit den andern Gewässern vermischt worden; doch ist der Zudrang zu denselben von Personen jedes Alters

und Geschlechts aus den umliegenden Städten fortwährend groß."

Auf das kleine Grundstück, das Petrarca früher in Vaucluse besessen, lädt er die Freunde aus dem wüsten und verworfenen Babylon des Westens in die ländliche Einsamkeit zum einfachen Mahl, wie es Virgil beschreibt: Grobes Brot, zufällig ein Häslein oder ein wandernder Kranich und die Schwarte eines wilden Ebers; mildes Kernobst, zarte Kastanien und des Milchrahms triefende Fülle und das jungfräulichste Erzeugnis der Fluren, das Olivenöl, das von selbst und ohne gepreßt zu sein, den Beeren der Bäume, die auf diesen Hügeln wachsen, entquillt. — Zwischen solchen Stellen, die uns mit Sehnsucht nach Petrarcas idyllischer Zurückgezogenheit in seinem „geschlossenen Thale" erfüllen können, finden sich andre, in denen sich eine hohe und ernste Lebensweisheit ausspricht. „Ich will eingedenk sein," sagt der Dichter, „und immer ernster ringen, mir stets gegenwärtig zu halten, daß alles, was ich besitze, alle Gaben des Leibes und der Seele, mir zu Wagnis, Uebung und Mühsal gegeben sind; um es kurz zu fassen, ich weiß, daß ich steige, um hinabzugehen, daß ich blühe, um zu welken, daß ich lebe, um zu sterben. — Ich bin durch Gefahren und Mühseligkeiten gegangen von Jugend auf, ich fand, daß das Leben auf Erden nicht bloß ein harter Felddienst, sondern ein heißes Kämpfen ist. Ich bin durch Verzweiflung an vielem ruhiger geworden; denn was fürchtet noch, wer

so oft mit Tod und Verderben, mit Qual und Entbehrung gerungen hat? Ich will trachten, daß meines Strebens Anfang und Ausgang sich gleich sei an Männlichkeit, und desto fester, je stärker mich die Schläge und Kränkungen des Wechsels der Dinge gereizt haben. Ich will aber vor allem nicht viel davon reden, was wohl, unter den Uebungen des Schicksals an mir, noch aus mir werden möge; doch des Mutes bin ich, daß ich keiner Hinfälligkeit mehr zur Beute werde.

Und wenn das Weltgebäude bricht,
Den Unverzagten schreckt es nicht.

„Wisse denn, daß ich mit Maro's und Flaccus Aussprüchen, die ich sonst nur las und lobte, jetzt so gewaffnet bin, daß ich sie in meinen äußersten Kämpfen unter des unentrinnbaren Fatums Notwendigkeiten ganz zu den meinigen gemacht habe."

Besonders eindringlich und noch heute beherzigenswert ist, was Petrarca über die Anerkennung und den Ruhm bei der Mitwelt sagt: „Beachte vor allem, wem die Werke angehören, die man so hoch stellt; — frage nach den Autoren: sie sind längst Staub und Asche. Willst Du, daß man auch Deine Werke lobe, so stirb zuerst. Erst mit dem Tode des Menschen beginnt die rechte Gunst der Sterblichen für ihn; das Ende des Lebens ist des Ruhmes Anfang. Ein früheres Beginnen ist selten und für vorzeitig zu halten. Ich sage mehr: solange noch einer von Deinen Zeitgenossen lebt, wirst Du dessen, wonach Dich lüstet, nicht vollauf haben;

wenn aber alle die Urne umschließt, kommen die, welche ohne Haß und Neid richten. Mag daher die Gegenwart, wie sie will, von uns urteilen; ist ihr Ausspruch gerecht, so wollen wir es mit Gleichmut aufnehmen; ist er ungerecht, so wollen wir, wenn es keine andern Richter gibt, an die Nachwelt als an gerechtere Richter appelliren. Zusammenleben und vertrauterer Umgang schaden der Bewunderung ungemein. Nun denn: übe das Gute, solange Du lebst; denn Ruhm findest Du im Grabe."

Dem Obigen füge ich noch Petrarcas Schreiben an die Nachwelt, sowie einen Auszug aus seinem Testament hinzu.

Schreiben an die Nachwelt.

Du hast von mir vielleicht reden gehört (wenngleich es zweifelhaft sein mag, ob ein so unbedeutender Name wie der meinige den Raum und die Zeit durchdringt) und du wünschest ohne Zweifel zu erfahren, welchen Gegenstand meine Werke behandelt und welchen Erfolg sie gehabt haben. Besonders wirst du in betreff derjenigen neugierig sein, deren Ruf bis zu dir gedrungen ist oder deren Titel du wenigstens kennst. In betreff der zweiten Frage werden die Meinungen geteilt sein; denn gewöhnlich folgt ein jeder bei seinen Urteilen nicht der Wahrheit, sondern seinem Geschmack, und man kennt weder beim Loben noch beim Tadeln Grenzen. Ich bin ein niederer Sterblicher, hervorgegangen aus der Menge,

deren Geburt weder besonders hoch noch völlig gering ist. Meine Familie ist sehr alt, wie schon der Kaiser Augustus gesagt hat. Ich hatte von der Natur einen guten und bescheidenen Charakter, allein die Ansteckung der Welt hat ihm geschadet. Schon in frühen Jahren bin ich verdorben worden, die Jugend hat mich fortgerissen, das Alter mich verbessert. Das letztere hat mich durch die Erfahrung die Wahrheit des Spruches gelehrt, den ich lange zuvor gekannt hatte: „Die Jugend und das Vergnügen sind nur Eitelkeiten," — oder vielmehr diese Unterweisung verdanke ich dem Schöpfer aller Wesen und aller Zeiten, welcher bisweilen die unglücklichen Sterblichen sich in ihrem falschen Stolz verirren läßt, damit sie sich desselben schämend sich später selbst erkennen. In meiner Jugend war mein Körper nicht sehr kräftig, aber geschmeidig. Mein Aeußeres, obgleich ich nicht sehr schön war, konnte in der Blüte meiner Jahre Wohlgefallen erregen. Meine Gesichtsfarbe war frisch, hellbraun; meine Augen lebhaft und mein Blick lange Zeit hindurch sehr scharf, aber gegen meine Erwartung schwächte er sich seit meinem sechzigsten Jahre dermaßen, daß ich zu meinem großen Bedauern meine Zuflucht zur Brille nehmen mußte. Mein Körper, bis dahin sehr gesund, wurde durch das Alter und zugleich durch das gewöhnliche Gefolge der Gebrechen geschwächt.

Am 20. Juli 1304 wurde ich bei Tagesanbruch in der Verbannung zu Arezzo geboren. Meine Eltern waren ehrbar, sie stammten aus Florenz, von wo sie

vertrieben worden waren. Ihr Vermögen war nur gering und streifte an Armut. Ich hatte stets eine tiefe Verachtung gegen die Reichtümer, nicht daß ich nicht danach begehrt hätte, sondern weil ich die Mühen und Sorgen haßte, die unzertrennlich mit ihnen verbunden sind. Ich möchte nicht nach Reichtümern streben, um in Ueberfluß zu leben; denn mit einer frugalen Nahrung und einfachen Gerichten habe ich ein froheres Leben geführt als alle Nachfolger des Apicius mit den ausgesuchtesten Speisen. Feste, welche in Unmäßigkeit und Orgien ausarten und die guten Sitten verhöhnen, haben mir stets mißfallen. Ich habe es als einen Frohndienst und als verlorene Zeit angesehen, andre einzuladen oder selbst zu Gast gebeten zu werden. Aber mich mit einigen Freunden zu Tische zu setzen, hatte für mich so viel Reiz, daß mir nichts angenehmer war, als ihre unerwartete Ankunft und daß es mir niemals angenehm ist, allein zu speisen. Nichts widerstrebt mir so wie der Aufwand, nicht allein weil er der Einfachheit widerspricht, sondern auch weil er lästig ist und die Ruhe stört.

Ich bin in meiner frühen Jugend Beute einer sehr heißen, aber einzigen und ehrlichen Liebe gewesen und ich würde länger daran gelitten haben, wenn ein grausamer, aber für mich heilsamer Tod nicht meine Flamme erstickt hätte. Ich möchte wohl sagen können, daß die sinnlichen Vergnügungen keine Herrschaft über mich geübt haben, aber wenn ich dies äußerte, so würde ich lügen. Ich kann ohne Furcht, der Unwahrheit geziehen zu werden,

sagen, daß, wenn die Glut der Jugend und des Temperaments mich zu ihnen hinrissen, ich immer im Herzen ihre Gemeinheit verabscheut habe. Als ich mich dem vierzigsten Jahre näherte, aber noch voll Feuer und Kraft war, habe ich nicht allein der Sinnenlust entsagt, sondern auch jede Erinnerung daran verloren, als wenn ich niemals eine Frau angeblickt hätte. Ich sehe dies als ein besonderes Glück für mich an, und ich danke Gott, der mich in der vollen Kraft meiner Jahre von einer niedrigen und mir stets so verhaßten Knechtschaft befreit hat. Doch ich gehe zu andern Dingen über.

Der Stolz bei andern hat mich unangenehm berührt. Was mich selbst betrifft, so hatte ich immer, wenngleich ich meinen niederen Wert fühlte, doch eine noch mindere Meinung von mir. Mein Zorn hat zwar häufig mir geschadet, aber niemals andern. Sehr begierig, echte Freunde zu erwerben, habe ich den Umgang mit ihnen mit größter Treue gepflegt. Ich rühme mich dessen offen, weil ich weiß, daß ich die Wahrheit sage. Von sehr reizbarem Gemüt, vergesse ich leicht die Kränkungen und bewahre stets die Erinnerung an Wohlthaten. Ich habe das Glück gehabt, zum Umgang mit Fürsten und Großen herangezogen zu werden und die Freundschaft der Edlen in solchem Maße zu gewinnen, daß es den Neid gegen mich wachrief. Aber die Strafe derer, welche alt werden, ist es, daß sie nur zu oft den Tod ihrer Freunde zu beweinen haben. Die größten Könige meiner Zeit haben mich geliebt und geehrt, weshalb weiß ich nicht; das

geht sie an. Ich habe mit einigen, das kann ich sagen, auf dem Fuße der Gleichheit gestanden und von ihrer hohen Stellung großen Vorteil gezogen, ohne irgend eine Unannehmlichkeit davon zu erfahren. Immer jedoch bin ich vor einigen geflohen, die ich am meisten liebte: ich war so von der Liebe zur Freiheit erfüllt, daß ich mich um jeden Preis fern von denen hielt, deren Name schon mir diese Freiheit zu behindern schien.

Ich habe mehr einen gewöhnlichen als durchdringenden Geist besessen. Derselbe war zu allen nützlichen Studien aufgelegt, indessen besonders für die Moralphilosophie und die Dichtkunst gestimmt. Die letztere ist von mir im Laufe der Jahre vernachlässigt worden, indem die ernsten Studien, die einen geheimen, bis dahin von mir verschmähten Reiz hatten, mich von der Poesie abzogen, und ich sehe diese nur als angenehme Nebenbeschäftigung an. Ich habe mich unter anderm besonders der Kenntnis des Altertums gewidmet, und wenn mich Freundschaft nicht an teuren Menschen festgehalten, so hätte ich vorgezogen, in einem ganz andern Zeitalter geboren zu sein. Um die Gegenwart zu vergessen, versetzte ich mich immer in der Einbildungskraft in die alten und vergangenen Zeiten. Ich fand daher an der Lektüre der Geschichtschreiber Gefallen, nicht jedoch ohne durch den Widerspruch, den ich in ihnen erkannte, befremdet zu sein. In zweifhaften Fällen nehme ich zur Wahrscheinlichkeit der Thatsachen oder zur Autorität der Schriftsteller meine Zuflucht.

Wie man sagte, war meine Stimme klar und kräftig. Nach meiner Meinung aber war sie schwach und unverständlich. In der Unterhaltung mit meiner Familie oder meinen Bekannten trachtete ich niemals nach Beredsamkeit, und es verwundert mich, daß Cäsar Augustus sich darum bemüht hat. Aber wenn der Gegenstand, der Ort oder der Hörer es zu fordern schienen, habe ich einige Anstrengungen gemacht — mit welchem Erfolge, weiß ich nicht zu sagen. Diejenigen, welche mich gehört haben, mögen darüber urteilen. Nur daran lag mir, daß ich gut gelebt hätte, nicht an der Weise, wie ich geredet. Es ist Eitelkeit, seinen Ruhm bloß auf den Glanz des Ausdrucks zu legen.

So haben das Schicksal oder mein Wille bis heute meine Zeit verteilt: Ich habe das erste Jahr meines Lebens, jedoch nicht ganz, zu Arezzo verlebt, wo ich geboren war, und die sechs folgenden in Incisa, in einem Landhause meines Vaters, vierzehn Miglien oberhalb von Florenz. Nachdem meine Mutter aus der Verbannung zurückgerufen war, habe ich mein achtes Lebensjahr in Pisa verbracht, mein neuntes und die folgenden im transalpinischen Gallien, an dem Rhone. Avignon ist der Name dieser Stadt, wo der römische Pontifex die christliche Kirche in einem schmachvollen Exil hält und gehalten hat. Vor einiger Zeit schien es, als hätte Urban V. sie an ihren Sitz zurückgeführt. Aber wie man weiß, kam diese Absicht nicht zu Stande und, — was mich am meisten empört, — dies scheiterte zu Leb-

zeiten des Papstes, als ob er sein gutes Werk bereut hätte. Wenn er länger gelebt hätte, so würde er sicher das empfunden haben, was ich über seine Abreise dachte. Ich hatte schon die Feder in der Hand, als er plötzlich sein glorreiches Unternehmen mit dem Leben aufgab. Der Unglückliche! er hätte glücklich vor dem Altar des heiligen Petrus und in seinem eigenen Palast sterben können, denn entweder würden seine Nachfolger auf ihrem Stuhl geblieben sein und er wäre der Urheber dieses guten Werkes geworden, oder sie wären anderswohin gezogen und sein Verdienst wäre um so glänzender gewesen, als ihre Fehler allen vor Augen gelegen hätten. Aber diese Klage ist zu lang, da sie nur eine nebensächliche ist.

Ich habe also an jenem Ort, der am meisten von Stürmen heimgesucht wird, meine Kindheit bei meinen Eltern und dann meine ganze Jugend in Thorheiten verbracht; doch war ich auch häufig abwesend. In dieser Zeit verlebte ich drei volle Jahre zu Carpentras, einem kleinen, nicht ferne östlich von Avignon gelegenen Ort; und in diesen beiden Städten lernte ich etwas Grammatik, Dialektik und Rhetorik, so viel man in solchem Alter lernen kann und so viel man gewöhnlich davon in den Schulen lehrt: Du weißt nun, lieber Leser, wie wenig ich gelernt habe. Von dort begab ich mich nach Montpellier, wo ich vier weitere Jahre dem Studium der Rechte widmete; alsdann nach Bologna, wo ich während dreier Jahre das ganze Zivilrecht exponiren hörte. Man meinte all-

gemein, daß ich große Fortschritte in dieser Wissenschaft gemacht haben würde, wenn ich das Studium fortgesetzt hätte. Aber ich warf es völlig bei Seite, seit ich nicht mehr unter der Vormundschaft meiner Eltern stand. Dies war nicht deshalb, weil mir die Jurisprudenz mißfiel, denn ohne Frage ist deren Wichtigkeit groß, und sie ist voll vom römischen Altertum, das mein Entzücken bildet. Aber ihr Gebrauch ist durch die Bosheit der Menschen verdorben. Ich bedauerte daher, etwas erlernen zu sollen, dessen ich mich nicht auf unrechte Weise bedienen mochte, das ich aber auf rechte Weise kaum anwenden konnte und welches in diesem letzteren Falle meine Ehrlichkeit als Dummheit hätte erscheinen lassen.

Im Alter von 22 Jahren kehrte ich in meine Heimat zurück. Ich nenne meine Heimat dieses Avignon, wo ich seit dem Ende meiner ersten Kindheit gelebt hatte, denn die Gewohnheit wird zur zweiten Natur. Dort begann ich zuerst bekannt zu werden und meine Freundschaft wurde von großen Persönlichkeiten gesucht, — warum, ich gestehe es, weiß ich nicht und daß es so war, erstaunt mich. Es ist wahr, daß damals mich dies nicht erstaunte, denn, wie die Jugend pflegt, glaubte ich aller Ehren vollkommen würdig zu sein. Mein Umgang ist besonders von der edlen und berühmten Familie Colonna gesucht worden, welche damals die römische Curie frequentirte, oder, um mich besser auszudrücken, welche ihr Ehre brachte. In diese Familie eingeführt, wurde mir dort mit einer Achtung begegnet,

die mir jetzt vielleicht nicht gebühren würde, und welche ich damals sicherlich nicht verdiente. In die Gascogne wurde ich durch den ausgezeichneten und unvergleichlichen Giacomo Colonna geführt, welcher damals Bischof von Lombez war. In der reizenden Gesellschaft dieses Mannes, wie ich nie einen gleichen gesehen habe, noch vielleicht sehen werde, habe ich am Fuß der Pyrenäen einen fast himmlischen Winter verbracht, so daß ich immer noch seufze, wenn ich an diese Zeit zurückdenke. Nach meiner Rückkehr habe ich mehrere Jahre unter seinem Bruder Johann Colonna gelebt — nicht wie unter einem Gebieter, sondern wie unter einem Vater. Doch nein, ich irre mich, ich habe mit ihm gelebt, wie mit dem zärtlichsten Bruder, oder um besser zu sagen, wie mit mir selbst, wie in meinem eigenen Hause.

In dieser Zeit trieb mich ein jugendlicher Drang, Frankreich und Deutschland zu besuchen. Um meine Vorgesetzten zur Billigung dieser Reise zu bestimmen, gab ich mehrere Ursachen an, aber das wahre Motiv war der lebhafte Wunsch, vieles zu schauen. Auf meinen Reisen sah ich zuerst Paris und es gefiel mir dort dasjenige zu betrachten, das wahr unter den fabelhaften, von dieser Stadt erzählten Dingen ist. Von dort zurückgekehrt begab ich mich nach Rom, das zu erblicken ich seit meiner Kindheit mich heiß gesehnt hatte. Ich fand dort Stefano Colonna, das großsinnige Haupt dieser Familie, einen Mann, der jedem der Männer des Altertums gleichkommt. Ich machte ihm meinen Hof und er

bezeigte mir so viele Freundschaft, daß man zwischen mir und einem seiner Söhne keinen Unterschied gemacht haben würde. Die Zuneigung zu mir und die Anhänglichkeit an mich, welche mir dieser große Mann erwies, sind fortwährend dieselben bis ans Ende seines Lebens geblieben; sein Andenken lebt noch beständig in mir und es wird nicht erlöschen, bevor ich selbst die Augen schließe. Bei meiner Rückkehr, müde von allem und außer Stande, den Widerwillen und Abscheu zu überwinden, den ich natürlich im Grunde des Herzens gegen die langweiligste Stadt der Welt — Avignon — empfinde, suchte ich einen entlegenen Ort, in den ich mich wie in einen Hafen hätte zurückziehen können. Ich habe ein sehr enges Thal gefunden, das jedoch einsam und angenehm ist. Es heißt Vaucluse und befindet sich fünfzehn Miglien von Avignon, dort, wo die Königin aller Quellen, die Sorgue, entspringt. Verführt von dem Reize des Ortes, verfügte ich mich mit meinen Büchern dorthin.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich erzählen wollte, was ich dort während langer Jahre gethan. Kurz, fast alle Werkchen, die aus meiner Feder hervorgegangen sind (und die Zahl derselben ist so groß, daß sie mich noch bis in mein jetziges Alter beschäftigt und ermüdet), sind dort geschrieben, angefangen oder ersonnen worden. Mein Geist, ebenso wie mein Körper, hat mehr Gewandtheit als Kraft besessen. Auch habe ich auf die Abfassung mehrerer Werke verzichtet, die im Entwurf mir als leicht erschienen waren, deren Ausführung jedoch

schwierig war. Der Anblick der Gegenden flößte mir die Idee ein, ein bukolisches Gedicht zu schreiben, ein pastorales Werk und die beiden Briefe „über das einsame Leben“, welche dem Philipp von Cabassole gewidmet sind, der, immer groß von Seele, damals ein kleiner Bischof von Cavaillon war, jetzt jedoch großer Bischof von Sabinum und Kardinal ist. Er ist der einzige von allen meinen alten Freunden, welcher noch lebt. Er liebte mich und liebt mich noch, nicht wie ein Bischof, wie St. Ambrosius, St. Augustinus geliebt hat, sondern wie ein Bruder. Als ich mich eines Morgens am Karfreitag auf diesen Bergen erging, faßte ich den Gedanken, ein heroisches Gedicht über den ersten Scipio Africanus zu schreiben, dessen Name mir, ich weiß nicht weshalb, seit der Kindheit teuer gewesen ist. Ich begann damals dieses Werk mit außerordentlichem Eifer, dann von andern Beschäftigungen abgezogen, unterbrach ich es. Ich betitelte dieses Werk „Afrika“ nach dem Namen des Gegenstandes, und ich weiß nicht, durch welche mir oder dem Gedichte geschenkte Gunst, es sehr geschätzt wurde, noch bevor es bekannt ward.

Während meines Aufenthaltes in diesen Gegenden erhielt ich, was erstaunlich ist, am nämlichen Tage Briefe aus Rom und vom Kanzler der Universität Paris, in welchen ich eingeladen wurde, hier in Rom, dort in Paris die Dichterkrone zu empfangen. Ganz stolz auf diese Briefe wie ein junger Mann, hielt ich selbst mich einer so hohen Ehre für wert, deren so große Männer

mich würdig erachteten, und ich faßte dabei nicht mein Verdienst, sondern das Zeugnis andrer ins Auge. Dennoch zögerte ich eine Zeit lang, indem ich im Zweifel war, welchem der beiden Orte ich den Vorzug geben sollte. Ich befragte darüber in einem Briefe die Meinung des Kardinals Johann Colonna, von dem ich oben gesprochen habe. Er befand sich so nahe bei mir, daß, obgleich ich ihm am Abend geschrieben hatte, ich seine Antwort schon am folgenden Morgen vor drei Uhr empfing. Nach seinem Rat beschloß ich vor allem Rom den Vorzug zu geben; die beiden Briefe, welche ich an ihn schrieb, um seinem Rate zuzustimmen, sind noch vorhanden.

Ich brach daher auf, und, obgleich ich nach der Gewohnheit junger Leute meine eigenen Werke in sehr wohlwollender Weise schätzte, errötete ich doch immer, mich dabei auf mein eigenes Zeugnis oder auf dasjenige der Personen zu berufen, welche mich aufgefordert hatten, ein solches abzulegen, was sie ohne Zweifel nicht gethan haben würden, wenn sie mich der mir angethanen Ehre nicht für wert erachtet hätten. Deshalb entschloß ich mich, mich zuerst nach Neapel zu begeben und präsentirte mich dort dem großen König und Philosophen Robert, der nicht weniger berühmt durch sein Wissen als durch seine Krone ist, dem einzigen der Wissenschaft wie der Tugend befreundeten Monarchen, welchen unser Jahrhundert besaß; dieser sollte das Urteil über mich aussprechen. Die hohe Meinung, die er von mir faßte, und die herzliche Auf-

nahme, die er mir bereitete, erstaunen mich jetzt, und wenn du, Leser, davon Zeuge gewesen wärest, so würdest du selbst davon erstaunt sein. Als er die Ursache meiner Ankunft erfuhr, war er hoch erfreut. Er fühlte sich geschmeichelt, daß ein junger Mann ihm ein solches Vertrauen bewies und vielleicht meinte er, daß die Ehre, die er mir anthat, ihm selbst Ehre bereitete, weil ich unter allen Sterblichen ihn als den einzigen kompetenten Richter gewählt hatte. Nach zahlreichen Unterredungen über verschiedene Gegenstände zeigte ich ihm mein „Afrika", wodurch er so entzückt wurde, daß er es von mir als eine große Gunst erbat, ihm dasselbe zu widmen. Ich konnte und wollte ihm dies nicht abschlagen. Endlich bestimmte er mir einen Tag zu dem Zweck, der mich zu ihm geführt hatte. Bei dieser Zusammenkunft hielt er mich vom Mittag bis zum Abend fest, und da diese Zeit für den zu besprechenden Gegenstand kurz erschien, wiederholte sich eine solche Zusammenkunft auch die beiden folgenden Tage. Nachdem er so während dreier Tage meine Unwissenheit geprüft hatte, erachtete er mich am letzten des Lorbeerkranzes für würdig. Er bot mir denselben in Neapel dar und bat mich lebhaft, ihn anzunehmen. Die Liebe zu Rom trug den Sieg über die dringenden Bitten eines so großen Königs davon. Als er erkannte, daß mein Entschluß unabänderlich war, gab er mir für den römischen Senat ein Geleit und einen Brief mit, in welchem er in den für mich günstigsten Ausdrücken sein Urteil erklärte. Dieses königliche Urteil

stimmte damals mit dem verschiedener andrer überein und besonders mit dem meinigen; heute jedoch billige ich weder dieses Urteil, noch das meinige, noch das aller der Personen, welche es teilten. Die Freundschaft, die man für mich hegte, und das Interesse, das meine Jugend einflößte, trugen mehr dazu bei, als die Liebe zur Wahrheit. Ich brach nichtsdestoweniger auf, und trotz meiner Unwürdigkeit — denn ich war nur ein unwissender Schüler — empfing ich voll Vertrauen in ein so unanfechtbares Urteil den Dichterlorbeerkranz, und alle Römer, welche dieser Feier beiwohnen konnten, waren höchlich damit zufrieden. Es sind in Bezug auf diesen Gegenstand Briefe von mir in Vers und in Prosa vorhanden. Dieser Lorbeerkranz vermehrte zwar nicht mein Wissen, aber er zog mir viele Neider zu. Dies zu erzählen würde hier zu lang sein.

Von Rom begab ich mich nach Parma, wo ich einige Zeit bei den Gebietern von Correggio verbrachte, welche sehr freigebig und freundlich gegen mich waren, aber unter sich nicht übereinstimmten. Sie beherrschten damals diese Stadt mit einer Milde, welche ihr seit Menschengedenken nicht zu teil geworden war und die ihr meiner Meinung nach in diesem Jahrhundert nicht wieder zu teil werden wird. Indem ich mich der empfangenen Ehre erinnerte, fürchtete ich, daß man sagen würde, dieselbe sei einem Unwürdigen zugewandt worden. Eines Tages, nachdem ich die Berge überschritten hatte, setzte ich über den Fluß Enza, im Bezirk von Reggio,

und drang nach Silva plana vor. Plötzlich von der Schönheit des Ortes überrascht, nahm ich wieder mein „Afrika“ vor, an dem ich lange nicht gearbeitet hatte. Meine Begeisterung, welche erloschen zu sein schien, erwachte von neuem, und ich schrieb an diesem Tage einige Verse, dann an jedem der folgenden einige weitere. Als ich hierauf nach Parma zurückgekehrt war und dort ein einsames und ruhiges Haus fand, welches ich später kaufte und das mir noch gehört, führte ich mein Werk mit so großem Eifer und in so kurzer Zeit zu Ende, daß ich jetzt selbst darüber erstaunt bin. Von Parma kehrte ich zur Quelle der Sorgue zurück, nachdem ich mein vierzigstes Jahr vollendet hatte.

Ich lebte lange in Parma und Verona und überall, dem Himmel sei Dank, wurde ich über Verdienst geehrt.

Seit lange hatte ich auf die Kunde meiner Berühmtheit hin die Gunst Jakobs von Carrara des Jüngeren gewonnen, eines vortrefflichen Mannes, der unter seinen Zeitgenossen vielleicht nicht seinesgleichen hatte, — nein, ich sollte sagen, mit dem sich sicher keiner mißt. Er sandte mir Boten und Briefe bis jenseits der Alpen, wenn ich dort war, und nach Italien, wo immer ich sein mochte; während vieler Jahre bestürmte er mich so mit seinen Bitten und seinen freundschaftlichen Anerbietungen, daß ich mich endlich entschloß, ihn aufzusuchen und zu sehen, was diese außerordentlich dringenden Bitten einer mir unbekannten hohen Person zu bedeuten hatten.

Ich begab mich also, wenn auch spät, nach Padua, wo ich von diesem in so edlem Andenken stehenden Manne nicht allein mit Güte aufgenommen wurde, sondern so, wie die gottbegnadeten Seelen im Himmel empfangen werden; er zeigte solche Freude, bekundete mir solche Zärtlichkeit, daß, da sich dies nicht in Worten ausdrücken läßt, ich darüber schweigen muß. Unter anderem, da er wußte, daß ich seit meiner Jugend ein geistliches Leben geführt hätte, ließ er mich, um mich enger nicht nur an sich, sondern auch an seine Vaterstadt zu fesseln, zum Kanonikus von Padua ernennen; und endlich, wenn sein Leben länger gewährt hätte, würde ich meinen Reisen und Wanderungen ein Ziel gesetzt haben. Aber ach! nichts ist auf dieser Erde von Dauer, und wenn uns irgend eine Annehmlichkeit zu teil wird, so endet sie bald in ihrem Gegenteil. Zwei Jahre waren noch nicht verflossen, als Gott ihn mir, seinem Vaterlande und der Welt raubte, die er schon verlassen hatte, weil weder ich noch sein Vaterland noch die Welt (die Freundschaft macht mich nicht blind) seiner würdig waren. Und obgleich er seinen Sohn, einen sehr klugen und ausgezeichneten Mann, welcher den Spuren seines Vaters folgte, zum Nachfolger hatte, und dieser mir immer Freundschaft und Achtung zeigte, kehrte ich doch, nachdem ich denjenigen verloren hatte, mit dem ich am meisten übereinstimmte, und besonders wegen meines Alters nach Frankreich zurück. Mich veranlaßte hierzu weniger der Wunsch, dasjenige wiederzusehen, was mir tausendfach bekannt war,

als vielmehr die Absicht, meinen Ueberdruß, wie dies Kranke zu thun pflegen, durch Wechsel des Aufenthaltes zu verscheuchen.

Mein Testament.

Ich habe häufig an das gedacht, was den meisten Menschen allzufern liegt und womit nur äußerst wenige sich genügend beschäftigen, — nämlich an die letzte Stunde und an den Tod. Es ist dies ein weder überflüssiger noch voreiliger Gedanke, weil der Tod für alle gewiß, die Stunde desselben aber ungewiß ist. Darum, bevor der Tod mich daran hindert — denn abgesehen davon, daß er wegen aller möglichen Vorfälle immer über unserem Haupte schwebt, kann er wegen der Kürze des menschlichen Lebens nicht entfernt sein — glaube ich mich jetzt, da ich durch Gottes Gnade an Körper und Geist gesund bin, verpflichtet, testamentarisch über mich selbst und meine Güter zu verfügen. Zwar ist, um die Wahrheit zu sagen, meine Habe so gering und wertlos, daß ich mich fast schäme, sie zum Gegenstand eines Testaments zu machen. Aber Reiche und Arme haben dieselben Sorgen, wenn auch aus sehr ungleichen Anlässen. Ich will daher meinen letzten Willen regeln und ihn schriftlich niederlegen —, so gebietet mir ein Gefühl des Anstandes und besonders der Gedanke, daß nach meinem Tode infolge meiner Nachlässigkeit nicht ein Prozeß wegen meiner Habe stattfindet.

Erstens empfehle ich demütig dem Herrn Jesus Christus meine sündige Seele, doch flehe dabei die göttliche Gnade, auf welche ich hoffe, an. Weil der Herr sie geschaffen und sie um den Preis seines geheiligten Blutes erlöst hat, erflehe ich auf den Knieen, er möge sie beschützen und nicht gestatten, daß sie in die Hände des Bösen falle. Noch mehr, ich erbitte gläubig und demutsvoll den Beistand seiner glückseligen Mutter, des seligen Erzengels Michael und der andern Heiligen, deren Vermittlung bei Jesus Christus ich erhoffe.

Ich will, daß dieser irdische und sterbliche Leib, die drückende Last edler Seelen, der Erde, aus welcher er gekommen, zurückgegeben werde, und zwar mit der größten Einfachheit und möglichsten Demut. Ich bitte und beschwöre meinen Erben und meine Freunde, darüber zu wachen; ich thue dies bei der Barmherzigkeit unsers Gottes und bei der Freundschaft, die sie für mich gehegt haben, daß sie diese Vorsicht nicht unter dem Vorwande einer falschen Ehre vernachlässigen, indem mir solches durchaus genehm ist und ich es so will. Wenn vielleicht, was Gott nicht zugeben möge, sie meinem Willen entgegenhandeln, so werden sie sich am Tage des Gerichts wegen eines schweren Vergehens gegen Gott und mich zu verantworten haben.

Ich füge hinzu, daß nach meinem Willen mich keiner beweinen soll, daß anstatt Thränen zu vergießen, man Gebete für mich an Christus richte, und daß derjenige, der dazu im Stande ist, Almosen an die Armen

spende, damit sie für mich beten. Dies wird mir nützlich sein können, während Thränen den Verstorbenen nichts nützen und denjenigen schaden, welche sie vergießen.

Was den Ort meiner Beerdigung betrifft, so lege ich nicht großen Wert darauf. Ich werde zufrieden sein, wenn ich dort bestattet werde, wo es Gott und denjenigen gefällt, welche diese Sorge übernehmen. Wenn man jedoch genauer meinen Willen in dieser Hinsicht erfahren will, so bestimme ich: Wofern ich in Padua, wo ich mich jetzt befinde, sterbe, so wünsche ich in der Kirche bestattet zu werden, welche den Predigermönchen gehört, da dieser Platz mir gefällt und weil er die irdischen Reste eines Mannes umschließt, der mich sehr geliebt hat und dessen innige Bitten mich in diese Gegenden geführt haben — nämlich die Gebeine Jakobs von Carrara, des früheren Herrn von Padua; wenn ich meine Tage in Arqua beschließe, wo sich meine ländliche Wohnung befindet, und wenn Gott mir vergönnt, was ich brünstig wünsche, an diesem Ort eine kleine Kapelle zu Ehren der seligen Jungfrau Maria zu errichten, so wähle ich dieselbe zu meiner Begräbnisstätte; sonst wird man mich an einem andern passenden Orte, neben der Pfarrkirche, bestatten. Wenn ich in Venedig sterbe, so will ich im Kloster S. Francesco de la Vigna, vor dem Thor der Kirche beigesetzt werden; wenn in Mailand — vor der Kirche St. Ambrosius, bei dem ersten Eingang, welcher nach den Mauern der Stadt gekehrt ist; wenn in Pavia — in der Kirche des

St. Augustin, wo die Mönche es passend finden werden; wenn in Rom — dann in der Kirche St. Maria Maggiore oder St. Peter am passendsten Ort, oder nahe bei einer dieser Kirchen, so wie die Canonici es wünschen. Ich habe die Orte genannt, wo ich mich in Italien aufzuhalten pflege. Aber wenn ich in Parma sterbe, will ich in der Kathedrale beerdigt werden, wo ich längere Zeit unnützer und mehrenteils abwesender Archidiakonus war. Ueberall dort, wo ich sonst sterben könnte, will ich in dem Kloster der Frati minori begraben werden, wenn ein solches am Orte existirt; wenn nicht, in der Kirche, welche am nächsten bei meinem Sterbeort liegt. Ich gestehe, das sind in betreff meines Begräbnisses mehr Anweisungen, als für einen Gelehrten passend sein würde, obgleich diese von einem Ignoranten ausgehen. — —

Da mein erhabener Gebieter von Padua, Franz von Carrara, durch Gottes Gnade nichts bedarf und ich nichts besitze, was seiner würdig wäre, so hinterlasse ich ihm ein Gemälde, das Bild der seligen Jungfrau, gemalt von dem ausgezeichneten Künstler Giotto, welches mir von meinem Freunde Michael Vanni aus Florenz geschenkt worden ist und dessen Schönheiten die Unwissenden nicht zu schätzen verstehen, das aber die Meister der Kunst zum Entzücken hinreißt. Ich vermache dieses Bild meinem erhabenen Herrn, damit die allerheiligste Jungfrau ihm bei ihrem Sohn Fürsprache verleihe. — —

Dem Giovanni von Certaldo, genannt Boccaccio, vermache ich, indem ich mich schäme, einem so großen

Manne so wenig zu hinterlassen, 50 Florentiner Goldgulden, damit er sich einen Wintermantel für seine nächtlichen Studien kaufe. — Dem Meister Thomas Bombasio aus Ferrara vermache ich meine gute Laute, damit er auf derselben nicht zum Preise der eitlen vergänglichen Welt, sondern zum Lobe des ewigen Gottes spiele. — — —

Bevor ich dieses Schreiben beende, habe ich zweierlei hinzuzufügen. Erstens bestimme ich folgendes betreffs des Erdwinkels, den ich jenseits der Berge besitze, nämlich in der Grafschaft Venaissin, im Weiler oder Dorf Vaucluse, in der Diöcese von Cavaillon: Da ohne Zweifel, wenn ich selbst dorthin reisen oder jemand dahinsenden wollte, dies mehr kosten würde, als der Gegenstand wert ist, so will ich, daß dies Gütchen dem Hospital des genannten Orts gehöre und den armen Christen zugute komme. — — Zweitens verordne ich bezüglich des Wenigen, was ich zu Padua oder in dessen Territorium an unbeweglichen Gütern besitze oder besitzen werde, daß dasselbe ebenso wie alles übrige meinem Erben gehöre. — — — — — — — — — —

Damit dieses Testament, welches der Ausdruck meines letzten Willens ist, desto mehr Gültigkeit besitze, habe ich es mit meiner eigenen Hand geschrieben. Padua, in dem Hause der Kirche, wo ich wohne, am 4. April 1370. — — — — — — — — — — — — —

Noch füge ich folgendes hinzu: Sogleich nach meinem Ableben soll mein Erbe meinen leiblichen Bruder Petrarca,

Karthäusermönch im Kloster Montrieu bei Marseille, davon benachrichtigen und ihm zwischen einem einmaligen Geschenk von hundert Goldgulden und einer jährlichen Rente von fünf oder zehn Gulden die Wahl stellen und danach soll es geschehen.

Geschrieben von mir, Francesco Petrarca, der ich ein anderes Testament gemacht haben würde, wenn ich reich wäre, wie der unwissende Pöbel sich einbildet.

Den Schluß dieser kleinen Anthologie aus den allzusehr vernachlässigten lateinischen Schriften Petrarcas möge die dessen Heldengedicht „Afrika" entlehnte Episode „Sophonisbe" bilden. Dieses Epos liefert einen auffallenden Beweis dafür, wie verschieden das Urteil eines Autors selbst und seiner Zeit bisweilen von dem der Nachwelt ist. Petrarca gründet — wenigstens in der früheren Periode seines Lebens — seinen Anspruch auf Nachruhm und Unsterblichkeit besonders auf dieses Gedicht. Auch verdankte er den poetischen Lorbeer, der ihm auf dem Kapitol erteilt wurde, keineswegs seinen lyrischen Poesien, durch die er doch unsterblich geworden ist, sondern eben dieser lateinischen Epopöe. Die Nachwelt dagegen hat dieselbe kaum beachtet, und es ist wohl fraglich, ob irgend ein in unserm Jahrhundert Lebender diese beinahe endlose Reihe von Hexametern gelesen hat. Dennoch scheint solche völlige Vernachlässigung eines Werks, an das ein ausgezeichneter Mann einen großen

Teil seiner Kraft gesetzt hat, ungerecht. Um zu zeigen, daß einzelne Teile desselben nicht arm an Schönheiten sind, will ich hier eine Episode desselben einschalten, welche die später von den tragischen Dichtern bearbeitete Geschichte der Sophonisbe behandelt. Bei der Uebertragung habe ich mir erlaubt, einiges zu kürzen und den Hexameter, in Bezug auf den ich Platens Meinung teile, er sei im Deutschen, verschieden von dem der Griechen, ein wohl für die Lyrik, aber nicht für das Epos geeignetes Versmaß, in fünffüßige Trochäen umzuwandeln.

Sophonisbe.

Siegreich zog der König Masiniſſa
In die Thore Cirtas ein. Mit Freude
Ließ auf ſeinen väterlichen Laren,
Den Paläſten ſeiner hohen Ahnen,
Er die Blicke ruh'n. Von ſeinen Kriegern
Ward die Stadt beſetzt, indes er ſelber
Schnellen Schritts zum feſten Schloß emporſtieg.
Alſo läßt ein Wolf, wenn einer Herde
Er begegnet, an der Hürden Eingang
Seine Raubgefährten, daß entrinnen
Ihm die Opfer ſeiner Gier nicht mögen.

Angelangt war vor des Prachtpalaſtes
Thor der König, wo ſeit Königs Syphax
Sturze deſſen ſchwerbedrängte Gattin
Wohnte. An der Schwelle hintrat dieſe
Vor den Sieger, daß von ihm ſie Lind'rung
Ihres herben Mißgeſchicks erlange.
Reich von Golde ſchimmerten die Hallen,
Und von Edelſteinen, ſternenähnlich.
Reicher war kein Herrſcher je geweſen,
Als in ſeines Glückes Tagen König
Syphax; jetzt — das iſt des Schickſals Wandel —
War er arm, wie keiner. Aber heller,
Als das Schloß, das er vordem beſeſſen,
Glänzte ſeiner Gattin Schönheit. Leuchtend,
Gleich der Sonne Strahlen, ſchlang in Ringeln
Sich ihr Goldhaar um die weißen Schultern.
Was von ihren Augen ſoll ich ſagen?
Selbſt die hohen Götter des Olympus
Hätten ſie mit Neid erfüllen können.

Feucht von Thränen glänzten eben lieblich
Sie gleich Sternen am gewitternassen
Himmel, wenn der Regen aufhört. Drüber
Wölben sich zwei leichtgeschwungne Bogen,
Ihre Wangen leuchten weiß wie Lilien,
Zwischen denen Purpurblüten prangen.
Ihrer Zähne Reihen, von der Lippen
Rosen halbversteckt, an Glanz beschämen
Sie das Elfenbein. In sanfter Rundung
Hebt ihr Busen sich, und ihm entwallen
Holde Seufzer, jenen gleich, durch welche
Im Verein mit den beredten Bitten
Ihres Mundes sie den Gatten Syphax,
Den bestandlos wankelmüt'gen, dorthin,
Von woher sie nicht zurück ihn führen
Kann, getrieben. Ihre Füße scheinen
Nicht wie andrer Sterblichen zu schreiten:
Ihre Spur, wie sie den Boden streifen,
Schwindet hinter ihnen gleich als ginge
Durch den Aether hin ihr Weg.

An Schönheit
Keiner Gottheit weichend, bot sich also
Sophonisbe Masinissas Blicken.
Ein Gewand von Purpur, mit Demanten
Reich gestickt, bedeckt der Trostberaubten
Glieder. Schöner macht sie noch ihr Jammer,
Als sie war in ihres Glückes Tagen,
Wenn geschmückt mit königlichem Prangen.
Masinissa wird bei ihrem Anblick
Von den Reizen der gefangnen Fürstin
Ueberwältigt, und der stolze Sieger
Fällt als Sklav in der Besiegten Hände.
Ueber was nicht triumphirt die Liebe?
Welcher Himmelsblitz ist ihr vergleichbar?
Zitternd nieder warf sich Sophonisbe

Vor den Herrscher, den sie an den stolzen
Mienen, seinen Waffen und der Ehrfurcht,
Die ihm die Begleiter ringsum zollten,
Leicht erkannte. Seine Hand ergriff sie,
Und sprach so zu ihm mit fleh'nder Stimme:
„Wenn ich, die verwitwet und gefangen,
Deine Hand berühren darf, Erhabner,
So beschwör' ich dich bei allen Göttern:
Habe Mitleid! Vieles nicht erbitt' ich:
Brauch' das Recht, das dir, dem Sieger, zusteht,
Laß in schwerer Kerkerhaft mich enden,
Oder grausam durch den Henker sterben.
Denn für mich ist Leben Tod; das Schicksal
Hat mich so verfolgt, daß mir des Tages
Licht verhaßt ist. Wähle, welche Weise
Gut dir dünkt, damit des Daseins Bürde
Du mir nehmest; nur um Eines fleh' ich:
Nicht hinweg in harte Sklaverei laß
Schleppen mich! Du siehst, welch herbes Schicksal
Mich betroffen: Unheil folgt dem Glücke.
Aber glaub', o Herr, nichts Schlimmes wünschen
Will ich dir. Mögst du bis an dein Ende
Glorreich herrschen, und dein Reich als Erbe
Deinen Söhnen lassen! — Hör' mich, König:
Feind gewesen bin ich stets den Römern;
Angefacht durch mich nur sei das Feuer
Dieses Krieges, sagen sie. Und Wahrheit
Ist's: vor ihrem Grimme, großer König,
Schütze mich! Entreiß' mich ihren Händen!
Aber du, dem ich mich unterwerfe,
Laß des Todes, wie du willst, mich sterben!"

Wie sie solche Worte sprach, benetzte
Sophonisbe mit dem Naß der Thränen
Ihres Siegers Füße. Masinissa,
Nicht der Waffen mehr gedenkend, fühlte

Von den Reizen dieser seltnen Schönheit
Ganz sein Herz entflammt. „O Fürstin,“ sprach er,
„Trockne deine Thränen! Deine Sorgen
Scheuch'! Nur wenig bittest du; doch vieles
Soll zuteil dir werden. Deine Schönheit,
Deine hohe Herkunft und die Größe
Deiner Seele sagen mir: daß wert du
Selbst des Höchsten bist, was zu gewähren
Ich vermag. So sollst du Königin denn
Bleiben und Genossin meines Lagers
Werden, wenn nicht eine ältre Flamme
Sich der Liebe, die ich für dich fühle,
Widersetzt.“

Indes er's sprach, umarmte
Er die tiefgebeugte Fürstin, deren
Antlitz auf die Füße ihres Retters
Hingesenkt war. Thränen selbst vergießend
Hebt er sie vom Boden. Sophonisbe
Drauf: „Gewalt'ger König, hoher Schützer
Meines Vaterlandes, als es würdig
Deines Schirms war nun sein größter Schrecken!
Wenn mein Glück nach diesem jähen Sturze
Wieder sich erheben sollte, wenn mir
Nach so vielem Mißgeschick ein Schimmer
Noch von Hoffnung bliebe: könnten jemals
Wohl ein größres Glück, als solches Helden
Weib zu werden, mir die Götter gönnen?
Aber da verfolgt ich bin vom Unglück
Und das Ende meiner Tage nah ist,
Höre auf, o Freund, den tiefgesunknen
Mut in mir von neuem aufzurichten.
Wenn ein Schiff auf solchem wilden Meere
Scheiterte, ist seine Fahrt beendet.
Welch Vertrau'n das Glück verdient, ich weiß es;
Und für dein Geschenk werd' ich dich preisen,

Wenn du mir den Tod verhängst. Geraden
Weges, da die Freiheit mir geraubt ist,
Mag ins Reich der Schatten meine Seele
Eingehn. Eines nur für dich erfleh' ich:
Möge reichlich, so wie du's verdient hast,
Dir der höchste Gott es lohnen, der du
Größres mir, als ich begehrt, verhießest."

Wie sie's sprach, hinweg das Antlitz wendend,
Lockte sie aus Masinissas Augen
Neue Thränen. „Schone meine Schmerzen,
Herrin," rief er, „schone meine Augen,
Daß sie durch die Zähren nicht erblinden.
Deine tiefgebeugte Seele schaut nicht,
Welche hohen Hoffnungen ihr winken.
Glaub', dir werden bessre Tage kommen!
Wenn das Schicksal dem sich widersetzte
Denken mag ich's nicht — als letzte Zuflucht
Bleibt das Sterben dir, das dir versprochen.
Zeugen dessen, was ich dir gelobte,
Sei'n des Firmamentes ew'ge Sterne,
Der Verstorbnen Manen und die Götter."

Tief bewegt war er, daß seine Stimme
Bebte, wie er also sprach. Die Schritte
Lenkt' er dann in den Palast, der leer stand.
Wer ermißt die wogenden Gefühle
In Gemütern, die der Liebe Qualen
Dulden? Ihnen gleich nicht kommen
Der von winterlichem Sturm durchwühlte
Euripus, nicht Scylla, noch Charybdis.
Keine Ruhe findet Platz im Herzen
Eines Liebenden, von Leidenschaften
Wild Bewegten. Seines Lichtes milde
Strahlen hat für ihn der Tag verloren,

Und die Nacht ihr heitres Antlitz; nicht mehr
Hat für ihn das Schiff ein Steuer, keine
Sicherheit beut mehr der Landungshafen;
Klippen drohen ihm von ringsher Schiffbruch.

Masiniſſa war in des Palaſtes
Schlafgemach getreten. Einſam, ſchweigend
Setzt er nieder ſich und, alles ſorglich
Prüfend, ſah er, daß er ſein Verſprechen
Gegen die Geliebte zu erfüllen
Schwer vermöchte. Ihn erſchreckt's zu denken,
Daß des Syphax unglückſel'ge Gattin,
Ob gefangen auch, doch ſtolz wie Scipio
Und von ſtrenger Tugend ſei. Ihm bangte,
Seiner Werbung werde ſie ſich weigern.
Aber ob er auch ein hartes Schickſal
Ihn von fern bedroh'n ſah, mit Gewalt doch
Trieb ſein Los ihn vorwärts. Zweifelnd, ſchwankend
Und in Klagen ſich ergießend blieb er
Einſam eine Stunde. Sophonisbens
Schönes Antlitz ſchwebte vor dem Blick ihm
Bald, dann wieder ihrer holden Stimme
Klang zu hören glaubt' er, bald die Küſſe,
Die auf ſeinen Fuß ſie preßte, fühlt' er,
Bald den ſanften Druck von ihrer Rechten.
Vor dem Geiſt ihm ſtand ihr weicher Buſen,
Wie ihn Seufzer ſchwellten, und entzündet
Wurde ſein Gemüt von Wonneflammen. —
Aber wenn, indes er alſo dachte,
Plötzlich des geliebten Feldherrn Antlitz
Ihm erſchien, entſchwand die flücht'ge Hoffnung,
Und die Glut erloſch in ſeinem Herzen:
Alſo, wenn in ſiedend Waſſer plötzlich
Eis geworfen wird, verſtummt der Welle
Brodelndes Geziſch und bleibt auf kurze
Dauer regungslos, ſodann von neuem

Doppelt heftig hebt es an zu kochen.
Kurz besänftigt wird in Masinissas
Brust das Ungestüm; doch wiederum dann
Durch dieselben Triebe aufgestachelt,
Schlägt empor die Leidenschaft noch mächt'ger
Und verliert die Zügel der Besinnung.
Von der Liebe Schmerzen überwältigt,
Nicht zurück sich hielt er. Was ihm herrlich
Vor den Augen stand der Reiz der Schönheit —
Und die Wonnen des Genusses wurden
Dem entfernten Scipio vorgezogen,
Ob er jenem auch als Oberfeldherrn
Zu gehorchen hatte. Plötzlich rafft er
Zum Entschluß sich auf, und redet also
Zu sich selber:
„Was noch zögern? Bietet
Sich durch Hymen doch ein Ehbund dir,
Wie du keinen herrlichern dir wünschen
Könntest, und beglückte Tage siehst du
Vor dir liegen. Welche Leiden hast du
Nicht ertragen! — Flüchtig, ein Verbannter
Und beraubt des Reiches meiner Väter,
Jahrelang zu Land, zu Meere mußt' ich
Unter tausendfältigen Gefahren
Irren, bald die Völker, bald die Kön'ge
Anfleh'nd. Nun, vielleicht wird mir der Ruhe
Stunde kommen. O wenn man sie zählte,
Meines kurzen Lebens Unglücksfälle
Alle, finden würde man, daß keiner
So viel Zeit gelebt wie ich. Doch endlich
Gibt das Glück mein Königreich mir,
Daß ich lange dessen mich erfreue.
Reiche Gabe beut es mir. In Ketten
Liegt mein Feind, und über Tod und Leben
Dessen bin ich Richter, welcher alles
Mir geraubt, was teuer mir auf Erden.

Jetzt auf einmal wird mir das Entrissne
Wiederum zuteil. Der ungerechte
Kronenräuber gibt, wenn auch mit Seufzen,
Mir mein Königreich zurück. Der Weiber
Schönstes, Göttinnen an Reiz vergleichbar,
Kommt, nachdem durchs Kriegsrecht ihres ersten
Gatten sie beraubt ist, mir entgegen,
Voll Begier, als Weib sich mir zu einen,
Wenn es ihr vergönnt wird. Eingeschüchtert
Ist sie vom Gefühl des Loses, das sie
Traf. Im Stillen wünscht sie, was sie offen
Auszuschlagen schien. — In ihrem Schmerze,
O, wie schön ist sie! In ihren Thränen,
Welche Reize zeigt sie! Welche Hoheit
Ist in ihrem Wesen! Wie erst würde
Auf dem Thron in Würde und in Anmut
Sie erscheinen, da sie schon als Fleh'nde
Solchen Adel, und schon als Gefangne
Solche Majestät entfaltet! Läßt sich
Für zwei Liebende ein süßres Leben
Denken, als wenn wir vereint? Uns beide
Wird nur Ein Gedanke einen, Ruhe
Werden wir und Mühsal miteinander
Teilen. O, zu fürchten, Sophonisbe,
Brauchst du nicht, daß dir der gute Scipio
Wegen deiner jugendlichen Liebe
Zürne; wird gewahr er deiner Thränen,
So verzeiht er sicher deine Liebe,
Und erkennt in ihr ein heil'ges Bündnis."

Seine Freunde ruft dann Masinissa,
Und enthüllt vor ihnen seine Absicht.
Er gebietet, daß man alles eilends
Vorbereite. Ohne Prunk geordnet
Wird das Fest. Rings in den Bogengängen
Waltet Stille, nicht empor zum Himmel

Hallt die Erzdrommete, nicht die Rufe
Des Gefolges hört man, nicht Gedränge
Herrscht im Schlosse, nicht von tausend Lichtern
Glänzt die Halle, — eine einz'ge Facket
Leuchtet bei der beiden Liebesfeier.

Wiederbringt der schöne Stern des Abends,
In das Meer des Atlas niedertauchend,
Die ersehnte Nacht. In sel'gen Träumen
Künft'gen Glückes wiegt sich Masinissa.
Doch in Sophonisbe haben alle
Küsse ihres neuen Gatten, haben
Seine Schwüre, daß ihr altes Reich er
Ihr bewahren wolle, die Besorgnis
Aus der Seele nicht verbannen können.
Schreckensvoll vor ihren Augen sieht sie
Stets das Grab, und Gutes nicht verkündet
Ihr der Traum. Des ersten Gatten Stimme
Hört sie drohend stets, weil einem zweiten
Sie sich anvermählt, und schrickt zusammen.

In den Nachbarstädten wird die Kunde
Bald verbreitet, daß mit der Besiegten
Sich vermählt der Sieger hat. Im Volke
Ward gerügt als Ehebruch dies Bündnis,
Weil der erste Gatte noch am Leben,
Weil der Sieger an demselben Tage
Die Gefangene gesehn, in Liebe
Für sie aufgeflammt und sie geehelicht;
Also übel ausgelegt ward alles.
Diese Nachricht war, von gift'gen Zungen
Rings gezischelt, zu den Ohren Scipios
Schon gedrungen. Und der edle Feldherr
Fühlte Gram darüber, daß sein Freund sich
So mit Schuld befleckt. Fluchwürdig schien ihm
Diese Liebe; tausend Vorwurfspfeile

Gegen den Entfernten in Bereitschaft
Hielt er schon. So waffnet sich ein Vater,
Wenn er zürnt, mit Blitzen seines Grimmes,
Um sie auf den Sohn, sobald vor Augen
Er ihm tritt, zu schleudern; aber bald dann
Läßt er sich durch ein geliebtes Antlitz
Und durch Schmeichelworte leicht besänft'gen.

Eine zweite Kunde folgt der ersten,
Und erfüllt das immer wankelmüt'ge
Volk mit Freude. Kettenwucht-belastet,
Sagt man, lange Syphax an im Lager.
Voll Begierde, ihn zu sehen, werfen
Alle Krieger eilends fort die Waffen,
Und das ganze Heer eilt ihm entgegen.
Das Willkommen bieten wollten alle
Diesem mächt'gen König, welcher ehmals
Der Karthager und der Römer Feldherrn
Demutsvoll vor sich in seinem Schlosse
Auf den Knien gesehen, um sich Frieden
Und Verzeihung zu erbitten, welchem
Schmeichelreden beide viel geboten,
Dem aus Furcht der Erde größter König
Masinissa einstens seines Reiches
Herrschaft abgetreten, und den plötzlich
Nun das wechselvolle Schicksal wieder
So gestürzt von seiner Schwindelhöhe.
Kaum, entsetzt von solchem jähen Falle,
Schenkten manche Glauben dem Geschehnen.
Wenn man den Olympus so, den Athos,
Umgestürzt die Gipfel, in des Aegeus
Meerflut sinken, wenn des Eryx Scheitel
Und den deinen, mächt'ger Apenninus,
Ins Tyrrhenermeer man tauchen sähe —
Eines Traumes Truggebild zu schauen
Wähnen würde man.

Der König Syphax
Ward inmitten großen Volksgedränges
Zu des Feldherrn Zelte so geleitet.
O! Durch wieviel Trug vernichtest, Schicksal,
Alles du, was sterblich, und wie neidisch
Suchst du alles Hohe zu verderben.
Kurz nur dauern und zusammenstürzen —
Solches Los ist allen großen Reichen
Vorbehalten. Der gewalt'ge König,
Hingestreckt dort liegt er wie ein Sklave,
Dem zum Kaufe, der am meisten bietet,
Feilgeboten. Fest in Erz geschmiedet
Und umringt von tausend Feinden wird er
Hergeschleppt. Gerührt wird Scipios Seele,
Wie er denkt, daß mit dem Gastfreund alte,
Nun zerrissne Bande ihn vereinigt,
Wie er wiederschaut die Züge dessen,
Dem durch Neigung ehmals er verbunden,
Dessen Hand er oft gedrückt, an dessen
Reicher Tafel oftmals er gesessen.
Und das Vormals mit dem Heut vergleichend,
Sprach er so zu ihm: „Woher denn kommt dir,
Eitler Syphax, solch Vermessen? War's dir
Nicht genug, daß die versprochne Hilfe
Du uns weigertest? Den Krieg erklären
Gar uns mußtest du?" — Bei diesen Worten
Starr blieb Syphax, keine Wandlung zeigte
Sich in seinen Zügen. Endlich sprach er
Voll von tiefer Trauer: „Großgesinnter
Feldherr, hohe Zierde des Jahrhunderts,
Unter allen Schlägen des Geschickes
Traf mich der am schwersten, daß ich sterbend
Nicht die blut'gen Glieder auf dem Schlachtfeld
Zwischen Haufen hingestreuter Waffen
Und getürmter Leichen lassen durfte.

Ja, die schwerste Strafe, die verhängt mir
Wurde, war, daß ich bis an des Krieges
Ende leben mußte. Wenn den Vorwurf
Du mir machst, daß treulos ich gehandelt,
Offen red' ich jetzt. Aus eignem Antrieb
Geb' ich zu: verdient der Züchtigungen
Schwerste hab' ich, der ich fort mich reißen
Ließ von niedrer Leidenschaft, mit Füßen
Religion, Gerechtigkeit und Ehre,
Jede Pflicht zu treten, die Verträge
Zu zerbrechen und die hohen Götter
Selbst zu kränken, welche meines Treubruchs
Zeugen waren. Aber unbekannt ist
Dir vielleicht, was also ins Verderben
Mich gestürzt. Die ganze Wahrheit sagen
Will ich jetzt dir: mein Verbrechen mindern
Kann sie nicht, vielleicht nur meine Schande
Wird sie mehren.

„Seit dem Tag, erfahr' es,
Als ein fremdes Weib zu mir geführt ward —
Unter unheildroh'nden Zeichen war es —
Sank das Diadem von meiner Stirne,
Aus der Hand das Scepter, meine Ehre
Und mein Ruhm war hin, ich selbst verloren.
Von verräterischer Feuersbrunst ward
Mein Palast verzehrt. Dies Weib warf zündend
Eine Fackel in mein Herz, und ihren
Thränen, ihren Schmeichelei'n gelang es,
So mich zu bethören, daß des Gastfreunds,
Des geheiligten, ich nicht mehr dachte.
Meines Rufes selber, ja der Götter
Selbst vergaß. Kurz: sie war es — sie nur,
Welche ihrem unglückselgen Gatten
Waffen reichte, auf das Haupt den Helm ihm
Setzte, in die Hand das Schwert ihm legte

Und ihn dann, den Zitternden, mit Zagen
Auf des Krieges Wechselfälle Schau'nden
Zwang, mit dir zu kämpfen, ob's der Götter
Willen auch entgegen war. So glaub' mir,
Als die Schlachtreih'n wir in Ordnung stellten
Und der Kampf entbrannte: meines Irrtums
Ende war es. Daß ich der Umarmung
Einer üpp'gen Schönheit mich ergeben,
War der Anfang meines jähen Sturzes.
O du königliches Weib — wohl nennen
Muß ich so dich, denn mit vielen Kön'gen
Nacheinander wirst du dich vermählen —
Zu den Göttern fleh' ich: daß mit gleichem
Feuer du die anderen Penaten
Auch verbrennst; und wenn mich meine Ahnung
Nicht betrügt, so wirst du's. Diese Tröstung
Wird mich in die Unterwelt geleiten."

Schweigend, als er so gesprochen, senkt' er
Bodenwärts die trauervollen Blicke.
Zornglut flammte in der Brust des Scipio;
Und voll Abscheu vor des frühern Freundes
Frevel gab den Kriegern er Befehle,
Daß in Kerkerhaft sie Syphax brächten.

Da durchs ganze Lager hin verbreitet
Das Gerücht sich, Masinissa gleichwie
Lälius nahten an der Spitze ihrer
Sieggekrönten Scharen. Freundlich nimmt sie
Bei der Ankunft Scipio auf. Nachdem er
Sie belobt und reichlich mit Geschenken
Ueberhäuft, zur Seite nimmt den König
Er, gebeut ihm, daß er neben ihn sich
Setze und spricht, ohne daß es jemand
Hört, zu ihm: „Wohl zwingend muß der Grund sein,
Masinissa, der dich hergetrieben,

Deinen Gruß dem Scipio zu entbieten,
Und, dich trennend von den frühern Freunden,
Dein Geschick in seine Hand zu legen.
Weit entfernt ist Afrika von Latium
Durch das ungeheure Meeresbecken,
Und durch die Verschiedenheit der Sitten
Sind gleichweit getrennt wir voneinander.
Zwingend also war der Grund, aus dem du
Einst inmitten solches Kriegsgetümmels
Eingeschifft dich, denk' ich. Wahrlich, nichts kann
Mich mit höherm Stolz erfüllen, als daß
Ich den Lockungen der Wollust trotze.
Nicht des Aetna lohe Flammenwirbel,
Nicht das Brausen von Euböas Meere,
Dessen Wellen aus des Abgrunds Tiefe
Sich wie Berge türmen, sind gefährlich
Uns, wie diese Freuden, diese Lüste,
Die herein auf uns gleich Bienenschwärmen
Dringen. Diese Geißel ist für alle
Der Ruin der Jugend; unserm Alter
Wird zumeist verderblich sie. Des Aetna
Donner schweigt bisweilen und des Meeres
Wellen ruhen. Wenn der Feind uns angreift,
Können feste Mauern uns beschützen.
Doch die Wollust stiftet unaufhörlich
Unheil. Nie von deinen Wällen kannst du
Fern sie halten; in das Herz der Feste
Wird sie ein durch alle Wälle dringen,
Und der Wachsamkeit der Hunde spottend,
Bricht sie Bahn sich durch die eh'rnen Thore
In der Großen prächtige Paläste.

„Wenn die Tugend über dich so große
Macht besessen hat, daß deine Tempel,
Deine Laren und dein Königreich du
Ließest, und nach eignem freien Willen

Uns dich unterwarfst, den Herrschertitel
Von dir legend — wohl, so thue dar mir
Welcher große Mann du bist, indem du
Jene Tugend der Enthaltsamkeit mir
Zeigest, deren ich mich selbst befleiße.
Groß wohl ist der Ruhm, daß du den großen
Syphax überwunden; doch ein größrer,
Glaub' mir, ist es, ob des eignen Herzens
Mächt'gem Drange triumphirt zu haben.
Einen treuen Fördrer deiner Tugend
Hast du stets in mir, und deine Thaten,
Deine Worte rühmend gern bericht' ich.
Ueberleg's bei dir; und das Gewissen
Mag das Rot der Scham dir in das Antlitz
Treiben, eh' du Antwort mir erteilest.
Deiner Waffen Macht in diesem Kriege
Haben wir erkannt; allein verzeih' mir,
Ich war Ordner dieser Schlacht und Leiter,
Und durch mich auch ward der Sieg erstritten.
Uns, samt seinem Reich und seinen Gütern,
Drum gehört der König, wirst du wissen.
Gib drum zu, daß ich nach Rom den Syphax
Mit der unglückselgen Gattin sende,
Die durch ihre Bitten diesem Kriege
Nahrung gab, und die, Gemahlin eines
Unsrer schlimmsten Feinde, dem Triumphe
Seinen größten Glanz verleih'n wird. Bänd'ge
Denn dein Herz, bezwing' dich selbst. Beflecke
Nicht durch Ein Verbrechen so viel Thaten
Hohen Ruhmes! Sieh, wie alle Früchte,
Die dir solcher Frevel tragen könnte,
Nichts sind, und wie viele Reue einst du
Ueber solche nicht erlaubte Liebe
Fühlen müßtest. Denk', was einem König
Ziemt, und wie die Wollust Schmach begleitet."

Scipio schwieg. Seit lange von den Wangen
Masinissas floß ein Strom von Thränen.
So löst, wenn der weiße Schnee die Dächer
Ueberdeckt, und nun der laue Windhauch
Her von Süden säuselt, plötzlich schmelzend
Sich der Frost, und schwere Tropfen fallen
Durch die Luft. Kurz gibt der König Antwort:
„Meine erste Pflicht ist, den Geboten
Zu gehorchen, die du gibst. Mein Heil ruht
Ganz in deinen Händen. Du bewältigst
Dieses Herzens ungestüme Regung,
Und besänftigst eines Unglückselgen
Liebesleidenschaft. Allein ich bitte:
Schone meinen Ruf; und wenn mein Wort ich
Brechen soll, sei's unter der Bedingung,
Daß mein teures Weib gerettet werde."

Halb erstickt von seinen Thränen wurden
Diese Worte. In sein Zelt zurück dann
Zog er sich, das Angesicht voll Trauer,
Und die Brust sich mit den Händen schlagend.
Wenn ein Angeklagter der Verdammung
Spruch vernimmt, der ihn zum Tod verurteilt,
Und vor der Vollstreckung die Drommete
Schmettert, also zittert er voll Schrecken,
Leichenblässe überzieht sein Antlitz,
Schon erscheint der Tod vor seinen Augen
Sichtbar; ihm erteilt Befehl der Liktor,
Seinen Hals dem Schlag des Beils zu beugen,
Er erblickt als gegenwärtig alles,
Was erst kommen soll. Fast ohne Leben
Schon erfüllt mit fürchterlichen Bildern
Seinen Geist er und erblickt als Leiche
Selber sich, sein Haupt gefällt. Nicht anders
Fühlt der junge Masinissa, da er
Die geliebte Gattin sich entrissen

Sehn soll, schon den ganzen Schmerz, als hätt' er
Sie verloren! Nach den stummen Klagen
Offen in Verwünschungen entlädt sich
Dann sein Geist. „O," ruft er, „düstrer Faden
Meines Lebens, haben dich die Parzen
Grausam dazu nur geschont, damit ich
Solchen Schmerz erlitte? Wohl! Mit Ehren
Laßt mich sterben, da es so der Feldherr
Will, wofern er nicht vermeint, ich könnte
Atmen noch, nachdem er mir das Leben
Raubte. Ist von Stein das Herz dir, Scipio?
Was hab' ich gemein denn mit den Römern,
Den Barbaren? Und warum verderben
Willst du einen Freund, der eines bessern
Loses wert war? Dich bedünkt mein Leben
Eine Last! Wohl, an genug der Wunden
Blut' ich, um zu sterben! Unter Seufzern
Werd' ich den betrübten Geist verhauchen,
Ob kein Tod auch einem Manne minder
Anstelt. Doch zu tragen nicht vermag ich's!"

Eben an der Hesperiden Ufer
Trieb der Gott der Sonne seine Rosse.
An die Glut vielleicht gedacht' er, welche
Für Thessaliens schöne Jungfrau eben
Ihm das Herz erfüllte. Vor den Augen
Stand ihm sein geweihter Lorbeer Daphne,
Die geraubt ihm worden; er gedachte
An den Schmerz, der drum sein Herz zerwühlte,
An die Küsse, die er auf des Baumes
Stamm gedrückt, aus dem des Lebens Odem
Nach und nach entwich. Erfüllt von Mitleid
Für des Königs Schicksal, das dem seinen
Glich, barg er sein thränenvolles Antlitz
In das Meer und überließ die Zügel
Des Gespanns der Nacht.

Mit unentschlossnem
Sinn wälzt tausend Pläne unterdessen
Scipio. Ob er der Karthager Mauern,
Die vor Angst schon zittern, niederreißen,
Ihre Stadt zerstören solle, fragt er
Sich im Geist; ob er durch Libyens Felder
Im Verwüstungszuge vorwärts dringen,
Oder seinen schon erschöpften Reitern
Ein'ge Zeit der Ruhe gönnen solle,
Und dem Fußvolk gleichfalls Rast gewähren.

Mit Bedacht erwog der weise Feldherr,
Wie er meerhinüber im Triumphe
Das Karthagerheer nach Latium führen
Solle. Sorge macht es ihm vor allem,
Unter wessen Hut er Sophonisbe
Und den Syphax bei der Seefahrt stelle.
Zweifelvoll schwankt so der reiche Kaufherr,
Der, durchs Glück begünstigt, große Schätze
Von der Reise heimbringt, welchem Schiffe
Er sein Gold vertrauen, seine Perlen,
Wen zum Wächter all der Kostbarkeiten
Er erwählen solle. Scipio hatte
Keinen so vertrauten Freund wie Lälius.
War er selbst ermüdet, zuversichtlich
Ueberließ er ihm die Staatsgeschäfte.
Ihn darum zur Nachtzeit läßt er rufen,
Gibt gemessnen Auftrag ihm, zehn Schiffe
Auszurüsten, sie mit Ruderknechten
Zu versehen und mit dieser Flotte
An des Vaterlandes Strand zu eilen.

Aber anders schwand die Nacht dem armen,
Liebesschmerz-verzehrten Masinissa.
Welche Mittel zu Gebot ihm ständen,
Fragt er sich, von welchem Gott er Hilfe

Sich erflehen sollte, wie die Parzen
Er erweichen könnte, um des Lebens
Faden der Geliebten zu verlängern.
Bald fuhr durch den Geist ihm der Gedanke,
Insgeheim sich mit der teuren Gattin
An Herakles' Säulen einzuschiffen,
Um die sel'gen Inseln zu erreichen.
Bald dann wieder dacht' er, nach Karthago
Aufzubrechen und mit Sophonisbe
Vor die frühern Freunde hinzutreten,
Und in Demut, seufzend, ihr Verzeihen
Zu erbitten. Wieder bald ergriff er
Eine Klinge oder sonst ein Werkzeug,
Das durch einen schnellen Tod sein langes
Leiden kürzen möchte. Nach dem Schwerte
Zuckte krampfhaft seine Hand; die Scham nur
Hielt zurück sie, nicht die Furcht. Besorgnis,
Daß durch einen Frevel, nie zu sühnen,
Er auf ewig seinen Ruf befleckte,
Riß den Griff des Stahls aus seiner Rechten
Und ließ wanken ihn in dem Entschlusse.
Ruhelos auf seinem Lager wälzte
Dann er hin und her sich; denn die Liebe
Tobte fort und fort in seinem Innern,
Und ein wilder Gram zerriß das Herz ihm.
Wie in Flammen lodert er. Den Schlummer
Scheuchen Wut und Angst, und Schmerz und Sorge
Ihm vom Auge. Unter Thränenströmen
Oft in seine Arme die Geliebte
Schlingt er, ob sie fern auch. An sein Lager,
Es umklammernd, oftmals süße Worte
Richtet er. Erkennend, daß kein Zügel
Seinen Schmerz zu bändigen vermöge,
Spricht er vor sich hin und sucht durch Klage
Seinen Gram zu sänft'gen:

„Teures Wesen,

Du, die mehr ich als das Leben liebe,
Sophonisbe, lebe wohl! Nicht wieder
Werd' ich sehn dich, Vielgeliebte — schauen
Nicht dein Angesicht, das himmlisch-schöne,
Und dein Lockenhaar, wie es von goldnem
Reif gehalten dir das Haupt umflutet.
Deine süßen Worte nicht mehr hören
Werd' ich, die den Himmel und die Götter
Mit Entzücken füllen, ach, und nicht mehr,
Holde, das geheimnisvolle Murmeln
Deines duft'gen Mundes! Einsam werd' ich
Sein, und auf das öde kalte Lager
Meine Glieder strecken. Mag der Himmel
Geben, Teure, daß in einem Grabmal
Selig mit dir ruhend jene Tage,
Die hier oben mir das herbe Schicksal
Weigert, ich in Frieden dort verbringe!
Besser wird mein Schicksal sein im Grabe.
Wenn, vermengt vom Tode, unsre beiden
Herzen nur ein Aschenhaufe wären,
Unvermögend wäre dann zur Trennung
Unsrer Liebe Scipio. Ach, Geliebte,
Daß ein Schatten doch wir in des Hades
Tiefe wären! Dort vereinigt würden
Wir auf myrtenübergrünten Auen
Wandeln, und kein Scipio könnt' uns trennen.
Mich beneiden würden des Olympus
Götter, mich die Manen und der finstre
Erebus, und nicht zerreißen könnte
Mehr der Römerfeldherr diese zarten
Bande, welche mich mit dir vereinen.
Mag den Himmel und des Sternenäthers
Lichtgefilde jener hocherlauchte
Heeresfürst bewohnen! O, daß nimmer
Afrika sein Fuß betreten hätte! —
Aber wehe, welcher Wunsch entrang sich

Eben meinen Lippen! Ich Bethörter!
Wär' in Latium drüben er geblieben,
Nie erblickt ja dann das sonnengleiche
Antlitz meiner Freundin hätt' ich, nimmer
Mich gelabt an ihrer Schönheit, ihrer
Anmut, und ein reizlos ödes Leben
Wäre mein gewesen. Wunderſamer
Widerſpruch! Zugleich genommen hat er
Alles mir, und doch, das Daſein dank' ich
Ihm! — O hätte nur den ew'gen Göttern
Es gefallen, daß nach Rom, o Scipio,
Deine Siegesfahnen unverzüglich
Und zugleich den überwundnen Syphax
Du zurückgetragen hätteſt, und daß
Sophonisbe hier geblieben wäre,
Ohne je von dir geſchaut zu werden!
Doch was hilft's, die tauben Himmelsmächte
Anzurufen? — Nun verlangt der ſtolze
Feldherr die Gefangne. Was beginn' ich?
Soll ich ſie ihm geben? Daß ich's thue,
Drängt er mich! Er bittet; doch ich leſe
Auf dem ſtummen Angeſicht ihm tauſend
Drohungen. Er bittet; doch ich fühle
Unter ſeinen Bitten alle Härten
Des Befehls. Soll ich Gehorſam leiſten?
O, mag eher Zeus, erfaßt von Schauder,
Seine Blitze auf das Haupt mir ſchleudern!
Mag des Abgrunds Tiefe mich verſchlingen,
Daß die gottverhaßten Reſte eines
Gottverhaßten Königs drunten modern! —
So denn, weil es eines Römers Wille
Heiſcht, muß ich der Ehe heil'ge Bande
Brechen? — Abzuleugnen nicht vermag ich,
Daß den Ehbund ich geſchloſſen habe.
Aber ein Gebot, dem ich entziehen
Nicht mich kann, läßt keine Wahl mir. — Was nun

Soll ich thun? Geliebte Sophonisbe,
Sterben wirst du durch den teuren Gatten.
Jupiter heischt grausam solche Opfer.
So nicht als Gefangne an Hesperiens
Ufer wirst hinweggeschleppt du werden,
Nicht den Frauen der Lateiner wirst du
Dienstbar sein, noch mich verklagen können,
Daß ich treulos dich verraten habe,
Oder untreu meinem Wort geworden.
Sterben wirst du! — — Was denn wird das Ende
Unsrer Liebe sein? Ein fürchterlicher
Tod. O habt, ihr Himmelswohner alle,
Mitleid mit mir Armen! Nein, mit Füßen
Will mein Wort ich treten, und ans Ende
Dieses Weltalls wollen wir entfliehen!
Dort das Land der Schlangen in dem Sande
Afrikas wird eine bessre Zuflucht
Für uns sein, als diese unsre Heimat.
Denn dorthin kommt Scipio nicht; voll Scheu wird
Selbst das giftigste Gewürm nicht wagen,
Solche schönen Füße zu verletzen,
Und beim Anblick Sophonisbes werden
Mich die grimmen Tiere auch verschonen.
Ja, geliebtes Weib! ich bin entschlossen,
Zu entfliehen, und dem droh'nden Tod dich
Zu entreißen. Gern mit dir ertragen
Will Verbannung ich und Not und Armut.

„Doch wenn ich das Herz der Frauen kenne,
Wirst du meinem Ruf nicht Folge leisten,
Da auf königlichem Sitz zu thronen
Du gewohnt bist. Und wenn mir zu folgen
Selbst geneigt du wärst — doch dich zu retten
Nicht vermöcht' ich — durch die Allmacht Roms ist
Jeder Pfad versperrt, und Scipio kennen
Alle bis ans fernste Weltenende.

Jetzt versteh' ich jene Schreckensträume,
Die mich ehmals in der nächt'gen Stille
Auf vom Lager scheuchten, und die früher
Ich nicht faßte. Warst du, Sophonisbe,
Nicht die strahlend-weiße Hindin, welche
Ihrem toten Hirsch entrissen worden
Und die dann ein ungerechter Hirte
Ihrem neuen Hüter raubte? Damals,
Als ich dich in dieser Form erschaute
Wohlgefallen fand ich bei dem Anblick.
Doch — entfernt von mir, ihr ew'gen Götter,
Jede unheilvolle Vorbedeutung —
Zittern muß vor dem ich, was mir jener
Hindin Tod verkündet. Denn zusammen
Grauenvoll stimmt alles, was seitdem sich
Mir gezeigt hat, und getäuscht nicht ward ich
Durch den Traum. Was bleibt zu thun denn? Sterben
Mußt du, sterben — ja! Kein andrer Ausweg
Steht mehr offen, unglückselge Gattin,
Und durch mich wird dich der Tod ereilen.

„Doch was wird aus meinem Leben werden?
Du, o Jupiter, du, Venus, weißt es,
Die der Sterblichen Geschick von droben
Und ihr Erdenleiden ihr betrachtet!
Ach, von wessen Mund noch werd' ich Worte
Hören, welche der bewegten Seele
Sorgen stillen, und des Schlummers Labsal
Uns bei Nacht aufs Auge niederlocken?
Wer wird mich in seine Arme schließen?
Wer mit süßen Küssen mich erquicken?
Ohne dich ist alles nichts mir! Was denn
Soll ein Hof mir, der von Sklaven wimmelt?
Was ein Bett, bedeckt mit Tyruspurpur?
Und was edelsteingeschmückte Schlösser?
Was liegt mir am Diadem, am Ruhme

Eines weiten Reichs? Von Liebe brenn' ich,
Und die Flamme, ewig lodernd, nagt mir
Am gequälten Herzen. Ach, die ewig
Teuer du mir bist, die teuer noch du
Uebers Grab hinaus mir sein wirst, wie nun
Stirbt auf deinem Angesicht das Lächeln?
Jetzt, da nur ein Augenblick des Lebens
Dir gegönnt wird, ist's dich zu beweinen,
Freundin, süß für mich. O du, der Götter
Ruhm, sowie der Menschen, Sophonisbe,
Du, die dies Jahrhundert als ein Abbild
Von des Himmels Schönheit uns geschenkt hat,
Leih' dein Ohr voll Mitleid meinen Klagen!

„Wie so süß wird mir die Rückerinn'rung
Sein an diese Augen, deren Strahlen
Mit Entzücken selbst den Himmel füllen!
Und ein enger Sarg soll sie umschließen,
Diese schönen Augen, die der Götter
Herz erweichen und der härtsten Menschen
Grausamkeit bezwingen könnten, welche
Mich mir selbst geraubt, und alle Sorgen
Mir beschwichtigt hatten! Diese weiße,
Mit dem Reif von Gold geschmückte Stirne,
Herrlicher als alle Menschenstirnen,
Wird ein kalter Marmorstein bedecken!
Dieses Lächeln, dem selbst eisenstarre
Herzen nicht zu widerstehn vermögen,
Das den Himmel, seine trüben Wolken
Scheuchend, strahlen läßt mit hellem Glanze,
Wird der Tartarus in seiner Höhle
Nun bestatten! — Ach, ich Unglückse'l'ger!
Wie beneid' ich jene Seelen, welche
Plötzlich Sophonisben, wie den Abgrund
Sie erleuchtet, schau'n. Wie glücklich ist nicht,
Wer sich an den Schätzen, die der Tod mir

Unbarmherzig raubt, vermag zu laben!
Und ihr Fuß, so weiß wie Milch, wird eilends
In das schwarze Boot nun steigen müssen,
Und die Flut des Lethe überschiffen!
Dürft' ich, Charon, doch dein Steuer führen!
Lange wird es währen, bis das Ufer
Ich berühre, und des Reiches Steuer
Ist bis dahin mir verhängt, zu lenken.
Du, beneidenswerter Greis, geschaut hast
Wunder du, wie an des Aetna Fuße
Sie geraubt ward. Unsrer Dido Schönheit,
Der Gorgona fürchterliches Antlitz
Sahst du, sahst Laodamia, wie sie
Sich erwürgte, um dem teuren Gatten
Nachzufolgen — Helena, der Troer
Geißel, und des Minos eine Tochter,
Phädra, deren Schwester, Ariadne,
Hoch am Himmel eine Sternenkrone
Auf dem Haupte trägt. Doch glaub', o Greis, mir,
Kein Jahrhundert wird ein Weib erblicken,
Das so blendend schön wie Sophonisbe!
Und der früheren Geschlechter keines
Hat ein Wesen, irgend ihr vergleichbar,
Je hervorgebracht! O glaub' mir, Alter,
Rühren wird dich dieser jugendliche
Anblick, und mit Liebe dich entflammen.
Wenn ich meiner unglückselgen Gattin
Spuren folge, wirst vielleicht du spät mich
Am Gestad des dunklen Stroms empfangen.
Kommen werd' ich; dieser Kerker hier soll
Lang mich fest nicht halten. Wenn mit ihr mich
Zu vereinen man mich hemmt, wenn nochmals
Auf die Welt in dieser Körperhülle
Rückzukehren mir verhängt ist — weh dann
Mir Unselgen! Hab' mit mir Erbarmen,
Greis, und richte mich mit strengem Maß nicht,

Da du von demselben Feuer loderst,
Sei auch meiner jugendlichen Flamme
Günstig! Cerberus, wenn deine Zornwut
Orpheus durch die Töne seiner Leier
Sänft'gen konnte, was wird nicht die Schönheit
Meiner Gattin über dich vermögen,
Wenn du sie erblickst, und vor des Pluto
Throne sie erscheint? Mein Herz klopft bange,
Daß, bestrickt von ihrem Reiz, des finstern
Abgrunds Herr in seinen Arm sie locken
Und Proserpina zurück zur Mutter
Senden werde. — — Das sind eitle Träume,
Welche, Masinissa, dir die Liebe
Einflößt; sinnlos selber dich betrügst du.
Hemme, Unglückselg'er, deine Klagen! —
O geliebte Gattin, meiner Seele
Hälfte, kurze Tröstung meines Lebens,
Meine lange Qual! geraden Weges
Wirst du in Elysiums Thäler gehen,
Und durch deinen Tod nur Seufzer, Thränen
Lassen wirst du mir. Allein dir folgen
Werd' ich; in des Schmerzes Uebermaße
Bleibt nur dieser Trost mir!"
Seine Stimme
Stockte, und der Schlummer senkte
Mählich sich auf ihn; durch seine Glieder
Rinnend, schenkte Labsal er dem Müden.
Aber selbst im Schlummer noch verhauchte
Masinissa Klagen, — auf den Himmel,
Auf das Chaos, das Geschick, die Götter
Und die Menschen seinen Vorwurf schleudernd.

Phöbus tauchte aus des Ostens Meere,
Um dies Liebesleiden zu beenden.
Die Trompeten tönten. Masinissa
Fährt erschreckt empor, läßt seinen Ingrimm

Wieder lodern, und beginnt von neuem
Seine Klagen. Wie er nun das Lager
In Bewegung sieht, vor dem Befehle
Seines Feldherrn bangt er und befürchtet,
Daß im Falle seiner Weig'rung Scipio
Zur Gewalt greift. Zum beklagenswerten
Fürchterlichen Mittel seine Zuflucht
Nimmt er so, das ihm die Liebe einflößt.
Einen Kelch von Golde, dem des Giftes
Glut er anvertrau'n will, einem Diener
Uebergibt er. Als sodann gesehn er,
Wie, zum Rand aufschäumend, in den Becher
Jener Sklav den Tod gegossen, sprach er:
„Geh, und bring' der unglückseel'gen Fürstin
Meine traurigen Geschenke! Nimm so
Von der Seele mir hinweg die Eide,
Die den Göttern ich geschworen! Wissen
Soll die Herrliche, daß nicht vergessen
Mein Versprechen ich. Das zweite hiermit
Lös' ich ein. Ein andres Anerbieten
Hatt' ich, daß Gebieterin des Thrones sie
Und an meiner Seite bleiben könnte.
Meinem Wunsche widerstrebt mit aller
Fülle seiner Macht der Römerfeldherr.
Durch der Götter und des Schicksals Willen
Sind wir ganz in seine Hand gegeben.
Mag denn Sophonisbe sich entscheiden!
Mag sie denken an die hohe Würde,
Die sie einnahm, und von der gesunken
Nun sie ist! Bedenken, welches Los ihr
Aufbehalten ist, wenn man von mir sie
Fortreißt! Ein Entschluß geziemt ihr würdig
Ihres Ruhms und ihres Stammes! Alles,
Was ich thun kann, ist, daß ich ein Werkzeug
Für die Flucht ihr und die Freiheit schaffe."

So, hinweg die thränenvollen Augen
Wendend, spricht er. Eilends geht der Bote,
Klopft ans Thor der Königin und bringt ihr
Das unselige Geschenk. Herbeieilt
Eine Alte, ganz gehüllt in Lumpen.
Ihrer Herrin gibt sie von dem Becher,
Den der Bote in der Hand trägt, Kunde.
Staunend und erschreckt steht Sophonisbe.
Aber ihr Entsetzen bald besiegend
Spricht sie, als ob plötzlich ein Gedanke
Sie durchzucke: „Laß ihn ein!“ Der Diener,
Auf die Erde starrend, gibt vom Auftrag
Zitternd ihr Bericht. Ihn unterbrechend
Aber spricht sie:
„Nicht unwillig nehm' ich,
Was du bringst; die königliche Gabe
Reich' sie her! Denn er, der mich so zärtlich
Liebt — er hätte Bessres mir zu senden
Nicht vermocht. Wohl leichter sterben würd' ich,
Hätt' ich mich im Augenblick des Todes
Thöricht nicht vermählt. Zu Zeugen ruf' ich
Alle Götter, die in meiner Seele
Lesen wie in einem offnen Buche:
So gehandelt hat an mir mein Gatte,
Daß ich's einzig preisen kann. Doch werd' ich,
Wenn ich abgestreift der Erde Fesseln,
Schneller zu des Himmels Höh'n gelangen.
Bring' ihm diese meine letzten Worte,
Und sei Zeuge, Guter, meines Todes!
Und ihr, Himmelswohner, die der Erde
Regionen und des Meeres Tiefen,
Und des Styx schwarzflutende Gewässer
Ihr beherrscht, zu denen vor der Zeit ich
Niedersteige, leihet meinen Klagen
Günstiges Gehör! Mag Meer und Himmel,
Mag der Erde Abgrund mich vernehmen!

Sterben werd' ich; aber meines Todes
Grund schafft größern Schmerz mir, als das Sterben.
Unser Liebesbund — was hat der Römer
Feldherr sein zu achten? Welche Frevel
Uebt dies Volk! Wie? ist es denn genug nicht,
Daß es seinen Feinden ihre Reiche
Raubt, die von den Vätern sie ererbten?
Müssen auch den Seelen ihre Freiheit
Sie entreißen? Müssen Ehebande,
Gültig abgeschlossen, sie vernichten,
Weil der Sieg dem Heeresführer zufiel?
Mag an seines Lebens Ende Scipio
Den mit Bitterkeit zum Rand gefüllten
Becher leeren! Und mag Rom mit Undank
Ihm die glänzenden Trophäen lohnen,
Die er ihm erkämpft! Vereinsamt mög' er
Und verbannt, fern seinem Vaterlande,
Seinen Freunden, trauervoll sein Leben
In verödeten Gefilden enden!
Mag die Kränkung, die ein teurer Bruder
Auf ihn lädt, an seinem Herzen nagen!
Mag voll Schmerz er sehn, wie auf die Seinen
Ungerechtigkeit man häuft! Und möge
Ihm ein Sohn, der nicht des Vaters würdig
Ist, den Gram der letzten Jahre mehren!
Scipio, ja! in einem niedern Grabe
Bette sterbend dich, dir selber grollend,
Und dem Vaterlande! In die Felsen
Grabe sterbend deines Herzens Klagen,
Die von Mund zu Mund in schwermutsvollen
Lauten wandern. Du auch, teurer Gatte,
Wenn mit ihm in Zukunft du ein Bündnis
Eingehst: immer soll dir deiner Nachbarn
Angriff drohen! Sieh von frühem Tode
Deine Kinder hingerafft und, einen
Nach dem andern, von der Würger Händen

Deine Enkel sterben! Mag ein Bauer,
Ein blutgieriger, aus diesem Volke
Wüt'gen Kampfs die Deinigen bekriegen,
Mag in Fesseln er an seinem Wagen
Durch die Stadt hin die Gefangnen schleifen,
Und wenn du den Grimmen unterlegen,
Roms Triumph durch dich verherrlicht werden!"

Also spricht sie. Um sie her mit Schluchzen
Und bethränten Blicken schauten alle
Ihr unsel'ges Ende. Sophonisbe,
In der Hand den Becher und zum Himmel
Ihre Blicke hebend, rief: „O Sonne,
Mutter der Natur, und ihr, der Erde
Wohner alle, lebet wohl! Leb' wohl auch,
Masinissa, und gedenke meiner!"
Dann entschlossnen Muts leert sie den Becher
Voll des Todesgifts, als hätte dürstend
Sie nach einem kühlen Trank Verlangen
Und ihr stolzer Geist vereint sich drunten
Mit den Schatten an des Styx Gestaden.

Nie genaht hat sich dem düstern Strome
Noch ein Schatten, den ein größrer Rundkreis
Von Bewunderern umgeben hätte,
Seit in Tartarus und Erd' und Himmel
Von den Göttern diese Welt geteilt ward.
Eine Schar Karthagerinnen starren
Blicks umstand sie, und die Eumeniden
Mit den Schlangenhaaren schauten sprachlos
Auf sie hin. Aus ihren Augen strahlte
Königliches Ansehn, ihre Blässe
Flößte Ehrfurcht ein, und stolz erstrahlte
Noch die Majestät auf ihren Zügen.
Doch Unwille auf die Götter las man
Ihr im Angesichte und Erbitt'rung
Auf den Tod, der sie hinweggerissen.

Als sie mit dem Zug der andern Schatten
Vor des Minos Tribunal gelangt war,
Sprach der Höllenrichter seines Hauptes
Greise Locken schüttelnd: „Ihre Tage
Hat sie selbst gekürzt. Im zweiten Kerker
Soll sie büßen, wo die schuld'gen Seelen
Wohnen, welche nicht des eignen Lebens
Schonten!“ Rhadamanth mit strengem Spruche
Stimmte diesem Urteil zu. Schon hatte
Grausam seine Hand an Sophonisbe
Angelegt der Liktor, als die Stimme
Aeakus erhob, der Herrschgewalt'ge.
In des Tartarus von dumpfem Lärmen
Sonst durchrauschten Reiche ward es stille,
Und jenseits des styg'schen Sumpfes hörte
Man den Aeakus noch, wie er sagte:
„Liebe hat sie in den Tod getrieben;
Eine höh're Macht war's, die dem Leben
Sie entriß. Der dritte Kerker ist es,
Welcher ihr gebührt. Dorthin denn mag sie
Gehen! Nicht soll unverdiente Kränkung
Sie von uns erfahren. Viele Leiden
Trug sie auf der Erde, und von dannen führte
Sie ein herber Tod.“
Einhellig stimmten
Ihm die Schatten und des finstern Reiches
Blasse Richter zu. — Sobald ein Urteil
Einen Angeklagten zu des Stranges
Oder Feuers Strafe, die Entehrung
Mit sich führt, verdammt hat, zittert bange
Seine Seele, wenn noch Sinnesadel
In ihr wohnt, weil sie die Schande fürchtet.
Doch wenn eine Todesart, die Edlen
Keinen Schimpf bringt, dann für ihn bestimmt wird,
Plötzlich wandelt sich sein Antlitz, heitrer
Werden seine Züge, und die Thräne,

Welche seinem Blick entquillt, verkündet
Seines Herzens Freude. So verklärten
Blicks und schöner wiederum geworden,
Weil der Zorn in ihr gelegt sich,
Ging die Königin gemessnen Schrittes,
Um den Platz zu schau'n, den sie ersehnte.
Viele jugendliche Schatten sieht sie
Rings, die ihr vergangnes Leben traumgleich
Ihrem Geiste neu vorüberführen.

Unfern vom Gestad des Lethe, da wo
Es die Angelangten aus den Schiffen
Aufnimmt und in düstre Felsenhöhlen
Sie verteilt, erstreckt sich eine Ebne,
Die von schwarzen Hügeln rings umschlossen.
Ew'ges Schweigen herrscht dort im Gefilde
Und ein alter Hain von Myrten bietet
Schatt'gen Aufenthalt. Nicht Pferde wiehern
Hört man dort, nicht eines Arbeitswerkzeugs
Lärm, kein Hundebellen, keines Stieres
Brüllen. Sorgen, Thränen, bange Seufzer,
Selbstverachtung, Leichenblässe, Frevel,
Zornwut, Schamerröten, Meineid, Lügen
Wohnen dort, und selten eine Wahrheit
Zwischen ihnen. Kaum daß Sophonisbe
Eine finstre Schlucht durchschritten hatte
Und in das Gefängnis trat, so sah sie
Iphis, der den Hals mit einem Knoten
Sich umstrickt, und Byblis, der von Weinen
Fast erstickt ist; weiterhin dann Myrrha,
Die mit Blättern sich das schamerglühte
Antlitz deckt. Der Räuber des Avernus,
Orpheus, müht umsonst sich, Eurydice
Neu zurückzuführen. An der Grenze
Eines Waldes schritt Achill, der mächt'ge,
Auf den bleichen Rasen seines Fußes

Tritte drückend. Gegenüber hastig,
Aber stumm, von dannen eilte Paris
Gleich als ob er seines Gegners Waffen
Fürchtete. Von hinten unter Thränen
Rief ihn an die trauernde Oenone;
Doch er wandte sich zur andern Seite.
Helena, durch die so vieles Unheil
Ueber Troja kam, und Turnus, trauernd
Ob der Gattin Tode, irrten ruhlos
Durchs Gefild. Inmitten eines Thales
Ward gewahr man eines Liebespaares,
Das sich mit den Armen hielt umschlungen.
„O glückseel'ge Thisbe," sagte seufzend
Sophonisbe, „dem Avernus, seh' ich,
Hat's gefallen, deine zarte Liebe
Zu bewahren: auch dort unten lebt sie
Weiter, unbeneidet von den Schatten.
Keine Gattin, vom Gemahl verlassen,
Hat in ihrer Brust an dem Gedächtnis
Ihres Teuren inn'ger festgehalten,
Als ich's that. Allein umsonst! Inmitten
Der Heroen wird ein andrer Platz ihm
In verschiednem Kreise angewiesen!"

Ein sizilianischer Sänger.

Während in Spanien die Erinnerung der langjährigen Herrschaft der Araber immer lebendig geblieben ist, und auch nach der Verbannung der Mauren, als die Inquisition den Besitz eines arabischen Buches mit dem Tode auf dem Scheiterhaufen bedrohte, die Romanzen von den Bürgerkämpfen und der Schlacht am grünen Strome auf den Lippen des Volkes lebten, ist in Sizilien das Gedächtnis an den gleichfalls langen Aufenthalt der Saracenen daselbst geraume Zeit hindurch nahezu erloschen gewesen. Wenn in Andalusien von den umherziehenden Sängern die Romanze von der Einnahme von Alhama gesungen wurde, wiederholte auch noch Jahrhunderte nach diesem Ereignis die Menge den Refrain: „Weh um mein Alhama!“ fast mit demselben Trauergefühl, wie es die Granadiner gethan, wenn König Boabdil wehklagend vom Thor von Elvira bis zu dem von Bivarambla ritt. Seltsamerweise verherrlichten auch die dramatischen Dichter,

selbst größtenteils Geistliche, die Thaten des untergegangenen Volkes, und wenn in ihren Dramen die Kreuzesfahne auf die Zinnen der Alhambra gepflanzt wird, so ist die Schilderung davon oft derart, daß man zweifeln möchte, ob sie nicht eher das besiegte als das siegende Volk der Sympathie ihrer Landsleute ans Herz legen wollen. Die Abencerragen sind, obgleich sie für Koran und Halbmond kämpften, immer Lieblingshelden der Spanier geblieben und leben in ihren Herzen neben Gonzalvo de Cordova und dem Großmeister von Santiago. Weiter zurück als in die Zeit der letzten Könige von Granada reicht jedoch die Erinnerung der spanischen Dichter nicht. Man möchte sagen, auch nicht die der Geschichtschreiber. Beide wissen nichts von der großen Periode ihres Landes unter der Herrschaft der Omajaden, als Andalusien das mächtigste und glänzendste Reich des Abendlandes war, nichts von dem großen Abdurrhaman und dem Flor der Wissenschaften und Künste unter ihm. In unserm Jahrhundert ist die Erinnerung hieran allmählich wieder lebendig geworden, und strahlt mit den Berichten der arabischen Geschichtschreiber in märchenhaftem Glanze zu uns herüber. Die Trümmer der omajadischen Prachtbauten liegen zerbröckelt unter den Erdschichten, welche die Jahrhunderte gehäuft, nur die große Moschee von Cordova ragt einsam über eine ganze versunkene Welt empor.

Indessen neben andern Erinnerungen an die Herrschaft der Nasriden sich auch Erwähnungen und Be-

schreibungen der Alhambra von der Zeit Ferdinands und Isabellas an durch die folgenden Jahrhunderte erhalten haben, verlor sich in Sizilien das Andenken an die Saracenen fast vollständig; das Reich derselben war allerdings minder glänzend gewesen, hatte auch eine kürzere Dauer gehabt. Aber wenn man die Zeit der Normannen und Friedrichs II. von Hohenstaufen hinzurechnet, während welcher zwei Dritteile der Bevölkerung aus Arabern bestanden, so ergibt sich doch ein halbes Jahrtausend, in welchem das Arabische auf der Insel geredet und geschrieben wurde, und arabische Architekten ihre Kunst dort übten. Uns sind noch einige wissenschaftliche und poetische Werke aus der Zeit der Aghlabiden, architektonische nur aus der Zeit der Normannen erhalten, da die früheren, bis auf ganz geringe Reste, untergegangen sind. Allein seit dem Tode Friedrichs II., des großen Gönners der Mohammedaner, der sich mit einer aus ihnen gebildeten Leibwache umgab und zu Luceria in Apulien einen ganzen Landstrich mit ihnen bevölkerte, finden sich meines Wissens nur sporadisch und mit langen Pausen Erwähnungen davon, daß einst ein orientalisches Volk auf der Insel gewohnt. Die wichtigsten stehen in Leo Albertis „Geographie" und Fazellos „Geschichte und Beschreibung Siziliens", beide aus dem 16. Jahrhundert. Hier geschieht der beiden Schlösser Ziza und Cuba bei Palermo Erwähnung und sie werden in ihrem damaligen Zustande geschildert, als ihr Verfall noch nicht so weit vorgeschritten war wie jetzt. Gegen Ende

des vorigen Jahrhunderts aber begegnen wir einem solchen Stillschweigen, als ob sie vom Erdboden verschwunden gewesen wären. Der berühmteste Reisende, der Palermo zu jener Zeit besuchte, Goethe, gedenkt ihrer mit keiner Silbe, während er den Fratzengestalten in der Villa Pallagonia große Aufmerksamkeit zuwendet, ebensowenig wie Stolberg in seiner vortrefflichen, sich ausführlich über Sizilien verbreitenden Reisebeschreibung davon spricht. Es scheint, daß die Ueberreste arabischer Baukunst ebenso wie die Tempel von Pästum, deren Existenz erst vor einem Jahrhundert von englischen Reisenden ihren Landsleuten verkündet worden, erst wieder entdeckt werden mußten. Jetzt bieten sie den Besuchern Palermos einen der Hauptanziehungspunkte dieser herrlichen Stadt. Daß sie nicht von den Arabern, sondern unter der Normannenherrschaft, und zwar auf deren Befehl von saracenischen Werkmeistern erbaut worden sind, steht durch die Untersuchungen Amaris, des trefflichen Geschichtschreibers seiner heimatlichen Insel, fest.

Die Hinterlassenschaft litterarischer Werke von sizilianischen Arabern ist keine große. Aus dem Diwan des Ibn Hamdis, der seiner Zeit als größter Dichter Siziliens galt, sind in meinem Buche über die spanischen Araber Proben enthalten, und ebenso habe ich Gedichte einiger andrer sizilianischer Sänger mitgeteilt. Meines Bedünkens sind dieselben von besonderer Schönheit; sie haben auch bei den Wenigen, die sich in Deutschland noch für dergleichen interessiren, entschiedenen Beifall ge-

fanden. Aber ich trug Verlangen nach mehr, und als ich bei meinem letzten Aufenthalt in Palermo das dort erschienene Buch, dessen Titel unten angegeben*), erblickte, ward meine Neugierde nach seinem Inhalt lebhaft erregt. Der Gesang des letzten sizilianisch-arabischen Dichters, und zwar, wie der erste Blick in das Buch zeigte, nicht bloß ein Diwan lyrischer Poesien, sondern dabei ein Faden der Erzählung, welcher sich durch dieselben hinschlingt, wenn auch die lyrischen Partien vorherrschen und ihn oft fast gänzlich verschwinden lassen. Dies ist etwas so Erstaunliches, daß ich in der arabischen Litteratur kaum ein Seitenstück dazu kenne. Das einzige, was man in dieser Hinsicht etwa herbeiziehen könnte, sind die Romane wie Antar, die Heldentöterin Dschundabad u. s. w. Jedoch hier sind nur Verse zwischen die Prosa gemischt, Recitationen des Helden.

Diese im Orient sehr alte Weise, Verse in eine prosaische Erzählung einzulegen (wie sich das auch in dem alten indischen Fabelbuch Hitopadesa findet), ist vielleicht aus Arabien nach Europa gekommen, wo z. B. das altfranzösische Fabliaux Aucassin und Nicolette und die spanische Geschichte der Bürgerkriege von Granada

*) L'ultimo dei trovatori arabi in Sicilia. Versione da antico manoscritto di Giuseppe Bennici. Palermo L. Pedone Lauriel.

größtenteils in Prosa sind, aber vielfach eingelegte Verse enthalten. Daß schon im früheren Mittelalter im christlichen Europa Erzählungen durchgehend in Versen geschrieben wurden, ist bekannt, allein ich habe nie von einer epischen oder erzählenden Dichtung, die in der klassischen arabischen Sprache abgefaßt wäre, gehört, einzig im Vulgärarabischen kommen dergleichen vor. Bei dieser Sachlage war es nun doch noch immer möglich, daß der Gesang des letzten sizilianischen Sängers auf einem arabischen Orginale beruhte. Da sich besonders seit der Normannenzeit so viele Völker auf der Insel gedrängt, so viele verschiedenen Sprachen dort geredet, sicher auch französische und provençalische Lieder gesungen wurden, und der Hof von Palermo unter König Wilhelm und Tankred wie unter dem großen Kaiser die Wiege der italienischen Dichtkunst wurde, blieb die Möglichkeit, daß ein Araber dieser späten Zeit durch das Bekanntwerden mit abendländischen erzählenden Dichtungen darauf verfallen sei, in seiner Sprache auch etwas Aehnliches zu versuchen. Und in dieser Annahme begann ich die Lektüre des „letzten arabischen Sängers auf Sizilien".

In der Vorrede sagt der italienische Herausgeber: Während des Bürgerkrieges, welcher im Anfang der siebziger Jahre so viele Verheerungen in Spanien angerichtet, sei die Stadt *** diejenige gewesen, welche vielleicht vor allen andern gelitten habe.

Sogar die Bibliotheken und Museen seien geplün-

dert worden. Nach Wiederherstellung der Ordnung hätten im Hafen dieser Stad Leute der untersten Volksklassen Münzen und andre Gegenstände an die Schiffskapitäne verkauft. Einem sizilianischen aus Amerika zurückgekehrten Kapitän, der zur Ausbesserung seines Schiffes dort vor Anker gegangen, seien nun sehr wertvolle Bücher und alte Manuskripte angeboten worden. Dieser, wie die meisten Seeleute, honette Mann habe jedoch ein so unerlaubtes Geschäft nicht abschließen wollen. Aber beim Anblick eines Manuskriptes hätte er nicht widerstehen können, da er erkannt, daß es von Sizilien handelte. So sei dieser Gesang des letzten arabischen Troubadours in Sizilien in seine, des Herausgebers, Hände gefallen.

Die Handschrift bestehe aus zwei Teilen, dem an einigen Stellen lückenhaften arabischen Text und aus einer vollständigen spanischen, von dem Direktor der Bibliothek jener Stadt gefertigten Uebersetzung.

Ein Reskript von der eignen Hand des Ministers des öffentlichen Unterrichts des Königs Joseph Buonaparte, datirt vom 20. Juli 1813, gestatte die Veröffentlichung des Werkes. Und die letztere sei auch ernstlich beabsichtigt worden, da zwischen den ungeordneten Blättern des Manuskripts sich einige gedruckte Kapitel fänden. Es scheine jedoch, daß die politischen Stürme die Vollendung des Druckes und die Herausgabe gehindert hätten, da alles, sowohl der arabische Text und die spanische Uebersetzung, wie die Druck-

bogen zusammen in ein staubiges Büchergestell vertramt worden seien.

Dieses Vorwort machte mich stutzig. Gleich im Anfang war es auffallend, daß der Herausgeber den Namen der Hafenstadt nicht nannte, wo das Manuskript gefunden worden; weiter befremdete es mich, daß er nicht Sorge getragen, eine Probe des arabischen Textes mitzuteilen, was ihm doch leicht gewesen wäre, da in verschiedenen italienischen Städten, besonders in Florenz, vortreffliche orientalische Druckereien sind; zum allermindesten aber hätten Kapitel aus der spanischen Uebersetzung mitgeteilt werden müssen — doch ich las weiter, um mich von dem Inhalt des letzten arabischen Troubadours zu unterrichten. Die von vielen Beschreibungen und lyrischen Ergüssen überwucherte und beinahe erstickte Erzählung ist folgende:

Ein edler Mohammedaner aus Luceria (jener in Apulien gelegenen, zahlreichen Saracenen von Friedrich II. angewiesenen Kolonie), Schildknappe des Königs Manfred, begibt sich am Abend vor der Schlacht von Benevent mit drei Söhnen in einen Wald und entdeckt ihnen beim Sternenschein einen reichen Schatz, welchen die mohammedanischen Bewohner von Jato in Sizilien vergruben, als Kaiser Friedrich II. sie auf das neapolitanische Festland verpflanzen wollte. Dann übergibt er auf geheimnisvolle Art den Söhnen drei kleine Schlüssel, an deren Eisenspitze die Lage des vergrabenen Schatzes angegeben ist. Am Morgen nach der Schlacht stirbt der treue

Schildknappe an der Seite Manfreds; der eine seiner Söhne fällt sodann bei Tagliacozzo. Ein andrer von ihnen versucht nach Sizilien zu entfliehen, wo schon die Vesper ausgebrochen ist, fällt jedoch in die Hände Karls von Anjou. Der dritte, Ben-Said-Ibn-Zoffris gelangt sicher nach Sizilien, und durch seine Tapferkeit zum Grade eines Kapitäns der Adalid im Corps der Almogavaren. Als dann Friede eingetreten, wird er von Liebe zu Zuleima, einer schönen Palermitanerin, erfaßt. Da sie seinen Augen entschwunden ist, sucht er sie in den verschiedenen Schlössern der sizilischen Hauptstadt, wo zur Feier der Befreiung von dem französischen Joch große Feste stattfinden. In dem vom Normannenkönig Wilhelm I. erbauten Schlosse Ziza findet er die Schöne wieder, welche er nun in seinen Gesängen verherrlicht. Die Feier Zuleimas geht Hand in Hand mit Beschreibungen der Prachtschlösser El-Kubbet (Cuba), Favarah (Maredolce), El Menani und Dschennet-ul-ardh. In diesen Palästen begegnet er reizenden Mädchen, er feiert deren Schönheit, bis sie von einem Zauberer entführt werden, der auf einem geflügelten Esel reitet. Im Schlosse El-Kubbet wird der Saracene freundlich von König Friedrich von Aragon empfangen, da er im Kampfe seine glänzende Tapferkeit gezeigt hat. Der Troubadour sucht den König zu neuen Kämpfen gegen das Haus Anjou anzufeuern, indem er vor ihm den Heldentod Manfreds im Gesang feiert. Es folgen Kriegslieder, Beschreibungen von Palermo, Schilderung der Vesper u. s. w. Aber der

Sänger gerät in Lebensgefahr, indem Vater und Bruder Zuleimas seiner Liebschaft mit der letzteren entgegenstehen. Die beiden Liebenden sind jedoch entschlossen, allen Gefahren Trotz zu bieten, um ganz einander zu gehören und wollen zu dem Zweck den Schatz von Jato erheben und mit ihm nach Arabien entfliehen. Während er sich in der Grotte inmitten der Reichtümer, die er fortschleppen will, befindet, umzingelt ein Schwarm von Kriegern, die Zuleimas Vater aufgeboten, den Berg, um Ibn Zoffris zu töten. Durch einen glücklichen Zufall werden die mit dem Sänger befreundeten Saracenen von dem gegen letzteren geschmiedeten Plan unterrichtet, indem Zuleima ihnen mittels einer Brieftaube Kunde von der Gefahr gibt, in welcher ihr Geliebter schwebt. Sie langen im Augenblick der höchsten Gefahr an, um ihn zu retten. Aber Zuleima stirbt und Ibn Zoffris bleibt trostlos zurück; auch beim König Friedrich in Ungnade gefallen, lebt er fortan in Einsamkeit, um seine verlorene Geliebte zu betrauern.

Diese summarische Angabe der Begebenheit, welche sich durch nicht endenwollende Schilderungen, Beschreibungen und Gefühlsergüsse hindurchzieht und deren Faden oft schwer herauszufinden ist, wird ebenso, wie deren Behandlung im einzelnen, demjenigen, der wirklich orientalische Gedichte kennt, die Ueberzeugung aufdrängen, daß der letzte arabische Troubadour keine Uebersetzung aus dem Arabischen ist. Fast in jedem Gesang kommen Stellen vor, die unmöglich von einem Mohammedaner,

hätte er auch unter christlicher Herrschaft gelebt und Bekanntschaft mit französischen oder italienischen erzählenden Gedichten gehabt, verfaßt sein können. Dies beweist allein die Stelle, wo wir auf das Schlachtfeld von Tagliacazzo geführt werden und einen langen, übrigens recht schöne Stellen enthaltenden Klagegesang der Mutter des Konradin über den Tod des Sohnes zu hören bekommen. In manchen andern Partien ist die Nachahmung des morgenländischen Stiles recht glücklich. Der Verfasser hat die große Geschichte des arabischen Sizilien von Amari fleißig studirt und sich auch orientalische Gedichte, soweit sie ihm durch Uebersetzungen zugänglich waren, zu nutze gemacht. Er hätte jedoch unsers Bedünkens sein Talent und seine Kenntnisse besser verwenden können, als zu einer derartigen Arbeit. Wenn er dieselbe für eine Uebersetzung aus dem Arabischen ausgegeben hat, so ist dies nicht in humoristischen Versen geschehen, wie Cervantes den Sidi Hamed Ben Engeli als den ursprünglichen Verfasser des Don Quijote angab, sondern er scheint wirklich den Glauben an einen orientalischen Ursprung seiner Arbeit haben hervorrufen zu wollen, und manche, die nicht Orientalisten sind, könnten sich auch dadurch täuschen lassen. Eine solche Arbeit ist übrigens eine Fälschung von ziemlich harmloser Art, verglichen mit andern, die schon geübt worden sind, z. B. derjenigen eines Italieners, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts behauptete, eine arabische Uebersetzung der verloren gegangenen Bücher des Livius

aufgefunden zu haben und eine italienische Version derselben produzirte, oder der Geschichte Phöniziens von Sanchuniaton, welche vor etwa 50 Jahren ein deutscher Gelehrter wieder aufgefunden zu haben behauptete und herausgab.

Litterarische Erinnerungen.

Paralipomena aus meinen Lebens-Erinnerungen.

I.

Berlin, Herbst 1877.

Wenn wir in den Jahren vorrücken, vergeht selten eine Woche, daß wir nicht durch die Kunde von dem Ableben dieses oder jenes Bekannten schmerzlich berührt werden. Zwar hält der Tod auch unter der Jugend reichliche Ernte, das braune Haar und die roten Wangen schützen nicht vor ihm, aber emsiger, als unter dem erst aufblühenden Geschlecht mäht doch seine Sichel unter denen, welche die Hälfte der normalen Lebensdauer überschritten haben. Es wäre passend, daß solche, bei denen dies der Fall, sich das Memento mori in großen Buchstaben über das Bett schrieben, damit sie an jedem Abend und Morgen daran erinnert, beim plötzlichen Hinscheiden von Bekannten nicht erschrecken möchten. Aber ich habe dies bisher nicht gethan, und so überraschte es mich eben jetzt in betrübender Weise, als ich vernahm, daß zwei Männer, an deren Schicksal ich Anteil genommen, aus der Welt der Lebenden hinweggegangen seien. Ich hatte, da ich wenige Tagesblätter lese, nichts von ihrem Tode vernommen und mußte erst nun, als ich an ihre

Thüren klopfte, hören, daß der eine vor nicht lange, der andre schon vor Jahren gestorben sei. Beide waren begabte Männer, aber teilten das Schicksal miteinander, daß ihre Werke, besonders die poetischen, nie in weitere Kreise eindrangen. Ich möchte wünschen, daß die Nachwelt gut machte, was die Zeitgenossen an ihnen gesündigt, doch drängt sich mir wieder die Frage auf, ob ihre Leistungen hierzu bedeutend genug seien. Nur ganz Ausgezeichnetes gelangt wohl nach dem Tode von dessen Urheber zu der Anerkennung, die ihm die Mitwelt versagte. Denn jede Zeit wird genug mit Produkten versehen, die ganz achtbare Qualitäten, aber doch keinen hervorragenden Wert haben, und kann sich nicht um solche vergangener Zeiten kümmern. Dennoch erregt es mir eine wehmütige Empfindung, zu denken, wie die Männer, von denen ich hier rede, zu Grabe gegangen sind, ohne von ihren Zeitgenossen für ihre Werke auch nur die Anerkennung zu finden, welche dieselben ungleich geringeren, ja völlig gehaltlosen Hervorbringungen zuteil werden ließen, und daß wahrscheinlich auch die Zukunft dieses Unrecht nicht sühnen wird. Die beiden Männer heißen J. L. Klein und O. F. Gruppe.

Ich lernte ersteren im Jahre 1856 kennen; damals wußte ich kaum noch andres von ihm, als daß er Kunstkritiken in etwas schwülstigem und überschwenglichem Stile verfaßt hatte; nun aber zeigte er sich mir als dramatischer Dichter. Als ich mich auf der Durchreise nach München in Berlin befand, überreichte

er mir ein Trauerspiel „Moreto“ mit der Bitte, ich möchte dessen Aufführung in der bayrischen Hauptstadt befürworten; er traute mir hierbei einen Einfluß zu, den ich gar nicht besaß. Aber ich beschloß doch, für die Darstellung seines Stücks nach Kräften zu wirken. Dasselbe ist auf den mysteriösen Umstand gegründet, daß der spanische Dichter Moreto in seinem Testamente die Bestimmung machte, seine Leiche solle auf dem Acker der Hingerichteten begraben werden. Ich fand darin einzelne ergreifende Scenen, aber vielen Schwulst der Sprache und andre Auswüchse, die neben der allzu großen Breite für die Aufführung jedenfalls beschnitten werden mußten; aber wenn dies geschähe, hielt ich eine Wirkung auf der Bühne für möglich. Ich übergab die Tragödie der Intendanz, machte mir jedoch, da ich wußte, wie abgeneigt dieselbe der Annahme neuer Stücke sei, keine Erwartung eines günstigen Resultates. Nachdem ich lange keine Nachricht von dem Erfolge meines Schrittes gehabt hatte, hörte ich plötzlich, daß der damalige Dramaturg des Theaters sich für den „Moreto“ interessirte, und sich mit dem Verfasser in Verbindung gesetzt hatte, um dessen Zustimmung zu den nötigen Abänderungen und Kürzungen zu erhalten. Aber beinahe umgehend war eine sehr gereizte Antwort Kleins eingetroffen, in welcher es hieß, das Stück sei, nachdem die Glut des poetischen Schaffens vorüber, mit der größten Sorgfalt durchgesehen und gefeilt worden, und jeder Einsichtige müsse die Ueberzeugung des Autors teilen, daß auch nicht eine Zeile darin gestrichen

oder geändert werden könne, ohne das Ganze zu zerstören. So wurde denn das Manuskript beiseite gelegt. Klein sandte mir nachher noch eine ganze Reihe von Dramen, für die er meine Beihülfe, um sie zur Darstellung zu bringen, begehrte, ich verhielt mich nun aber negativ; einige derselben hatten die Länge von Schillers Don Carlos, und würden zur Aufführung mehrere Abende erfordert haben; andre litten, wenn sie auch etwas kürzer waren, an viel zu weitläufig ausgeführten, mit der Haupthandlung kaum in Verbindung stehenden Nebenscenen, und enthielten, wie die „Zenobia", die sonst zu den besten gehört, lange philosophische Diskussionen; wenn keine Streichungen vorgenommen werden sollten, konnte daher von einer Darstellung nicht die Rede sein. Eine der Tragödien, die sich am meisten für eine solche zu eignen schien, „Heliodora", streifte durch die Häufung von blutigen Greueln an eine Karikatur des Tragischen; und dennoch las ich alle dramatischen Werke des Dichters, trotz ihrer großen Gebrechen, mit Interesse, denn nachdem ich mich durch Partien derselben nur mit Anstrengung hindurchgearbeitet hatte, stieß ich auf andre, die von entschiedenem Talente Zeugnis gaben. Es ist sehr zu bedauern, daß Klein, der sich sein Leben lang mit der dramatischen Litteratur aller Zeiten beschäftigt, doch so wenig aus ihr gelernt hat. Aber man muß diese Klage noch weiter ausdehnen und sagen, daß seine Stücke, auch wenn man ganz von ihrer Aufführbarkeit absieht und sie nur als für die Lektüre berechnet betrachtet, an unbegreiflichen Mängeln leiden,

die den Genuß des Lesers erstaunlich beeinträchtigen. Man möchte glauben, daß er sich nach Art von Jean Paul Zettelkasten für alle möglichen Einfälle, Gedanken und Bilder angelegt hatte, die er dann in seinen Schauspielen oft da, wo sie gar nicht hingehörten, verwertete. Aber, was schon in den Romanen unsers genialen Richter nicht selten störend wirkt, wird im Drama ganz unerträglich. Zugleich findet sich bei Klein vielfach ein Bombast, der an Lohenstein erinnert, und neben dem das Stärkste, was Grabbe in seinem „Gothland" in dieser Hinsicht leistet, noch sehr mäßig erscheint; dabei ist noch der Unterschied, daß Grabbes Ausschweifungen sowohl in Diktion, wie in Erfindung aus einem excentrischen Naturell hervorgehen und immerhin einen hinreißenden Eindruck machen, während diejenigen unsers Dichters etwas Forcirtes und Gequältes an sich tragen. Sein ganzes Leben hindurch war Klein von einem verzehrenden Ehrgeiz besessen, sich die deutsche Bühne zu erobern; er machte unaufhörlich Anstrengungen, seine Stücke auf das Theater zu bringen; aber wenn ihm dies endlich gelang, war der Mißerfolg immer ein entschiedener. Seine „Maria" und seine „Zenobia" wurden, wie ich höre, nach der ersten Vorstellung in Berlin wieder beiseite gelegt. Diese Trauerspiele besaßen einzelne Vorzüge, wegen deren sie ein besseres Schicksal verdient hätten, aber es wären unbedingt beträchtliche Kürzungen und Abänderungen nötig gewesen; müssen doch bei der einmal vorhandenen Beschaffenheit unsrer Bühne selbst Shake-

speares Stücke sich solche gefallen lassen. Aber Klein widersetzte sich stets hartnäckig jeder Konzession in dieser Hinsicht; er war von der unbedingten Vollkommenheit seiner Dramen überzeugt, und alle Mißerfolge, die er hatte, erfüllten ihn nur mit bitterem Unmute gegen das Publikum, dessen mangelnder Einsicht er allein die Schuld davon beimaß. Das traurigste Geschick ereilte noch in der letzten Zeit seines Lebens sein Lustspiel „Die Herzogin", in diesem finden sich wirklich einige vortreffliche komische Scenen, dieselben sind aber in einer endlos weitschweifigen Handlung ertränkt; trotz dieses Uebelstandes hatte die Münchener Hofbühne sich entschlossen, die Komödie in ihrer vollen Länge zur Aufführung zu bringen; allein schon im zweiten Akte begannen die Zuschauer das Haus zu verlassen, und die Vorstellung mußte, wenn sie nicht vor leeren Bänken stattfinden sollte, in der Mitte abgebrochen werden.

Etwas mehr Succeß, als mit seinen Dichtungen, hatte Klein mit der Geschichte des Dramas bei allen Nationen, die er in schon vorgerückten Jahren zu schreiben unternahm. In der Zeit, als er dieses Werk begann und sodann ausführte, sah ich ihn häufiger bei meiner Durchreise durch Berlin. Ich ward nicht müde, ihm zu raten, er solle vor allem das Theater der Engländer, Franzosen und Italiener behandeln, weil darüber ausführliche Werke, wenigstens im Deutschen, noch nicht vorhanden seien, von neuem über das Drama der Griechen zu schreiben, über das wir schon so viel Vor-

treffliches besäßen, könne nicht sehr ersprießlich sein, und an wie großen Mängeln auch meine Geschichte des spanischen Theaters leide, so werde er doch, wenn er nicht zuvor Forschungen in Spanien und auf den Hauptbibliotheken Europas gemacht, nichts wesentlich Neues über den Gegenstand bringen können. Allein Klein blieb bei seinem ersten Vorhaben, und so ist es, wie vorauszusehen war, gekommen, daß sein Werk in der Mitte stehen geblieben und nur bis zum Beginne des Teiles vorgerückt ist, welcher am wichtigsten gewesen wäre, der Geschichte der englischen Bühne. Man muß demselben, das nun fragmentarisch, wenn auch in einer Reihe kolossaler Bände vor uns liegt, von vornherein nachrühmen, daß es von großem Fleiße zeugt und auf gründlichen Studien beruht, somit einen erstaunlichen Vorzug vor den zahlreichen oberflächlichen Kompilationen über Litteraturgeschichte besitzt, mit denen unser Büchermarkt überschwemmt wird. In der Besprechung der verschiedenen Dramatiker findet sich viel Geistvolles und Anregendes, aber diesen Lichtseiten gesellen sich auch sehr starke Schatten. Vor allem laborirt Kleins Arbeit an einer unermeßlichen Weitschweifigkeit. Der Verfasser vergißt beständig sein Thema, er kann keinen Einfall, der ihm eben in den Sinn kommt, unterdrücken und verbreitet sich oft seitenlang über Gegenstände, die mit dem seinigen in gar keiner Verbindung stehen. Ungerechte Angriffe von Kritikern, die er höchstens in einer kurzen Note hätte zurückweisen dürfen, geben ihm Anlaß zu

einer endlosen Polemik im Texte selbst, und während er sich eben mit dem Drama der Azteken oder mit dem der Inder beschäftigt, flicht er plötzlich Invektiven gegen deutsche, in den nächsten Jahren schon wieder vergessene Tagesschriftsteller ein. Und als wäre dies noch nicht genug, um seine Bände zu einem ungeheuren Umfang anzuschwellen, sind die Inhaltsanzeigen, die er von einzelnen Dramen liefert, bisweilen so lang, daß man die Stücke selbst in kürzerer Zeit lesen könnte. Dabei ist der Stil abwechselnd hochtrabend und skurril, und ich kann mich deshalb nicht eben wundern, daß geistvolle Männer mir gesagt haben, sie läsen Kleins Geschichtswerk nicht anders, als um sich eine lustige Stunde zu machen; in der That ist es schwer, bei einigen Partien desselben ernst zu bleiben; trotzdem wird sein Wert wegen der Fülle des darin aufgespeicherten Materials durch diese argen Gebrechen nicht aufgehoben. Am interessantesten sind mir die Bände, die das italienische Theater besprechen, weil sie viel durchaus Neues bieten.

Es war längst bekannt, daß der große Brite vielfach ältere englische Schauspiele benutzt und überarbeitet hatte. Auch daß eine Anzahl seiner Dramen wie: „Romeo und Julia", „Kaufmann von Venedig", „Was ihr wollt", „Maß für Maß", auf alten italienischen Novellen beruhen. Ebenso ward schon vor langem von Philarete Chasles durch Abdruck des betreffenden französischen Textes dargethan, daß mehrere Stellen im „Sturm" fast wörtlich aus Montaignes Essays genommen sind. Ueberraschend

aber war es nun, durch Klein zu erfahren, daß Shakespeare auch von italienischen Schauspielen, die damals durch umherziehende Komödianten des südlichen Volkes in London aufgeführt zu werden pflegten, mannigfachen Gebrauch gemacht hat. Nur in Bezug auf „Romeo und Julia" hatte schon ein englischer Schriftsteller Walker in einem Werk über das italienische Trauerspiel durch Abdruck der betreffenden Stellen dargethan, daß die Balkonscene dieses Stücks offenbare Reminiscenzen an eine ähnliche Unterredung zweier Liebenden in Luigi Grotos „Hadriana" enthalte. Nun aber kommt Klein und behauptet, Shakespeare habe den vierten Akt von Ariosts „I' suppositi" mit Haut und Haar als Episode in seine „Gezähmte Widerspenstige" aufgenommen, und sagt bei dieser Gelegenheit: „Aus Ariostos üppigem Wipfel Shakespeares eigene urwüchsige Fruchtfülle hervorbrechen und schwellen zu sehen, ist eine um so größere Merkwürdigkeit bei diesem All-Aneigner und Umwandler von italienischen Novellen, englischen Chroniken, alten Schartekenstücken, von allen unmöglichen Stoffen in sein unsterblich Saft und Blut — ist eine um so größere Merkwürdigkeit, als er sonst auch in dieser Beziehung mit der schaffenden Natur wetteifert, deren Früchten und Blumen man es nicht anmerkt, daß sie ihre Nahrung aus Düngstoff-Wegwurf, Kot und Moder ziehen."

In „Ende gut, alles gut" hat Shakespeare nach Klein nicht nur, wie dies bekannt, eine Novelle von Boccaccio, sondern auch eine schon im Jahre 1513 ge-

druckte Komödie von Bernardo Accolti „Virginia“ benutzt, ebenso in „Was ihr wollt“ die Komödie „Gl' ingannati“ vom Jahre 1511. Die „Beiden Veroneser“ lehnen sich nach ihm an Montemayors berühmten Schäferroman „Diana“ und an Parabosco's Komödie „Il Viluppo“.

Die Scene zwischen Lear, Edgar und dem Narren ist nach Klein inspirirt durch eine Scene mit drei Narren (einem verstellten, einem wirklichen und einem zukünftigen) in Critoforos Komödie „Le stravaganze d'amore“.

Weiter druckt er eine Stelle aus Secco's „Gl' inganni“ und eine andre aus „Was ihr wollt“ ab, indem er meint, die letztere sei der ersteren nachgebildet; auch im zweiten Teile „Heinrichs IV.“ soll Shakespeare nach ihm Scenen einer italienischen Komödie benutzt haben. Ob die Aehnlichkeit zwischen den englischen und italienischen Stücken überall so groß ist, wie Klein meint, um auf eine Entlehnung schließen zu lassen, mag dahingestellt bleiben. Seltsam aber ist es gewiß, daß er dem Briten aus solchen angeblichen Plagiaten ein Verdienst macht.

Kleins Urteil ist nicht frei von Einseitigkeit und daraus hervorgehender Ungerechtigkeit; nach ihm, wie er das schon in den erschienenen Bänden seiner Geschichte ziemlich klar ausspricht, noch viel deutlicher aber mir mündlich kundgab, würde von der ganzen dramatischen Litteratur bei einer strengen Ausscheidung des Wertlosen

nicht viel andres übrig bleiben, als die Dramen Shakespeares, der Griechen, besonders des Aeschylus, und einige der Spanier (und diejenigen J. L. Kleins?). Gegen die französischen Tragiker hatte er einen fast fanatischen Haß. Wenn ich mich in meiner Geschichte des spanischen Theaters fortreißen ließ, in geringschätzigem Tone über sie im allgemeinen zu sprechen, so konnte das mit meiner damaligen Jugend entschuldigt werden; aber Klein steht ein solcher Entschuldigungsgrund nicht zur Seite, und doch geht er in seiner Wegwerfung und der Art, wie er sie ausdrückt, noch weit über mich hinaus. Man lese nur, in wie beinahe cynischer Weise er von Corneille redet; über Racine äußerte er sich nicht viel anders. Es ist ungerecht, außer acht zu lassen, daß diese Dichter sich einem Systeme unterwerfen mußten, welches ihnen durch die obwaltenden Umstände aufgenötigt wurde, und daß dieses System die meisten ihrer Gebrechen hervorgerufen hat, über diese Gebrechen aber ihre Schönheiten und Vorzüge zu verkennen. Klein folgte auch Theorien über das Tragische, die, wiewohl man sie in vielen Büchern findet, nach meiner Meinung falsch sind, oder wenigstens keine Allgemeingültigkeit haben. Nach diesen Theorien, denen wohl einige von Shakespeares Stücken, jedoch keineswegs, wie er behauptet, alle entsprechen, beurteilte er nun sämtliche übrigen Trauerspiele der Welt; was Wunder, daß er überall zu tadeln findet? Schlegels Verherrlichung Shakespeares, die schon nahezu eine Apotheose ist, muß

den Ansprüchen aller aufrichtigen Bewunderer des großen Briten genügen, aber Kleins Vergötterung desselben geht in blinde Idolatrie über.

* * *

Schon früher, als zu dem Genannten, trat ich zu O. F. Gruppe in persönliche Beziehung. Er verband mit ausgebreiteten Kenntnissen und mannigfacher Begabung die liebenswürdigsten Eigenschaften. Zuerst trat er mit zwei Büchern gegen die Hegelsche Philosophie auf, welche die Hohlheit und den leeren Wortkram dieser damals noch allmächtig herrschenden Lehre in schlagender und überzeugender Weise darlegten. Jetzt, wo jenes System, das so viele Köpfe zu wahrem Denken unfähig gemacht hat, gestürzt ist, sollte man Gruppe den Tribut des Dankes zollen, daß er als einer der ersten dasselbe mit einer Schärfe, die gegen die Schopenhauers nicht zurückbleibt, und auf eingehende, unwiderlegbare Weise bekämpft hat; vielleicht hätte er größere unmittelbare Wirkung ausgeübt, wenn er sich mehr beschränkt hätte und nicht oft in Weitschweifigkeit geraten wäre. In andern Werken, wie besonders in demjenigen über die Fälschungen in den römischen Dichtern, zeigte er sich als sehr tüchtiger Philolog; seine vorzüglichste Arbeit aber scheint mir die ausführliche Geschichte der deutschen Poesie seit Opitz zu sein. Die Flut wertloser Schreibereien über diesen Gegenstand, deren eine immer wieder zehn andre hervorruft, ist ungeheuer, aber nur die gedankenlos

kompilirten scheinen ein Publikum zu finden; das Werk Gruppes ist bisher nur wenig verbreitet; dennoch zeichnet es sich vor allen mir bekannten durch selbständiges, überall auf sorgfältige Lektüre gegründetes Urteil aus, und behandelt nicht bloß manche mit Unrecht vernachlässigte Dichter der vergangenen Perioden in dankenswerter Weise, sondern ist auch in den Abschnitten über Klopstock, Lessing, Goethe und Schiller, deren Werke er unparteiisch bis in ihre Einzelheiten hinein bespricht, überaus lehrreich. Gruppe hält sich ebenso frei von dem heute üblichen Götzendienst, mit welchem wahre Erkenntnis unvereinbar ist, als von kleinlicher Tadelsucht.

Neben wissenschaftlichen Arbeiten widmete er sich von früh an poetischer Produktion. Man begegnet bisweilen dem Vorurteil, daß diese beiden Beschäftigungen miteinander unverträglich seien, oder daß wenigstens derjenige, der sich beiden widme, nur in einer von ihnen Vorzügliches leisten könne; diese Meinung scheint mir auf durchaus falschen Voraussetzungen zu beruhen und wird faktisch durch zahlreiche Beispiele widerlegt. Ein neuerer Dichter kann nicht mehr singen, wie diejenigen eines primitiven Zeitalters, oder höchstens können dies die Lyriker, welche sich damit begnügen, ihre individuellen Empfindungen auszuströmen; wer Höheres leisten will, muß an den mannigfaltigen Quellen des Wissens, die seiner Zeit fließen, getrunken haben, und es liegt daher nahe, daß er, ebenso wie er seine poetischen Werke mit neuen, hier geschöpften Gedanken erfüllt, so auch den

Drang empfindet, seine neue Erkenntnis in gelehrten Arbeiten niederzulegen. So war Goethe von früh an mannigfaltigen wissenschaftlichen Studien ergeben und in diesem Fache fast ebenso groß wie als Dichter; denn gewiß kann man nichts Höheres von einem Manne sagen, als daß er die erstaunliche Entdeckung von Lamarque, Wallace und Darwin, welche für unsre Zeit das ist, was die des Kopernikus für die ihrige, schon vor diesen gemacht, und, zwar noch nicht im einzelnen ausgeführt, jedoch klar ausgesprochen hat. Schiller war, was immer die Krittler sagen mögen, ein vortrefflicher Historiker, auch ein ausgezeichneter Uebersetzer, bei dem unsre Philologen, die sich viel einbilden, wenn sie ein antikes Gedicht mit peinlicher Genauigkeit, aber so, daß es völlig unlesbar wird, deutsch nachstammeln, in die Schule gehen sollten. Uhland war ein emsiger Forscher auf dem Gebiete der Sage und mittelalterlichen Litteratur und hat zahlreiche wertvolle Dokumente dieser seiner Thätigkeit geliefert. Rückert besaß eine erstaunliche Gelehrsamkeit auf dem Gebiete der Linguistik, und nur weil seine dahin gehörigen Arbeiten lediglich unter den Orientalisten bekannt sind, spricht man gewöhnlich einzig von seinen poetischen Produkten. Soll ich endlich noch Lessing erwähnen, von dem wir weit mehr wissenschaftliche, als dichterische Werke besitzen? Um nun auf Gruppe zurückzukommen, so kann man demselben allerdings kein sehr hervorragendes poetisches Talent beimessen; er besaß aber dessen immerhin genug, um eine größere Anerkennung zu verdienen,

als ihm zuteil geworden. Unter seinen lyrischen Gedichten finden sich ganz reizende. In dem Bande, den er unter dem Titel „Karl der Große", eine epische Trilogie, herausgegeben, sind „Pipin und Bertha", sowie „Eginhard und Emma" vortrefflich, und es ist mir unerklärlich, wie sie in unsern Tagen, wo manche weit geringere Erzählungen in ähnlichem Stile beliebt geworden sind, so wenig Anklang gefunden haben. Aber habent sua fata libelli.

Gruppe mußte mit jeder neuen Dichtung, die er herausgab, die niederschlagendsten Erfahrungen machen. Von einer derselben, „Theudelinde", ward erzählt, der Verleger habe nicht nur alle versendeten Exemplare als „Krebse" zurückerhalten, sondern noch eines mehr! Im Jahre 1874 sah ich meinen Freund zum letztenmal, und erblickte mit Erstaunen die große Anzahl von Manuskripten poetischer Produktionen, die er mir zeigte. Niedergeschlagen durch seine Mißerfolge hatte er in der sicheren Voraussicht ablehnender Antworten aufgehört, seine Handschriften noch Buchhändlern anzubieten, aber einem unwiderstehlichen Triebe folgend, war er doch noch fort und fort dichterisch thätig gewesen. Ich selbst versuchte umsonst den einzigen Verleger, mit dem ich in Verbindung stand, zur Herausgabe eines neuen Bandes seiner lyrischen Gedichte zu bewegen. Man kann den Buchhändlern, von denen nicht zu verlangen ist, daß sie Opfer für die Litteratur bringen, in solchen Fällen kaum einen Vorwurf machen, aber das Publikum, das in seiner

Urteils- und Geschmacklosigkeit elende Reimereien massenweise kauft, dagegen sehr achtbare Erzeugnisse der Muse unbeachtet läßt, richtet sich selbst durch solches Verfahren. Was aus dem handschriftlichen Nachlaß Gruppes, der sehr umfangreich sein muß, geworden ist, habe ich nicht erfahren.

II.

Auf einer meiner Reisen nach Norddeutschland besuchte ich einen Mann, dessen Unterhaltung immer große Anziehungskraft für mich hat. Ich meine Karl Witte. In Italien war ich mehrmals an verschiedenen Orten mit ihm zusammengetroffen und hatte in ihm einen glühenden Bewunderer dieses Landes kennen gelernt. Italienische Litteratur und Kunst, Erinnerungen an unser früheres Zusammentreffen in Sizilien und an einen gemeinsamen Ausflug nach dem toskanischen Kloster Vallombrosa bildeten den Gegenstand unsers Gesprächs. Karl Witte war bekanntlich ein sog. Wunderkind gewesen und hatte bereits, ich weiß nicht ob im achten oder zehnten Jahre, die juristische Doktorwürde erlangt. Man ist gewöhnlich der Meinung, aus solchen frühreifen Begabungen werde später nichts; es ließen sich jedoch dagegen manche Beispiele anführen, so dasjenige des Picus von Mirandola, der schon in sehr zarter Jugend ein Wunder von Gelehrsamkeit war und später Tüchtiges in dem Fach der Philologie leistete, ferner das von Mozart, welcher bereits mit acht Jahren ein hohes Talent für die Musik verriet. Ein Wundermann ist freilich Karl Witte nicht geworden, aber er hat sein Leben würdig ausgefüllt, indem er nicht nur mit offenem Sinne vieles Schöne in sich aufnahm, sondern auch, teils in mündlichem Gespräch, teils in öffentlichen Vorträgen anregend auf weitere Kreise wirkte.

Seine wissenschaftliche Thätigkeit war, außer auf sein eigentliches Fach, die Jurisprudenz, besonders auf Dante gerichtet, und gegen dieses sein rastloses Kommentiren und Emendiren des florentinischen Dichters erlaubte ich mir dem trefflichen Manne einige Einwendungen zu machen. Mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch hat Karl Witte jeden Vers Dantes durch das Mikroskop betrachtet, hat er sich rastlos bemüht, die Anspielungen in dessen Gedicht auf die Fehden und Parteikämpfe seiner Zeit zu illustriren; mir scheint aber von den Kommentatoren der göttlichen Komödie hierin schon mehr als zu viel geschehen zu sein. Dieselben haben den poetischen Genuß, den wir aus ihr schöpfen können, mehr erschwert als gefördert. Wozu daher noch neue Erläuterungen zu den alten fügen? Eine gewisse Kenntnis der äußeren Verhältnisse und Zeitumstände, unter denen das Gedicht entstanden, ist zwar für den Leser wünschenswert, aber keineswegs braucht er diese zahllosen Details zu wissen. Er hat es mit den Schönheiten zu thun, die sich unmittelbar dem Verständnis erschließen, und die wie einzelne grünende Oasen inmitten weiter Wüsten dastehen, nicht mit solchen Stellen, die sich auf vergessene und unerhebliche Vorgänge beziehen und die erst aus alten Chroniken Licht erhalten, dadurch jedoch poetisch um nichts wertvoller werden. Diese Manie des Kommentirens von Dante ist eine wahre Krankheit unsrer Zeit, und die Saalestadt war eine Hauptbrutstätte solcher Auslegungen; denn ein Prediger Blanc daselbst widmete sich eifrig der-

selben Beschäftigung. Wenn man übrigens bedenkt, daß das Kommentiren der Divina Comedia jetzt bereits fünfhundert Jahre lang gedauert hat, indem schon Boccaccio in Florenz zu diesem Zwecke Vorlesungen hielt, so muß man hierin den stärksten Beweis für deren poetischen Wert sehen, in dem aller dieser aufgehäufte Wust das dichterische Feuer, das im Zentrum des Gedichtes brennt, nicht zu ersticken vermocht hat. — Auch der Uebersetzung Dantes hat Witte langjährigen Fleiß gewidmet; es kam ihm besonders auf möglichst engen Anschluß an das Original an, und er wählte deshalb den reimlosen Jambus; nach meiner Meinung jedoch würde er zu diesem Behufe besser die Prosa angewandt haben; dann hätte er buchstäblich treu sein und dem Anfänger ein willkommenes Hilfsmittel zum Eindringen in den Text liefern können. Wozu seine Uebertragung in Versen dienen soll, begreife ich nicht. Die metrische Form machte eine gewisse Freiheit unerläßlich, wodurch die Absicht, dem Lernenden eine Eselsbrücke zu bauen, vereitelt wurde. Für diejenigen aber, denen es um ein poetisches Abbild des Originals zu thun ist, hatte schon lange zuvor Streckfuß ungleich vollkommener gesorgt. Von diesem waren in bewunderungswürdiger Verschmelzung von Kühnheit und Treue die Terzinen meisterhaft nachgebildet worden; die meisten späteren Uebersetzer machten es sich nun doch gar zu leicht, indem sie die Fesseln des Reims abstreifend, die Hauptschwierigkeit der Arbeit umgingen, und es war ein sehr wohlfeiler Ruhm,

unter solcher Bedingung etwas treuer zu sein. Nach Streckfuß, der an Kannegießer einen unvollkommenern Vorgänger gehabt hatte, sind noch einige sehr achtbare Nachbildungen in gereimten Versen erschienen und diese mögen in Ehren gehalten werden, es mag ihren Verfassern gelungen sein, an einzelnen Stellen Streckfuß zu übertreffen, aber im Ganzen möchte noch immer die Arbeit des letzteren den Preis verdienen. Wenn nun weiter noch, besonders bei Gelegenheit des Dantejubiläums, eine Flut von Uebertragungen des italienischen Gedichtes, mehrenteils in saloppster Form erfolgt ist, und diese Flut noch fortwährend anschwillt, so erscheint das als Symptom von einer jener Geisteskrankheiten, wie unser Deutschland deren schon so viele zu überstehen gehabt hat. Bei kaum einer von diesen Uebersetzungen gibt sich das Bestreben kund, die früheren an Treue oder Lesbarkeit zu übertreffen, und ihnen gegenüber steht denn wieder die Leistung von Karl Witte als hochpreiswürdig da. Zu welchem Zwecke alle solche Arbeiten, welche mit Recht, gleich nachdem sie die Druckerpresse verlassen, Makulatur werden, dienen sollen, ist nicht ersichtlich. Ich habe deren welche gesehen, die nur aus den älteren Uebertragungen zusammengeschrieben zu sein schienen, indem der eine Vers der einen, der andre der andern entnommen war. Sollte nun aber dies Danteübersetzen auch noch ferner fortdauern, und sollte sich auch wirklich ein talentvoller und gewissenhafter Autor dazu anschicken, die Divina Comedia von neuem in deutsche gereimte oder ungereimte Verse zu

bringen, so würde ich ihn von der Ausführung abzuhalten suchen, und ihm zurufen: Dein Unternehmen ist fruchtlos, die Verdeutschung von Streckfuß genügt uns schon, und für den, der eine wörtlichere Treue verlangt, ist diejenige von Witte da; sei es nun, daß du ein dichterisches Werk wie jener oder ein Mittelding zwischen einem solchen und einer Interlinearversion, wie dieser, hervorzubringen strebst, es wird dir schwer gelingen, etwas Besseres zu liefern! Allein selbst wenn du hie und da eine glücklichere Wendung zu Stande brächtest, wenn du dich stellenweise dem Text genauer anschlössest, es würde hierauf nicht viel ankommen. Das Original würde dadurch uns im Ganzen keinen größeren Genuß gewähren, dir selbst aber würde man es kaum als Verdienst anrechnen können, deine Vorgänger in Einzelheiten übertroffen zu haben. Wahren Ruhm als Uebersetzer konnten diejenigen erwerben, welche, wie Luther, Voß und Schlegel, die Bibel, den Homer und Shakespeare zuerst in mustergültiger Weise bei uns heimisch machten, für solche dagegen, die sich nachher auf ihre Schultern stellen, und etwas Großes gethan zu haben glauben, wenn sie einige von ihren Vorgängern begangene Versehen berichtigen, wenn sie mit Aufopferung des fließenden Ausdruckes und der Verständlichkeit dies und das treuer wiedergeben, sind keine Kränze da, und in Bezug auf Dante gilt, zum mindesten auf einige Generationen hinaus, dasselbe, wie in Bezug auf die Genannten. Wenn in späteren Jahrhunderten unsre Sprache eine

weitere Ausbildung erhalten haben wird, daß die Vossische Odyssee und der Streckfußsche Dante den Deutschen ebenso veraltet vorkommen, wie den heutigen Engländern der Homer von Chapman, so möge man sich von neuem an diesen Dichtern versuchen. In unsrer Zeit muß man die an solche Arbeiten gesetzte Mühe auch deshalb beklagen, weil sie so viel ersprießlicher angewandt werden könnte; noch sind viele Dichterwerke fremder Nationen der deutschen Lesewelt nicht zugänglich; von den zahlreichen Dramen des Calderon ist nicht viel mehr als der vierte Teil verdeutscht, von denen der übrigen spanischen Dramatiker fast gar nichts. Auch andre Litteraturen besitzen manches, was wir gern bei uns eingebürgert sehen möchten; wenn daher diejenigen, die ihre Kräfte dazu verwenden, den 19 Danteübersetzungen noch eine 20. und 21. hinzuzufügen, lieber solche bei uns noch unbekannte Werke verdolmetschen wollten, so würde man ihnen das weit mehr danken.

Die Araber in Frankreich, der Schweiz und Savoyen.

Obgleich es eine unzweifelhafte historische Thatsache ist, daß die Mohammedaner nicht lange nach der Verkündigung des Islam Fuß in Frankreich, Savoyen und der Schweiz faßten und sich geraume Zeit hindurch in genannten Gegenden behaupteten, glauben wir doch bei dem Gedanken an diese frühe Periode des europäischen Völkerlebens nicht auf dem festen Boden der Geschichte, sondern vielmehr auf dem der Sage zu stehen. Wir haben in den Heldengedichten, besonders der Italiener, von der Belagerung von Paris durch die Sarazenen gelesen, welche in unübersehbaren Scharen die französische Hauptstadt umzingeln; von den Heeren der Ungläubigen, die mit beturbanten Häuptern und krummen Säbeln, die Lanze zur Seite, an den Abhängen und in den Thälern Frankreichs wimmeln; von christlichen Rittern, die, in tödlicher Liebe für eine schöne Mohammedanerin entbrannt, die verwegensten Abenteuer nicht scheuen, bis sie endlich mit der Schönen auf ihrem Streitroß von dannen sprengen; vom Zauberer Atlas auf seinem stahlblauen Schlosse, dort wo man, wie Ariost singt, von der Höhe der

Pyrenäen, wenn die Luft klar ist, zugleich Frankreichs und Spaniens Gefilde erblicken kann; und endlich von der ungeheuren Schlacht von Roncevaal, in welcher der Kaiser Karl mit seinen Paladinen fast der Wucht der arabischen Schwerter erliegt. Diese Scenen stehen im magischen Lichte der Poesie vor unserm Geiste; wir denken nicht an die Verwüstungen, mit denen die Feinde der Christenheit jahrhundertelang Europa heimsuchten, sondern an die glänzende Herrschaft, welche die Mohammedaner nicht nur in Spanien, sondern auch in den angrenzenden Ländern geübt haben, an ihre Pflege der Wissenschaften und Künste, sowie an die glänzende Zivilisation, welche sich unter ihnen in Europa verbreitete. Letztere imponirte den Völkern, die durch das Schwert der Eroberer dem Islam unterworfen worden, so sehr, daß sie alles Erstaunliche und Prächtige, was aus den Zeiten des Altertums in Europa übrig geblieben war, den Arabern beimaßen. Die großartigen Ueberbleibsel römischer Architektur zu Orange an dem Rhone wurden für Werke der Sarazenen gehalten, ebenso die alten römischen Mauern zu Vienne in der Dauphiné. Noch heute schreibt das Landvolk in Frankreich Reste eingestürzter Gebäude, besonders kunstreich gebrannte Ziegelsteine, gern den Sarazenen zu, und alte Wachttürme an der Küste des Mittelländischen wie Atlantischen Meeres, die vielmehr zum Schutze gegen die Einfälle der Moslimen dienten, sowie die gezinnten Mauern mancher südfranzösischer Städte wurden für Werke der Araber

gehalten. Ein historisches Fundament haben diese Angaben nicht; allein sie bezeugen, welchen tiefen Eindruck die Verheerungszüge der Sarazenen auf die Bevölkerung der von diesen in Besitz genommenen oder durchstreiften Länder machten. Der Einfall der Normannen und der Ungarn hat, obgleich er später stattfand, kaum eine Erinnerung in der Bevölkerung Frankreichs zurückgelassen; das Gedächtnis an das orientalische Volk, das bis zur Loire und Seine vordrang, hat sich dagegen nicht nur in der mündlichen Tradition der Franzosen, sondern auch in deren Litteratur erhalten. Besonders zeigt sich das in den Rittergedichten und Ritterromanen. Diese im 11., 12. und 13. Jahrhundert geschriebenen Bücher übten einen Einfluß auf die Gemüter, von dem man sich gegenwärtig schwer noch einen Begriff macht; sie bildeten die Lieblingslektüre von Jung und Alt und wurden noch mehr gelesen, als die Legenden der Heiligen. Aus ihnen schöpften die Ritter und Krieger ihre Vorstellungen von Tapferkeit und Großmut; sie waren für alle, welche auf höhere Bildung Anspruch machten, eine Schule der Galanterie. Die Ritterbücher hatten Verbreitung durch das ganze Volk und wurden nicht nur in den Schlössern der Vornehmen wie des Adels vorgetragen, sondern auch von umherziehenden Jongleurs vor der versammelten Menge gesungen. Diese Aventüren von Kämpfen zwischen Christen und Mohammedanern, von Riesen und Unholden, von schönen Damen, welche an der Seite kühner Ritter abenteuernd die Welt durch-

schweifen, sind später von Pulci, Bojardo und Ariost mit dem poetischen Glanze umkleidet worden, der ihnen ursprünglich nur in geringem Maße eigen ist. Wie in den Gedichten der letzteren, so ist auch in den Ritterbüchern ihrer Vorgänger nur noch eine vage Erinnerung an die wirkliche Geschichte vorhanden. Sarazenen figuriren in ihnen auf jeder Seite als Muster von Tapferkeit, Edelsinn und Heldenmut. Selbst auf den Turnieren der christlichen Ritter erscheinen sie, um diesen den Preis zu entreißen.

Es ist klar, daß wir es hier mehr mit Gebilden der dichterischen Phantasie, als mit historischen Thatsachen zu thun haben, und für die spätere Zeit läßt sich beides unschwer scheiden. Aber für die frühere Periode ist die geschichtliche Wahrheit so mit Phantasiegebilden vermengt, daß es schwierig wird, die erstere aus dem Schleier der Tradition abzulösen, welcher sie umsponnen hat. Denn die Nachrichten der lateinischen Chroniken aus jener Periode sind überaus dürftig und wegen der völligen Unkenntnis, in welcher die damaligen Christen in betreff der Sarazenen lebten, ganz unzuverlässig. Die Kunden der Araber fließen zwar reichlicher, sind aber großenteils aus späterer Zeit und durch die Uebertreibungssucht, mit welcher die Annalisten dieses Volkes alles in möglichst glänzendem Lichte für sich darzustellen suchen, vielfach unglaubwürdig. Trotzdem würde der Geschichtschreiber sicher irre gehen, der sich durch das Fabelhafte in vielen der überkommenen Berichte bestimmen ließe, nun alles,

was den Anschein des Außerordentlichen hat, für Lüge zu halten oder auf Rechnung der orientalischen Einbildungskraft zu setzen. Die Thaten und Eroberungen der Mohammedaner in den ersten Jahrhunderten des Islam waren so erstaunlicher Art, daß sie an sich schon, im Lichte der Gegenwart betrachtet, als eine Art von Wunder erscheinen, und man darf Begebenheiten, welche sich nach Aussage der Chronisten inmitten dieser gigantischen Kriegszüge ereignet haben, wegen des märchenhaften Charakters, den sie tragen, nicht sofort für Ausgeburten eines überspannten Gehirns halten. Nur eines möchte von vornherein ratsam sein: von den ungeheuren Zahlenangaben, mit denen die Orientalen immer um sich werfen, stets einige Nullen zu streichen*).

Nachdem in unglaublich kurzer Zeit die in den heiligen Städten Medina und Mekka geborene Lehre des Islam sich über einen großen Teil von Vorderasien verbreitet und die Kalifen oder Nachfolger des Propheten ihren Sitz in Damaskus aufgeschlagen hatten, wälzten sich bald Scharen der Gläubigen auf der einen Seite über das gestürzte Reich der Sassaniden und die blutende Leiche ihres letzten Fürsten Jesdedscherd hinweg, dem fernen Osten zu, auf der andern längs der Nordküste von Afrika gegen den Atlantischen Ozean, um dem Ge-

*) Siehe die Arbeiten von Rainaud über die Einfälle der Sarazenen in Frankreich, Savoyen und der Schweiz, Dozy über die Geschichte der spanischen Mohammedaner und Keller über den Aufenthalt der Araber in der Schweiz.

bote Mohammeds gemäß sein geweihtes Buch, den Koran, bis in die fernsten Weltgegenden zu verbreiten. Bald war das Christentum, das an diesen Ufern schon zahlreiche Kirchen und Bischofssitze gegründet hatte, in größter Gefahr, von den neuen Eroberern, die mehrenteils aus Arabern der Gegend von Medina und aus Syrern bestanden, hinweggeschwemmt zu werden. Doch die Berbern, das an der Nordküste Afrikas einheimische Volk, setzten den Eindringlingen Widerstand entgegen. Da sandte der Kalif Walid seinen erprobten Feldherrn Musa Ben Nosair gegen diese wilden Stämme. Hier erkämpften er und seine beiden Söhne großartige Siege. Kaum hatte der eine dieser letzteren, Abdallah, von einem Streifzug hunderttausend Köpfe Erschlagener heimgebracht, als der Vater auch seinen zweiten Sohn Merwar mit einer gleichen Anzahl von Häuptern anlangen sah. Zuletzt unterwarfen sich die trotzigen Berbern und bekannten sich zur Lehre des Propheten. Musa setzte seinen tapferen Unterfeldherrn Tarik im Maghrib oder westlichen Nordafrika ein, während er selbst wieder nach dem Osten zurückging. Schon waren die Araber bis zu den Säulen des Herkules vorgedrungen, und es konnte nicht ausbleiben, daß von dort die siegestrunkenen Moslimen begehrende Blicke nach den gegenüberliegenden Küsten Andalusiens warfen. Bald gaben Ereignisse, die in jenem Lande eingetreten waren, Anlaß, daß sie die Meerenge überschifften. Ein kühner Abenteurer, Rodrigo, hatte sich auf den Thron des letzten schwachen Gotenkönigs Witiza

geschwungen und sich daher dessen beide Söhne zu unversöhnlichen Feinden gemacht. Noch gefährlicher als diese wurde ihm ein mächtiger Großer, Julian. Die Zweifelsucht des vorigen Jahrhunderts, welche auch zu leugnen versuchte, daß je ein Cid gelebt habe, hatte alles, was von der Existenz und den Thaten dieses Julian berichtet wird, für Fabel erklärt. Allein ihre Behauptung ist, wie hinsichtlich des Campeador, so auch in betreff Julians durch die ältesten arabischen Chroniken widerlegt worden. In einer solchen hat der große Orientalist Slane gefunden, Julian habe einen Sohn Pedro hinterlassen und sein Enkel den Islam, sowie den Namen Abdallah angenommen. Zweifelhafter war man bisher über die Nationalität Julians; die meisten hatten ihn für einen Westgoten und einen der höchsten Hofbeamten des Königs Witiza gehalten. Nun ist jedoch von Dozy dargethan worden, daß er in Diensten des byzantinischen Imperators stand und sein Befehlshaber in der Festung Ceuta war. Die nördliche Küste Afrikas, welche längere Zeit den Vandalen unterworfen gewesen, war nämlich durch Belisar wieder für den griechischen Kaiser erobert worden. Da nun wegen der weiten Entfernung Ceutas vom Sitze des östlichen Imperiums und wegen der Nähe Spaniens das westliche Maghrib mehr Beziehungen zu Andalusien als zu Byzanz hatte, so ließ Julian seine Tochter nach dem Gebrauch der westgotischen Großen am Hofe von Toledo erziehen. Dort entbrannte der Usurpator Rodrigo in heftiger Liebe zu der Schönen und that ihr, als er

sich verschmäht sah, Gewalt an. Der leidenschaftliche Julian geriet über solche Kränkung in maßlosen Zorn und wandte sich racheschnaubend an Musa mit dem Anerbieten, er wolle ihm von Ceuta aus den Uebergang nach Spanien und weiterhin die Eroberung dieses Landes ermöglichen. Musa ging nach reiflicher Ueberlegung des Vorschlages auf denselben ein, und sandte seinen Unterfeldherrn Tarik mit einem Heere über die Meerenge. Dieser landete an dem gegenüberliegenden Felsen, welcher seitdem „Dschebel-Tarik“ (Gibraltar), auch der Berg der Eroberung, heißt. Die verwegenen arabischen und afrikanischen Scharen fanden zunächst nicht großen Widerstand und pflanzten die Fahne des Propheten an vielen Punkten im Süden Andalusiens auf. Indessen bald rückte ihnen ein zahlreiches westgotisches Heer, geführt von Rodrigo, entgegen und an der Mündung des Flusses Salado, der sich nicht weit vom Kap Trafalgar in den Ozean ergießt, kam es zu einer Schlacht. Die Westgoten waren den Moslimen an Menge erstaunlich überlegen, aber Zwietracht wütete in ihren Reihen. Die beiden Söhne Witizas leisteten aus Haß gegen den König Roderich diesem nicht gehörigen Beistand, und so siegte der Islam. Die Leichen unzähliger Goten überdeckten das Schlachtfeld, und Roderich selbst scheint in den Wellen des Flusses Salado umgekommen zu sein. Von nun an war den Streitern des Propheten der weitere Weg durch die Halbinsel gebahnt. Tarik richtete die heiligen Banner nacheinander in vielen Burgen und

Städten der Westgoten auf und schlug mit dem stärksten Teil seines Heeres den Weg nach der Hauptstadt Toledo ein, während er andre Truppen nach Cordova sandte. Toledo wurde ihm von den dort zahlreichen Juden, welche erbitterte Feinde der Christen waren, ausgeliefert. So hatte der Unterfeldherr Musas in kurzer Zeit glänzende Siege erfochten, welche den Neid des letzteren erregten und ihn veranlaßten, selbst mit einer beträchtlichen Armee nach Spanien überzusetzen und die weitere Unterwerfung des Landes in seine Hand zu nehmen. Im Jahre 712 langte der Greis, welcher der erste unter den Befehlshabern des Kalifen war und so viele Siege erstritten hatte, wie er Schlachten geliefert, auf andalusischem Boden an und richtete seine Waffen zunächst gegen die Städte, welche Tarik noch nicht bezwungen. Sevilla, die hauptsächlichste von diesen, vermochte er erst nach monatelanger Belagerung einzunehmen. Merida, eine noch aus der Römerzeit bedeutende Stadt, öffnete ihm gleichfalls ihre Thore, und nun begab er sich nach Toledo. Hier zog ihm Tarik mit allen Zeichen der Unterwürfigkeit entgegen. Indessen Musa war so wütend gegen ihn, daß er ihm Peitschenhiebe versetzte und ihn dann ganz beiseite schob.

Von nun an war die Eroberung Spaniens vollendet; keine Ortschaft dort vermochte mehr Widerstand zu leisten. Die Zustände der unterworfenen Christen waren verhältnismäßig recht günstig. Die Mohammedaner rissen überall einige der vorgefundenen Kirchen an sich und

verwandelten sie in Moscheen, ließen dagegen die übrigen in den Händen der Eingeborenen. Die Christen, welche ihrem Glauben treu blieben, mußten eine jährliche Abgabe entrichten; diese fiel jedoch weg, sobald sie zum Islam übertraten. Die Moslimen bemühten sich daher nicht sehr lebhaft, sie zu bekehren, weil — wenn ihre Proselytenmacherei gelungen wäre — sie ihre Einkünfte dadurch geschmälert hätten. Im westgotischen Spanien war übrigens zur Zeit der Eroberung der Kultus der alten Götter von den Zeiten der Römer her noch fast ebenso verbreitet, wie der des Kreuzes, und die Anbeter der Olympier gingen nun, wenn sie die Religion wechselten, vielmehr zum Islam, als zum Christentum über. Besonders häufig fand das bei den Sklaven und Leibeigenen statt, da diese durch Annahme des Korans ihre Freiheit erhielten.

Nach den arabischen Chronisten unternahm Musa, als er seine Herrschaft auf der Halbinsel ziemlich fest gegründet sah, einen Zug über die Pyrenäen und hatte große Erfolge. Wo sich die Einwohner ihm freiwillig unterwarfen, wurden sie im Besitz ihrer Güter gelassen und milde behandelt. Leisteten sie jedoch Widerstand, so hatten sie die ganze Strenge der Sieger zu empfinden. Ueberall boten die Juden den Mohammedanern Beistand, und wenn in den bezwungenen Ortschaften eine Besatzung zurückblieb, so wurde sie meistens aus ihnen erwählt. Musa soll die Absicht gehabt haben, seinen Rückweg nach Damaskus durch das Festland von Europa über Kon-

stantinopel zu nehmen und so das Mittelländische Meer zu einem Binnensee dieses unermeßlichen Kalifenreiches zu machen. Indessen schien ihm dieses Vorhaben doch zuletzt wohl unausführbar. Nachdem er innerhalb zweier Jahre ganz Spanien und einen Teil Südfrankreichs unterjocht hatte, übergab er die Statthalterschaft dieser neuen Provinzen seinem Sohne Abd al Aziz, der seine Residenz in Sevilla nahm. Er selbst zog über die Meerenge nach Mauritanien zurück, um sich längs der Nordküste des schwarzen Weltteils nach Damaskus zu begeben. Vierhundert, mit Kronen und goldenen Gürteln geschmückte Söhne westgotischer Großen bildeten sein Gefolge. Noch bevor er die Kalifenstadt erreichte, empfing er die Botschaft, der Beherrscher der Gläubigen, Walid, liege in den letzten Zügen, dessen Nachfolger aber wünsche, seinen Regierungsantritt durch den Triumphzug des Eroberers von Andalusien zu verherrlichen, weshalb Musa aufgefordert wurde, seine Rückkunft zu verzögern. Der greise Feldherr glaubte jedoch es seinem Wohlthäter schuldig zu sein, ihm ungesäumt seine Huldigung darzubringen, hielt seinen Einzug in Damaskus und lenkte hierdurch den Grimm Suleimans auf sich. Als dieser dann zur Regierung gekommen, ließ er Musa in Ketten werfen und gab zugleich den Befehl, dessen Sohn Abd al Aziz, den Stadthalter von Spanien, aus der Welt zu schaffen. Der Blutbefehl gegen den letzteren, der sich mit Egilona, der Witwe Roderichs, vermählt hatte, wurde in der Moschee von Sevilla an ihm vollstreckt und sein Haupt

an Suleiman nach Damaskus gesandt. Der neue Kalif hatte noch die Grausamkeit, dem Musa den abgehauenen Kopf seines Sohnes in einer Schüssel darreichen zu lassen. Dieser aber, der Sieger in 100 Schlachten, der mehr zur Verherrlichung des Kalifats gethan, als eine ganze Reihe von Herrschern, zog sich, von Weh gebeugt, in die Wüste zurück, um dort seine Tage zu beschließen.

Als die Mohammedaner unter Tariks und Musas Befehl ganz Spanien bis an die Nordgrenze in ihre Gewalt gebracht hatten, flüchteten sich einige hundert tapfere Goten, geführt von dem kühnen Pelayo, in die Hochgebirge des östlichen Asturien. Dort diente ihnen eine große Höhle, die unter dem Namen derjenigen von Cavadonga als die Wiege der neuen spanischen Monarchie berühmt geworden ist, zum Asyl. Diese von der Natur in die Felsen gesprengte Grotte liegt auf einer beträchtlichen Höhe, zu welcher man stufenweise emporklimmt, inmitten rauher, von vielen Schluchten zerklüfteter Felsenmassen. Der Weg ist so steil, daß nur die wilden Rehe des Gebirges nach oben zu klettern vermögen. Hier konnten sich kühne Krieger, wenn auch in kleiner Anzahl, gegen große Heere lange behaupten. Die kleine, verwegene Schar, welche im trotzigen Unabhängigkeitsgefühl ein mühseliges, von täglichen Gefahren bedrohtes Leben der Unterwerfung unter die Ungläubigen vorzog, behauptete sich unter fortwährenden Kämpfen eine Zeitlang gegen jeden Angriff. Zuletzt aber schrumpfte sie, indem viele den Entbehrungen und den Waffen der Feinde erlagen,

bis auf vierzig zusammen, unter welchen sich zehn Frauen befanden. Ihre einzige Nahrung bestand in dem Honig der wilden Bienen, welchen sie in den Spalten der Felsen fanden. Als sie so zusammengeschmolzen waren, hielten die Moslimen sie für ungefährlich und kümmerten sich nicht länger um sie. Infolge hiervon aber wuchs der Mut Pelayos von neuem. Es gesellten sich noch andre in den asturischen Wildnissen verirrte Christen zu ihm, und er unternahm nun den Angriffskrieg gegen die Feinde des Kreuzes. Der Statthalter von Asturien, Monusa, sandte eine Heermacht wider ihn; doch Pelayo trieb diese in die Flucht und bedrängte den Führer dergestalt, daß derselbe seine Hauptstadt Gijon verließ. Auch in Leon, wohin er sich begab, fand er keine Sicherheit vor den immer kühner werdenden Goten, welche sich den Mauern seines Kastells näherten. Die Krieger weigerten sich, ihm von neuem auf einem Zuge nach der Höhle von Cavadonga zu folgen, und so wuchs Pelayos Macht fort und fort derart, daß er zuletzt ein beträchtliches Territorium in den asturischen Bergen als unabhängiges Fürstentum beherrschte. Oestlich grenzte sein Gebiet an Cantabrien, das sich gleichfalls von den Arabern unabhängig machte; und als dessen Herzog Alfons, der mit einer Tochter Pelayos vermählt war, später den Thron von Asturien bestieg, erhöhte sich die Macht des neuen Reiches um ein Bedeutendes. — Den Arabern erschien übrigens diese wachsende Macht der Christen in den Nordostgebirgen noch nicht bedrohlich. Der neue Ober-

befehlshaber von Andalusien, Alsamah, wendete seine Waffen nicht gegen sie, sondern unternahm einen Zug nach Frankreich. Die Mohammedaner, die er führte, waren von Weibern und Kindern begleitet, und viele arme Familien aus Syrien und Nordafrika wälzten sich durch Spanien und die Pyrenäen weiter nach Norden, in der Absicht, sich dort niederzulassen. Der Feldherr belagerte zunächst Narbonne und brachte es zu Falle. Er machte diese Stadt zum Mittelpunkt der arabischen Herrschaft in Frankreich und häufte dort große Waffenvorräte auf. Sodann zog er gegen Toulouse, die Hauptstadt des Herzogtums Aquitanien, und war schon nahe daran, die Mauern zu erstürmen, als der Herzog Eudes mit einem starken Heer herankam und einen glänzenden Sieg über die Sarazenen davontrug, deren Führer Alsamah in den Getümmel den Tod fand. Hierdurch ermutigt, nahmen die Christen mit neuem Eifer den Krieg gegen die Ungläubigen auf; aber in der festen Stadt Narbonne hatten die letzteren einen Haltpunkt für ihre weiteren Unternehmungen. Durch Zuzüge aus Spanien verstärkt, verheerten sie ganz Languedoc mit Feuer und Schwert. Viele Kirchen, Abteien und Klöster wurden von ihnen zerstört. Im Jahre 724 traf ein neuer Befehlshaber, Ambissa, aus Afrika ein. Carcassonne, das Widerstand zu leisten wagte, wurde fast dem Boden gleichgemacht und Nismes öffnete seine Thore, worauf die Sarazenen verlangten, daß die Bewohner Geiseln zum Pfand ihrer Treue stellten. Immer neue Ankömmlinge

aus Spanien verstärkten das Heer der Mohammedaner, und die Verheerungen, welche dies über das südliche und mittlere Frankreich brachte, müssen nach Aeußerung der fränkischen Annalisten fürchterlich gewesen sein. Eine Scene, die einen Begriff von solchen Schrecknissen geben kann, ist uns in der Erzählung eines Dichters aufbewahrt. Sie ereignete sich in der Diöceſe von Rhodès. Ein junger Mann, Namens Dado — so lautet der Bericht — hatte bei der Annäherung der Ungläubigen die Waffen ergriffen, und sich unter Zurücklassung seiner Mutter mit den Kriegern der Gegend eine Strecke weit entfernt. Nachdem die Barbaren alles verwüstet hatten, schleppten sie die alte Frau mit sich fort. Dado, sobald er dies vernommen, sprengte mit einigen Gefährten in voller Rüstung herbei, um sie zu befreien und suchte die Thore der sarazenischen Burg zu erstürmen. Aber die Mauren, hinter ihrem Walle geschützt, verhöhnten lachend das Wutgeschrei ihrer Feinde. Zuletzt jedoch richtete einer von ihnen das Wort an Dado: „Wenn du willst, daß wir dir deine Mutter zurückgeben, so liefere uns das Pferd aus, auf dem du reitest! Weigerst du dich dessen, so töten wir das Weib vor deinen Augen!“ Der Jüngling lehnte es ab, dies Begehren zu erfüllen. Da führten die Barbaren seine Mutter auf den Wall, schlugen ihr das Haupt ab und warfen es dem Sohne zu, indem sie riefen: „Hier sieh deine Mutter!“ Dado taumelte entsetzt zurück, weinte und stürzte bald hierhin, bald dorthin, indem er Rache heischte. Aber er und

seine Gefährten waren zu klein an Zahl, um etwas gegen die Unmenschen auszurichten, und zuletzt zog er sich in die Einsamkeit zurück.

Ziemlich um die nämliche Zeit drangen Scharen von Moslimen an den Rhone, nach der Dauphiné, Lyon und Burgund vor. Die ganze Umgegend von Vienne wurde in eine Wüstenei verwandelt, Lyon, Macon und Chalons an der Saône hatten arge Verheerungen zu erleiden. Viele Kirchen gingen in Flammen auf und Dijon ward bös mitgenommen. Aus allem geht übrigens hervor, daß in Frankreich die Sarazenen nicht wie in Spanien einen Teil der Bewohner auf ihrer Seite hatten. Sie wurden überall als Feinde gehaßt, und nur knirschend ertrugen die Christen ihr Joch. Doch rafften diese sich zu keinem energischen Widerstand unter einem gemeinsamen Führer auf. Karl Martell, der gewaltige Hausmeier der Könige von Austrasien, war zu sehr von dem Kriege gegen die Sachsen und Friesen in Anspruch genommen, als daß er sich dem Vordringen der wilden Horden hätte widersetzen können. Aber auch als er mit den nordischen Feinden fertig geworden, hinderte ihn der Zwiespalt, in dem er mit dem Herzog Eudes von Aquitanien stand, den Kampf mit den Moslimen aufzunehmen. Ein arabischer Chronist erzählt: Mehrere französische Große beklagten sich bei Karl über das Unheil, das die Moslimen anrichteten und nannten es eine Schande, daß die Fremdlinge einer so wohlgeordneten Armee Trotz zu bieten wagten. Karl aber erwiderte ihnen: „Kümmert euch

nicht um sie! Sie sind im Augenblick, wo ihre Kühnheit den höchsten Grad erreicht hat, und gleichen einem Strome, der alles auf seinem Laufe niederwälzt. Die Begeisterung dient ihnen als Harnisch und der Mut als sichere Festung. Aber wenn ihre Hände mit Beute gefüllt sein, wenn sie Freude an dem Aufenthalt hier im schönen Lande finden, wenn ihre Führer in Ehrgeiz entbrennen werden und sich Zwiespalt in ihre Reihen eingeschlichen haben wird, dann ist es Zeit, daß wir uns auf sie werfen, und wir können sie leicht überwältigen."

Ein neuer Gouverneur, Abd ur Rahman, kam mit starken, auf seinem Zuge durch Spanien noch gewachsenen Streitkräften, im Jahre 732 über die Pyrenäen, verwüstete die nördlich von diesen gelegenen Gegenden und drang nach Bordeaux vor, das schwer zu leiden hatte. In äußerster Bedrängnis wendete sich Herzog Eudes von Aquitanien an Karl Martell, der auf die Nachricht vom Anstürmen neuer Sarazenen einen Teil seiner Heerscharen aus Deutschland und vom Nordmeer herangerufen hatte. Bald waren die Grenzen der merowingischen Könige bedroht, wilde Schwärme von Mohammedanern wälzten sich nach Poitiers zu und richteten dort furchtbare Verwüstungen an. Dann gingen sie weiter nach Tours, wo ihnen die reiche Abtei Saint-Martin lockende Beute versprach. Hier aber rückte ihnen Karl Martell mit einer zahlreichen Armee bis an die Loire entgegen. Im Herbste 732 entspann sich eine große Schlacht. Die Sarazenen rüsteten sich mit ihrer ganzen Kavallerie zum Angriff. Ein

arabischer Chronist erzählt, die Mohammedaner hätten sich in Gegenwart Karl Martells auf die Stadt Tours gestürzt und dort in Blut und Beute geschwelgt, wodurch ohne Zweifel der Zorn Allahs gegen sie erregt und so ihr Unglück herbeigeführt worden wäre. Die christlichen Schriftsteller dagegen erwähnen nichts von der Einnahme von Tours und nehmen an, die Ungläubigen hätten sich an den in der Kirche Saint-Martin aufgehäuften Schätzen nicht vergriffen. Nachdem die beiden Heere sich acht Tage lang gegenüber gestanden und ihre Kräfte in kleinen Kämpfen miteinander gemessen, kam es zu einem allgemeinen Zusammenstoß. Der schon angeführte Araber, und ebenso Roderich Ximenes, dessen Chronik nach arabischen Quellen verfaßt ist, behaupten, die Schlacht habe in der Umgegend von Tours stattgefunden. Die christlichen Annalisten dagegen geben Poitiers als deren Schauplatz an. Die Entfernung zwischen diesen beiden Städten ist zwar beträchtlich; aber da die Heermenge der Streitenden eine außerordentlich große gewesen sein muß, so läßt sich wohl denken, daß der Kampf auf ein so weites Terrain sich ausgedehnt habe. Als Zeitpunkt wird der Oktober 732 angegeben. Karl Martell war überall zugegen, wo die Gefahr am dringendsten schien. Die Araber, leicht bewaffnet, suchten durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen die Reihen der Christen in Unordnung zu bringen; jedoch umsonst. Den ganzen Tag hindurch tobte der Kampf. Am folgenden Morgen entbrannte er von neuem, und die Mohammedaner begannen mit ver-

doppelter Wut den Angriff. Plötzlich wurde ihr Lager von einer christlichen Heeresabteilung überfallen, und bestürzt verließen alle die Schlachtreihen, um ihre Beute zu verteidigen. Abd ur Rahman suchte die Ordnung wiederherzustellen; er wurde jedoch von einem Pfeil tödlich verwundet. Nun riß wilde Verwirrung unter den Sarazenen ein, und das Schlachtfeld überdeckte sich mit ihren Leichen. Am dritten Tage wollte Karl den Kampf erneuern: allein die Gegner hielten nicht Stand, und der größte Teil derselben hatte schon in der Nacht den Rückweg nach den Pyrenäen eingeschlagen. Ihre Flucht war so schnell, daß sie einen großen Teil der Beute zurückließen. Karl verteilte dieselbe unter seine Krieger, vernachlässigte es indes, die Fliehenden zu verfolgen. Unmittelbar nach dem Siege ging er über die Loire zurück, indem er denselben für so glänzend erachtete, daß er wohl glaubte, in Zukunft habe er nichts von den Ungläubigen zu befürchten. Von dieser großen Waffenthat blieb ihm der Name Martell, weil er wie ein Hammer die Feinde zerschmettert hatte.

Obgleich die Angabe christlicher Schriftsteller, wonach 350 000 Sarazenen gefallen sein sollen, sicher übertrieben ist, war der Sieg des merowingischen Hausmeiers unstreitig einer der größten und entscheidendsten in der Weltgeschichte. Denn wer mag sagen, ob — wenn er dem Vordringen der Moslimen keinen Damm entgegengesetzt — sie sich nicht über ganz Europa verbreitet und die Fahne ihres Glaubens, die schon von den Grenzen

von China bis an das Atlantische Meer und von Nordafrika bis an die Garonne wehte, auch auf die Kirchen des Nordens gepflanzt hätten! Die Kunden, welche uns über diese gewaltige Schlacht aufbehalten worden sind, lassen an Genauigkeit viel zu wünschen übrig. Aber sowohl christliche wie arabische Autoren sprechen von ihr als von einem ungeheuren Ereignisse. Die letzteren sagen, das Feld bei Tours sei mit Märtyrern gepflastert worden, und man höre daselbst noch heute auf der heiligen Walstatt die Stimmen der Engel, welche die Frommen zum Gebete einlüden.

Wie schwer auch die Niederlage der Sarazenen gewesen war und obgleich sie sich zuerst in wilder Flucht südwärts ergossen, so behaupteten sie sich doch im südlichen Frankreich, und Narbonne blieb dort ihr wichtigster Haltpunkt. Ein andrer Statthalter, Abd al Malek, den der Kalif aus Damaskus sandte, suchte ihren Mut zu einem neuen Kriegszuge gegen Norden zu entflammen. Doch war sein Bestreben zunächst nicht eben von Erfolg begleitet. Die Christen im nördlichen Spanien, angefeuert durch den Sieg ihrer Glaubensgenossen, ergriffen wieder die Waffen gegen die Ungläubigen, und es wird sogar von einem Unternehmen berichtet, welches die Anhänger des Kreuzes aus Frankreich her über die Pyrenäen führte und wobei sie Barcelona erobert haben sollen. Abd al Malek war jedoch sodann in Katalonien, Aragon und Navarra siegreich, zog nach Frankreich und befestigte dort die in den Händen der Moslimen befindlichen Städte.

Hierauf machte ein günstiger Umstand es ihm möglich, die Offensive gegen die Christen zu ergreifen. In der Provence und in Septimanien hatten sich verschiedene christliche Große der Herrschaft bemächtigt und lebten untereinander in beständigen Fehden. Um ihre Gegner zu bezwingen, scheuten sich einzelne von ihnen nicht, sich mit den Sarazenen zu verbinden. So machte Mauronte, der sich zum Herrn eines großen Teils der Provence aufgeworfen hatte, gemeinsame Sache mit Jussuf, dem Befehlshaber von Narbonne, überschritt mit ihm den Rhone und bemächtigte sich der Stadt Arles, wo er Kirchen und Heiligtümer verheerte. Von da wandten sie sich nach Avignon und behaupteten diese Gegend vier Jahre lang. Um 735 begab sich Abd al Malek nach den Pyrenäen, um deren aufgestandene Bewohner zu unterwerfen, erlitt aber dort eine gänzliche Niederlage. Der Kalif ernannte nun Okba zu seinem Hauptstatthalter im Westen, und Abd al Malek behielt nur den Oberbefehl in den Pyrenäen. Okba war von großem Eifer für den Islam beseelt und ließ in Languedoc bis an die Ufer des Rhone Kastelle errichten, um von denselben aus den Krieg gegen die Christen mit Nachdruck führen zu können. Okbas Krieger drangen über Lyon in die Dauphiné vor. Im Jahre 737 beschloß dann Karl Martell, ihre überhandnehmende Frechheit zu züchtigen und rückte nach Süden gegen sie vor. Hildebrand, sein Bruder, jagte sie bis nach Avignon zurück und umschloß diese Stadt. Karl Martell folgte mit einem

starken Heer, und Avignon mußte sich ergeben. Alle Sarazenen, die in die Gewalt der Christen fielen, wurden niedergemacht, und Karl drang weiter bis Narbonne vor. Dorthin sandte Otba den Christen auf einer Flotte ein starkes Heer entgegen, und es entbrannte eine Schlacht zwischen den Kreuzanbetern und den Sarazenen, in welcher die letzteren völlig unterlagen. Die Ungläubigen wurden von den Siegern mit einem Hagel von Pfeilen verfolgt, und nur sehr wenigen gelang es, ihre Schiffe zu erreichen. Narbonne ward jedoch von den Arabern behauptet, und Karl Martell zog wieder nach Norden zum Kampf gegen die Friesen.

Seit der Mitte des 8. Jahrhunderts gestaltete sich die Lage der Christen in Frankreich schlimmer. Denn die Sarazenen, die bis dahin gewöhnlich durch die Pyrenäen vorgedrungen waren, begannen von nun an in ungeheuren Scharen von Afrika und den spanischen Ufern aus zur See in die Provence einzufallen. Nach einer mohammedanischen Tradition sollte der Prophet gesagt haben: ein Kriegszug zur See habe in Allahs Augen ein zehnfach größeres Verdienst, als ein solcher zu Lande. So behauptete man auch von Aischa, der Lieblingsgattin des Propheten, sie habe geäußert: wenn sie Mann wäre, würde sie sich dem heiligen Kriege zur See widmen.

Die Expeditionen der Mohammedaner nach Frankreich zu Meer gingen seit dem 8. Jahrhundert besonders von Tunis aus, wo ein eigener großer Kriegshafen angelegt war. In Spanien residirte ein Emir, dem

vorzugsweise die Leitung der Flotten oblag, und welcher den Titel Emir al Bahr (Admiral) führte. Die Expeditionen der Araber zur See richteten sich im Beginn gegen Sizilien, Korsika und Sardinien, von deren Küsten sie Gefangene und Beute in Menge fortschleppten. Ihre erste Unternehmung gegen Frankreich, um die Mitte des 8. Jahrhunderts galt der durch ihr blühendes Kloster berühmten Insel Lerins. Sie landeten daselbst, übten furchtbare Grausamkeiten gegen die zahlreichen, dieselbe bewohnenden Mönche und sollen die letzteren sämtlich, bis auf vier, die sie mit sich schleppten, umgebracht haben. Diesen vier jedoch gelang es später, zu entfliehen, und sie stellten das Kloster wieder her.

Zum Glücke für die Christen verhinderten heftige Parteiungen unter den Orientalen die energische Verfolgung ihrer Siege. Zwischen den Arabern und den Berbern, welche letzteren einen großen Teil der Eingedrungenen bildeten, brachen heftige Streitigkeiten aus, welche ihre weiteren Fortschritte in den Christenländern hemmten. Dazu kam der Untergang der Omajaden, welche den Kalifen aus dem Hause der Abbassiden weichen mußten. Aber unter dem letzten Sprößling des Omajadenhauses, der dem Mordschwert der Abbassiden entging, und sich in Spanien eine unabhängige Herrschaft gründete, dem glorreichen Stifter des westarabischen Reiches in Spanien, Abd ur Rahman I., brach eine glänzende Periode für die Mohammedaner im Abendlande an. Der Beginn der Regierung dieses Fürsten, nach-

dem derselbe sich in Cordova festgesetzt hatte, war allerdings nicht glücklich. Die Moslimen wurden im Jahre 759 durch Karls Nachfolger Pipin aus Narbonne vertrieben, und eine Zeitlang war ganz Frankreich von den Ungläubigen befreit. Der Ausbreitung der arabischen Herrschaft stand die Rivalität zwischen den Abbassiden, dem Orient und der neugegründeten Omajadendynastie in Spanien entgegen. Des angestammten Glaubenshasses vergessend, verbündeten sich jene mit den Franken, während Abd ur Rhaman und seine Nachfolger in innige Vereinigung mit den byzantinischen Machthabern traten. Es fand ein lebhafter Handelsverkehr zwischen der französischen und syrischen Küste statt. Schon gegen die Mitte des 8. Jahrhunderts zogen zahlreiche Pilger aus dem Abendlande nach Palästina, und es scheint, daß die abbassidischen Herrscher ihnen keine Hindernisse in den Weg legten. Zwischen König Pipin, sowie Karl dem Großen und den Kalifen des Orients, andrerseits zwischen Abd ur Rahman I. und den byzantinischen Kaisern gingen Gesandtschaften hin und her, welche die Verbindungen unter den Gebietern des Orients und Occidents enger schlangen. Allein während die fränkischen Fürsten freundschaftlichen Verkehr mit den Beherrschern von Bagdad pflegten, stellten sie sich den Emiren des Abendlandes feindselig gegenüber und suchten, ebenso wie die kleinen christlichen Könige von Nordspanien, ihr Gebiet südwärts der Pyrenäen auszudehnen. Eine günstige Gelegenheit, dies zu thun, bot sich dem großen Karl dar, indem drei

aufständische arabische Häuptlinge sich nach Paderborn begaben, um seine Hilfe wider Abd ur Rahman I. anzuflehen. Karl, dem eben die Bezwingung der heidnischen Sachsen gelungen war, lieh den Vorstellungen dieser Häuptlinge, die sich von der Herrschaft des Emirs von Cordova unabhängig machen wollten, ein günstiges Gehör. Er verabredete mit ihnen, daß er in ihrem Geleite mit einem zahlreichen Heer die Pyrenäen überschreiten wollte, und daß die arabischen Häuptlinge, die ihn auf dem Zuge begleiten sollten, seine Oberherrlichkeit anzuerkennen hätten. In sämtlichen den Mohammedanern abzunehmenden Gegenden sollte das Banner der mit Karl verbündeten abbassidischen Kalifen aufgepflanzt werden. Zum Glück für Abd ur Rahman gelangte jedoch der ihn bedrohende Feldzug nur auf unvollkommene Weise zur Ausführung. Zwei der arabischen Häuptlinge, auf deren Beistand der fränkische Herrscher gerechnet hatte, erwiesen sich als unzuverlässig. Nur einige der Führer, mit denen er den Plan verabredet, und unter welchen der vornehmste Al Arabi war, blieben ihm treu und folgten ihm vom Fuße der Pyrenäen bis vor die Mauern von Saragossa, das er zu belagern begann. Kaum aber hatte der große Frankenherrscher dies Unternehmen begonnen, als ihn wichtige Nachrichten nach Deutschland abriefen; die schon unterworfenen heidnischen Sachsen waren auf Wittekinds Ruf von neuem gegen ihn aufgestanden. Sie waren bereits bis an den Rhein vorgedrungen und hatten sich der Stadt Deutz, Köln gegen-

über, bemächtigt. Karl war so genötigt, nach dem Norden zurückzukehren, und schlug den Weg von Saragossa durch das Thal von Roncevaľ nach Frankreich ein. In der waldigen und felsigen Umgebung dieses von so vielen Liedern besungenen Thals lauerten die den Fremdlingen feindlichen und nach Beute begierigen Basken dem fränkischen Heere auf. Sie ließen zuerst die Vorhut des letzteren passiren; als aber die Hinterhut, mit Gepäck überladen, heranrückte, stürzten sie sich auf dieselbe herab, machten sie zum größten Teile nieder und töteten auch ihren Heerführer Ruotland. Sodann plünderten sie das Gepäck und zerstreuten sich, nachdem sie den Franken eine vollkommene Niederlage bereitet, in der Umgegend. Dies ist der einfache Hergang der durch die Tradition und die Gesänge der Dichter über alles Maß vergrößerten Schlacht von Roncevaľ. Abd ur Rahman I. war während des Vorganges in Cordova gewesen; allein er brach auf die Kunde davon nach dem Norden auf, und unterwarf wieder das aufständische Saragossa, wie er denn auch die aufrührerischen Basken zu Paaren trieb.

Nach Abd ur Rahmans im Jahre 778 erfolgtem Tode faßte sein Sohn Hischam, der nach ihm die Regierung antrat, großartige Pläne zur Ausbreitung des Islam. Er ließ in den Moscheen die Aufforderung zum heiligen Kriege verlesen, und infolge seines Aufrufs strömten die Gläubigen zahlreich zu seinen Fahnen, um die Christen jenseits der Pyrenäen zu bekriegen. Auf seinen Befehl wurde von den Kanzeln der Gotteshäuser

eine Kriegserklärung verlesen, die etwa folgenden Wortlaut hatte:

„Preis sei Allah, welcher den Ruhm des Islam durch das Schwert der Glaubenskämpfer erhöht hat, und der in seinem geheiligten Buche allen Getreuen seinen Beistand und einen glänzenden Sieg verheißen! So hat der Anbetungswürdige gesprochen: ‚O ihr Gläubigen, wenn ihr Allah Beistand leiht, so wird er euch helfen und euren Schritten Festigkeit verleihen! Weiht denn dem Herrn eure guten Thaten: er allein kann durch seine Hilfe eure Fahnen zum Triumphe führen. Es gibt keinen andern Gott außer Allah; er ist der einzige und hat keine Gefährten; Mohammed ist sein Prophet und sein geliebter Freund.‘ — O ihr Menschen! Gott hat euch begnadet, euch unter die Leitung des edelsten seiner Auserwählten zu stellen, und er hat euch des Geschenkes seiner Huld gewürdigt. Er wird euch im zukünftigen Leben ein Glück ohne Grenzen schenken, das noch kein Auge erblickt, von dem noch kein Ohr vernommen, und das noch kein Herz empfunden hat. Zeigt euch einer solchen Wohlthat würdig! Verteidigt die Sache eures heiligen Glaubens und bleibt dem rechten Pfade treu; Gott gebietet es euch durch sein geweihtes Buch, welches euch als Führer dienen soll. Hat doch das höchste Wesen gesagt: ‚Ihr, die ihr glaubt, bekämpft die ungläubigen Völker, welche in eurer Nähe sind, und zeigt euch hart gegen sie!‘ Eilt daher in den heiligen Krieg und erringt euch die Gnade des Herrn aller Wesen! Ihr

werdet den Sieg und die Macht erringen; denn der höchste Gott hat gesprochen: ‚Es ist eine Pflicht für uns, den Gläubigen Beistand zu leihen!‘“

Feurige Aufrufe dieser Art entflammten den Eifer der Moslimen, und sie strömten von allen Seiten zum heiligen Kriege herbei. Das von Glaubensbegeisterung trunkene Heer wälzte sich in zwei Abteilungen durch Asturien und Catalonien der französischen Grenze zu. Es war ein für Frankreich ungünstiger Moment; denn Karl der Große befand sich an der Donau. Bei der Annäherung des arabischen Heeres flohen die Bewohner Frankreichs voll Entsetzen mehr nordwärts; jenes aber bemächtigte sich von neuem Narbonnes und drang weiter bis in die Gegend von Carcassonne vor. Da sammelte Wilhelm, Graf von Toulouse, eine Schar von Christen um sich und stellte sich den Eindringlingen entgegen. Zwischen Narbonne und Carcassonne kam es zu einer Schlacht, die zwar nicht mit einem entscheidenden Sieg für die Moslimen endigte, ihnen jedoch reiche Beute eintrug, mit welcher sie triumphirend über die Pyrenäen zurückkehrten. Den fünften Teil davon verwandte Hischam für den Bau der großen Moschee zu Cordova, den sein Vater Abd ur Rahman I. begonnen hatte. Die von dem letzteren errichtete Abteilung dieses Riesengebäudes stand bei den Moslimen besonders deshalb im höchsten Ansehen, weil sie ausschließlich von der den Christen abgenommenen Beute aufgeführt worden war. Als nun der neue Teil der Moschee hinzugefügt wurde, weigerten sich

viele Moslimen, ihre Gebete in demselben zu verrichten, indem sie den älteren Bau für den heiligeren hielten. Aber Hischam ließ durch den Kadi bestätigen, daß auch die neue Abteilung des Gebäudes ausschließlich von den den Christen abgenommenen Reichtümern errichtet worden sei. Nach einigen arabischen Autoren war dieser Teil der Moschee um so heiliger, als die Erde, auf welcher er erbaut ward, aus dem jüngst eroberten Landstrich in einer Entfernung von 200 Meilen auf dem Rücken christlicher Gefangener herbeigetragen wurde.

Die Mohammedaner hatten jetzt zwar keinen festen Fuß mehr auf französischem Boden; indessen da Barcelona, Saragossa und andre Hauptplätze des nördlichen Spanien in ihren Händen waren, bedrohten sie noch immer das südliche Frankreich und machten häufige Kriegszüge dorthin. Zum Hauptstützpunkte für diesen Zweck diente ihnen das feste Barcelona. Aber Wilhelm, Graf von Toulouse, beschloß, um der ihn stets bedrohenden Gefahr zu entgehen, alles daran zu setzen, jene Stadt in die Gewalt der Christen zu bringen. Er vereinigte sich daher mit Ludwig, König von Aquitanien, Sohn Karls des Großen, und setzte, während letzterer in Rom war, um sich die Kaiserkrone aufs Haupt drücken zu lassen, ein Unternehmen gegen die catalonische Hauptstadt ins Werk. Ueber die Belagerung dieser Stadt gibt ein lateinisches Gedicht von Ermoldus Nigellus nähere Auskunft. „Barcelona," sagt er, „war für die Ungläubigen ein festes Bollwerk geworden. Von hier aus brachen

auf leichten Rossen die Krieger auf, welche in die christlichen Länder einfallen wollten; dorthin kehrten sie mit reicher Beute zurück. Vergebens richteten die Franzosen während zweier Jahre furchtbare Verwüstungen um die Wälle dieser Stadt an, der Befehlshaber ließ sich durch nichts zur Unterwerfung bestimmen. Als die Krieger von Aquitanien vor der Stadt angelangt waren, schickte sich jeder zur Erfüllung der ihm obliegenden Aufgabe an. Der eine begann Leitern anzulegen, der andre pflanzte Pfähle in die Erde, der dritte brachte Waffen herbei; noch ein andrer türmte Steine auf. Pfeile flogen von allen Seiten; die Mauern widerhallten von den Stößen der Widderböcke; der Anprall verursachte die furchtbarsten Verwüstungen. Um den Mut der Belagerten zu befeuern, verkündete der Befehlshaber, es seien Verstärkungen aus Cordova angelangt. Dann sprach er, mit der Hand auf die Franzosen deutend: ‚Da seht diese hochgewachsenen Männer, die der Stadt keine Ruhe lassen! Sie sind mutig, geübt in Führung der Waffen, gegen Gefahren gestählt und voll rüstiger Thätigkeit. Sie haben beständig die Schwerter zur Hand, an welchen ihre Jünglinge Wohlgefallen finden, und deren auch ihre Greise noch nicht überdrüssig sind. Laßt uns denn unsre Wälle tapfer verteidigen!‘“

Die Christen unternahmen die Belagerung von Barcelona in drei Heeressäulen, deren erste die Stadt angreifen, die zweite aber, unter dem Befehl des Grafen Wilhelm, sich den aus Cordova heranrückenden Moslimen

entgegenstellen sollte. Die dritte, unter dem Kommando Ludwigs, war auf der Höhe der Pyrenäen aufgestellt, um von dort aus nach dem Bedürfnis des Augenblicks zu operiren. Sadon, der mohammedanische Truppenführer, rückte aus den Mauern den Angreifern entgegen, mußte sich ihnen jedoch ergeben. Der Fall Barcelonas fand im Jahre 801 statt; seine Moscheen wurden in Kirchen umgewandelt. Ludwig schickte seinem Vater einen Teil der in der Stadt gemachten Beute: Küraſſe, Helme mit Zimieren und prächtig geharnischte Rosse.

Im nämlichen Jahre empfing Karl der Große eine Gesandtschaft des Harun al Raschid. Derselbe hatte einige Zeit zuvor einen Juden, Isaak, und zwei französische Christen an den Kalifen geschickt. Dieser Gesandtschaft war der Auftrag geworden, sich über Jerusalem nach Bagdad zu begeben und von Harun zu erwirken, daß den Christen der Zugang zur heiligen Stadt erleichtert würde. Auch sollten sie sich einen Elefanten erbitten, um dieses Tier bei ihrer Rückkunft in Frankreich produziren zu können. Harun empfing die Gesandtschaft huldvoll, erteilte Karl dem Großen das Recht, die Sicherheit der heiligen Orte zu überwachen und sandte ihm auch ein Riesentier von der Gattung, die zu Hannibals Zeiten in Europa sehr häufig gesehen worden war, nun aber dort nur dem Namen nach bekannt gewesen zu sein scheint. Endlich schenkte er ihm noch ein prachtvolles Zelt, Baumwoll- und Seidenstoffe, die damals höchst selten in Frankreich waren, zwei Kandelaber von riesiger

Größe und eine messingene Uhr, welche, durch Wasser getrieben, die zwölf Tagesstunden anzeigte. Der Elefant und die andern Geschenke wurden, nachdem sie in Pisa ausgeschifft worden, mit großem Gepränge nach Aachen, dem Lieblingsaufenthalte des Kaisers, geführt. Die Abgesandten hatten dem letzteren die Grüße des Kalifen und die Versicherung zu überbringen, daß er dessen Freundschaft höher als die aller andern Fürsten schätze.

Unterdessen währte der Krieg zwischen den Moslimen und Christen in Südfrankreich fort, und oft zum Vorteil der ersteren, da Karl schon im Norden überbeschäftigt war. Um die nämliche Zeit mußten die omajjadischen Herrscher in Spanien sich der Angriffe der abbassidischen Kalifen erwehren, welche Flotten ausschickten, um Andalusien zu unterwerfen. Schon seit 773 hatte Abd ur Rahman I. zu seinem Schutze gegen diese Ueberfälle Kriegsschiffe und Arsenale in den Häfen von Taragona, Tortosa, Sevilla, Almeria, Cartagena u. s. w. konstruiren lassen. Sich gegen die spanischen Sarazenen zu schützen, unterwarfen sich Sardinien, Korsika und die Balearischen Inseln Karl dem Großen; und nun richteten sich die Angriffe dieser spanischen Moslimen, die in offener Feindschaft mit dem Kaiser lebten, gegen die genannten Eilande. Sie ermordeten die männlichen Bewohner der Inseln und schleppten die Weiber und Kinder in die Gefangenschaft fort. Solange der mächtige Harun al Raschid lebte, stand das östliche, mit Karl dem Großen verbündete Kalifenreich noch unerschüttert da.

Allein als sich unter dessen Nachfolgern Thronstreitigkeiten erhoben, entzogen sich die aghlabidischen Statthalter von Nordafrika, welche in Tunis residirten, der Herrschaft derselben, und unter ihnen begann jenes Seeräuberunwesen, welches die Küsten des Mittelländischen Meeres solange verheert hat. Der lebhafte Handel, welcher zwischen Frankreich und Italien einerseits, und Aegypten, Syrien und Klein-Asien auf der andern Seite geführt wurde, reizte die Begier der afrikanischen Piraten. Mit den letzteren verbündeten sich die normannischen. Die Küsten der Ostsee, Jütland und Skandinavien waren damals von einer wilden, noch dem Glauben an Odin und Thor anhängenden Bevölkerung erfüllt, und das Streben nach Kriegsruhm und Beute, welches diese Normannen, die unter dem Namen der Wikinger bald der Schrecken aller europäischen Meere wurden, beseelte, führte sie zunächst an die französischen Ufer; ihre Angriffe auf die Küsten von Frankreich wurden so gefährlich, daß Karl der Große den Befehl gab, an den Mündungen der Ströme Verteidigungstürme aufzurichten. Um sich gegen die nordischen Barbaren zu schützen, trat Karl der Große mit den mohammedanischen Herrschern von Spanien in Verhandlungen ein. Im Jahre 812 begab sich ein arabischer Gesandter nach Aachen zum Kaiser und schloß daselbst einen Waffenstillstand auf drei Jahre, der indes bald wieder gebrochen wurde. Unter Karls Nachfolger Ludwig dem Frommen dauerte ebenso der Kampf zwischen Franzosen und Arabern, wie der Unfug der moham-

medanischen Piraten an den französischen Küsten fort. Nach dem Tode Ludwigs, als die Zwistigkeiten seiner Söhne das Reich verwüsteten, drangen die Sarazenen bis Arles vor, und zugleich machte ein arabischer Statthalter von Tudela in Navarra, Namens Musa, einen Einfall in die Cerdagne und verheerte das Land. Zur selben Zeit drangen die normannischen Seeräuber von den Mündungen der Ströme bis in das Innere von Frankreich ein und richteten hier furchtbare Zerstörungen an. Im Verein mit ihnen machten die afrikanischen Piraten Raubzüge nach den verschiedenen europäischen Küsten und drangen durch die Tibermündung bis zu den Thoren von Rom vor, wo sie die alten Basiliken St. Peter und St. Paul plünderten. Die Riviera von Genua hatte furchtbar von diesen Seeräubern zu leiden, und die Priester und Mönche selbst griffen zu den Waffen, um die Eindringlinge zu vertreiben. Die Normannen, nicht zufrieden, Frankreich zu verheeren, wagten sich bis nach Spanien, wo sie Sevilla plünderten, und von wo sie zu weiteren Zerstörungszügen die Meerenge von Gibraltar durchschifften. Auf der pyrenäischen Halbinsel brach infolge von Regenmangel eine furchtbare Hungersnot aus. Ungeheure Scharen von Heuschrecken ergossen sich über das Land, und heiße Winde aus der Wüste ließen das Wasser der Quellen versiegen. Doch war der Zustand in Spanien, wo Abd ur Rahman II. mit allen Kräften das Elend seines Landes zu lindern suchte, noch ein verhältnismäßig besserer, als in den meisten andern

Gegenden Europas. In Frankreich lagen, wie ein gleichzeitiges Aktenstück bekundet, in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts fast alle Kirchen in Trümmern; die Städte waren ausgeplündert, die Klöster verwüstet. Manche Christen ließen ihr Eigentum im Stich, und wanderten aus, um an befestigten Plätzen Schutz zu suchen; andre aber zogen den Tod der Auswanderung vor. Wieder andre verrieten sogar ihren Glauben und machten gemeinsame Sache mit den Sarazenen oder den Anbetern des Odin. Diese waren für die Landesbewohner die gefährlichsten; denn da sie die Gegend genau kannten, vermochte keiner, ihnen zu entrinnen. Ganz Frankreich schien sich in eine Wüste verwandeln zu sollen; wo früher das Land reich bebaut gewesen und Prachtgebäude das Auge erfreut hatten, sproßten nun Dornen und Nesseln.

Unter der Regierung Mohammeds, des Nachfolgers Abd ur Rahmans II., erhob ein gewisser Omar Ibn Hafsun die Fahne des Aufruhrs gegen den Herrscher von Andalusien und bemächtigte sich, indem er gemeinsame Sache mit den Christen machte, verschiedener Plätze im nördlichen Spanien. Der Emir Mohammed sah sich durch ihn so bedrängt, daß er die Hilfe Karls des Kahlen anrief, und er erreichte von diesem wenigstens, daß er versprach, den Empörern keine Hilfe zu leisten. Die Abgesandten, welche bei dieser Gelegenheit im Jahre 866 von Karl nach Cordova geschickt worden waren, kehrten mit Dromedaren, die mit prächtigen Sänften geschmückt waren und kostbare Stoffe, sowie Spezereien trugen,

zurück. Doch auch als die Gefahr, welche das Emirat von Cordova durch den Aufrührer bedrohte, beseitigt war, blieb der Zustand Spaniens ein trostloser. Pest, Dürre, Hungersnot und Erdbeben verwüsteten das Land. Da um die nämliche Zeit eine totale Mondfinsternis eintrat, glaubten die Moslimen, es sei um ihr Reich geschehen. Die Rechtgläubigen meinten, man müsse den Zorn Allahs durch einen Dschihad oder Glaubenskrieg besänftigen, und es war nahe daran, daß ein Aufstand gegen den Emir Mohammed ausgebrochen wäre, weil derselbe diesem Begehren nicht Folge geben wollte.

Allein wenn die Zustände in Spanien vieles zu wünschen übrig ließen, so waren sie in Frankreich und Italien noch weit entsetzlicher. Karl der Kahle starb im Jahre 876, als er eben im Begriffe stand, die Sarazenen zu bekämpfen, die sich nicht nur Siziliens, sondern auch des ganzen Südens von Italien bemächtigt hatten und den Papst in Rom anzugreifen drohten. Im Verein mit ihnen verwüsteten die Normannen alles Land, und während Frankreich unter den Streichen dieser Eindringlinge blutete, bekämpften sich seine Fürsten und Parteiführer untereinander, als hätten sie die Vernichtung des unglücklichen Reiches zum Ziel ihres Strebens gemacht.

Inmitten dieses allgemeinen Wirrwarrs gelang es einer Schar von Mohammedanern sich in Gegenden festzusetzen, wohin bis da noch kein Moslem gedrungen war. Es ist das eine fast ganz vergessene Episode des Mittelalters, und wer jetzt das grünende Thal des

Wallis durchwandert, denkt schwerlich daran, daß dasselbe einst von Söhnen der Wüste bewohnt worden ist. Nachdem die arabischen Eroberer im ersten Sturmesdrang ihrer Kriegszüge nicht nur die ganze pyrenäische Halbinsel in Besitz genommen, sondern auch in unzählbaren Scharen sich über Frankreich ergossen hatten, glückte es einigen dieser Eindringlinge, sich an der Küste des Golfs von St. Tropez im südlichen Frankreich festzusetzen und hier in unzugänglicher waldiger Gebirgsschlucht eine Burg Fraxinetum zu gründen, von welcher aus sie Streifzüge in das innere Land unternahmen, und letztere mehr und mehr ausdehnten. Dieses Fraxinetum lag wahrscheinlich an der Stelle, wo sich heute das Dorf Garde-Frainet befindet, und von wo man in direkter Linie zwischen dem Meerbusen und dem nordwärts gelegenen Lande verkehren kann. Hier auf der Höhe der Berge gewahrt man noch Reste gewaltiger Kriegsbauten, Wände, die in die Felsen gehauen sind, eine gleichfalls in das Gestein gehöhlte Zisterne und einige Mauerreste.

Einen politischen Charakter hatten diese Unternehmungen der Araber nicht. Raub und Plünderung waren ihre hauptsächlichen Zwecke, und die Regierung der Kalifen von Cordova stand denselben ganz fern. Auch findet sich darüber, soviel bis jetzt zu ermitteln ist, bei den arabischen Geschichtschreibern nichts aufgezeichnet. Von ihrer Festung Fraxinetum aus drangen die Sarazenen oder Heiden — wie sie gewöhnlich von den Chronisten genannt werden — in die Provence und

Dauphiné ein. Die Herren jener Gegenden bedienten sich ihrer, wenn sie bei ihren Streitigkeiten deren Beistand bedurften. Der Schrecken, den sie verbreiteten, war so groß, daß nach dem Ausdruck eines zeitgenössischen Schriftstellers man in ihnen die oft angeführten Worte verwirklicht sah: „Einer unter ihnen wird tausend in die Flucht schlagen; vor zwei von ihnen aber werden zweitausend entfliehen.“ Das Entsetzen wurde bald allgemein; die wilden Gäste aus dem Osten drangen nach den Alpen vor und fielen über den Mont Cenis in Italien ein. An den Grenzen von Piemont im Thal von Susa bemächtigten sie sich der Abtei Novalese. Die Mönche hatten kaum die Zeit, sich nach Turin zu retten und dort die Reliquien ihrer Heiligen, sowie eine reiche Bibliothek in Sicherheit zu bringen. Die Sarazenen fanden daselbst nur zwei Klosterbrüder, die zurückgeblieben waren, um die Abtei zu bewachen. Sie mißhandelten dieselben, plünderten das Gebäude sowie das naheliegende Dorf und steckten die Kirchen in Brand. Die Bewohner, die keinen Widerstand zu leisten vermochten, flohen vergebens in die Berge zwischen Susa und Briançon, wo das Kloster von Oulx stand. Die Araber verfolgten sie bis dahin und töteten eine so große Anzahl von Christen, daß die Gegend noch später das Feld der Märtyrer genannt wurde.

Bald war der Verkehr zwischen Frankreich und Italien durch die Schwärme von Ungläubigen, welche diese Gegend erfüllten, unterbrochen. Als im Jahre 911

ein Erzbischof von Narbonne in wichtigen Geschäften nach Rom reisen wollte, fand er den Weg dahin durch Schwärme von Sarazenen verlegt. Alle Alpenpässe waren von ihnen besetzt, und wer in ihre Gewalt geriet, sah sich vom Tode bedroht.

Im Jahre 912 brach durch den Regierungsantritt Abd ur Rahmans III., der zuerst den Titel eines Kalifen annahm, eine neue glänzende Periode für Spanien an. Die Könige von Navarra und von Leon setzten ihm zuerst Widerstand entgegen; allein sein Oheim, der, wie er Abd ur Rahman hieß und den Beinamen „der Siegreiche" führte, drang im Jahre 920 über die Pyrenäen vor und verwüstete einen großen Teil der Gascogne bis zu den Thoren von Toulouse. Bei seiner Rückkehr indes wurde derselbe von Garcia, König von Navarra, überfallen und der gemachten Beute beraubt. Wenn nun auch seitdem die Christen des nördlichen Spaniens den Einfällen der Ungläubigen in Frankreich Halt boten, so wurde doch das letztere von der Seeseite her fortwährend von Schwärmen der Mohammedaner heimgesucht. In den Gebirgspässen der Alpen setzten sie sich dauernd fest, und plünderten Reisende und Pilger aus. Auch stiegen sie in die Thäler hinab und brandschatzten die Klöster, die durch ihre Kostbarkeiten berühmt waren. So wurde von ihnen das Kloster St. Maurice niedergebrannt. Der ganze Strich Landes von der Schweiz an bis zum Golf von St. Tropez, dem Stützpunkte ihrer Macht, scheint längere Zeit in ihrer Gewalt gewesen zu sein, so daß sie

alle ihre zusammengerafften Schätze nach Frarinetum in Gewahrsam bringen konnten. Um den Plünderzügen, die sie mit immer wachsender Kühnheit, ebenso wie in den Alpen, an den Küsten des Mittelländischen Meeres vollführten, ein Ende zu machen, beschloß Graf Hugo von Provence einen ernstlichen Angriff wider sie, und hatte den Küstenstrich von St. Tropez, sowie ihre Festung bereits zu Meer wie zu Lande eingeschlossen, als der Ausgang dieses Unternehmens vielmehr den Abenteurern zu nutze kam und ihnen sogar eine Art von Recht zur Herrschaft verlieh. Graf Hugo sah sich nämlich gerade in jenem Moment durch den König Berengar von Italien bedroht, welcher die Hilfe des deutschen Kaisers angerufen hatte und über die Alpen gegen ihn vorzurücken im Begriffe stand. In dieser Drangsal gab Hugo die Belagerung von Fraxinetum auf und schloß einen Vertrag mit den Sarazenen, wonach sie sich verpflichteten, den Uebergang Berengars über den St. Bernhard oder die umliegenden Berge zu verhindern. Daß sie dieser Verpflichtung genügten, ist unzweifelhaft; denn Berengar verzichtete auf sein Vorhaben und nahm nun seinen Weg vielmehr durch Tyrol. Von jetzt an schien es, daß die Söhne Arabiens sich für immer in der Mitte Europas festsetzen wollten, und es ist ein eigentümlicher Anblick, wie diese Wüstenbewohner dieselbe Kühnheit, welche sie auf ihren Zügen durch die unermeßlichen Sandflächen ihrer Heimat entfaltet hatten, in den wilden Felsschluchten und zwischen den Gletschern der schweizerischen Alpen

zeigten. Sie überschritten auf ihren Raubzügen die steilen Gebirgshöhen, welche das Wallis von der Ostschweiz trennen, und drangen, überall sengend und plündernd bis nach St. Gallen und dem Bodensee vor. Der Mittelpunkt ihrer Herrschaft scheint aber der St. Bernhard geblieben zu sein. Hier, wie in den umliegenden Thälern, betrachteten sie sich als die Gebieter des Landes und begannen auch Ackerbau zu treiben und das arabische Bewässerungssystem einzuführen.

Nun wuchs ihre Kühnheit, und es gewann den Anschein, als wollten sie im Herzen von Europa ein arabisches Reich gründen. Es fanden häufige Heiraten zwischen ihnen und den Töchtern der christlichen Eingeborenen statt, und sie widmeten sich eifrig der Kultivirung des Landes. Andre besetzten die Höhen und zeigten weniger friedliche Neigungen, überfielen vielmehr die Reisenden und verlangten starke Lösegelder von ihnen. „Die Anzahl derer, die sie töteten," sagt der Chronist Luitprand, „war so groß, daß derjenige allein sie zählen kann, der ihre Namen in das Buch des Lebens eingetragen hat."

Der große St. Bernhard, der ehemals Montjour oder der Berg des Jupiter hieß, hat immer einen Verbindungsweg zwischen dem Wallis und Italien dargeboten. Von hier aus beherrschten die Araber die benachbarten Gegenden und verbreiteten sich in dieselben. An diesen Berg richtete Luitprand die folgenden Verse: „Du lässest die frömmsten Männer untergehen und bietest

den Frevlern, welche Mauren genannt werden, eine Zuflucht. Elender! du scheust nicht, deinen Schatten Menschen darzubieten, welche Blut vergießen und von Räuberei leben. Was soll ich sagen? Mögst du vom Blitze aufgezehrt oder in tausend Stücke zerschmettert und in das ewige Chaos gestürzt werden!"

Man will in neuerer Zeit im Wallis noch Spuren von alten Schöpfbrunnen und sonstigen Einrichtungen, welche die Araber zum Zweck ihrer eigentümlichen Berieselung der Aecker anzuwenden pflegten, gefunden haben. Ob sich das in der That so verhält, vermag ich nicht zu sagen; jedoch läßt sich eine wirkliche Reminiscenz an den Aufenthalt der Mohammedaner in diesen Gegenden noch an verschiedenen Ortsnamen feststellen. Dies ist der Fall bei dem aus dem Saasthale nach Piemont gehenden und am Monte Moro vorbeiführenden Moropasse, und bei dem an seinem Ausgange liegenden Dorf Almagell (Almahelm-Station), sowie bei dem Gletscher Allalain in dem obersten Teile des Saasthales, und bei den Alpe Aien ebendaselbst, welche beide Quellen entsenden und daher ihren Namen von dem arabischen ain, Quelle, erhalten haben.

Die wichtigste sarazenische Reliquie, welche die Schweiz besitzt, findet sich nicht im Wallis, sondern in Chur. Die dortige Domkirche nämlich bewahrt ein Meßgewand, das aus verschiedenen Teilen zusammengesetzt ist, deren einer, unstreitig aus einem arabischen Webstuhl hervorgegangen, eine Koran-Inschrift in kufischen Buchstaben

enthält. Es ist gewiß eine Kuriosität, sich einen katholischen Priester vorzustellen, wie er, mit einem solchen Gewande bekleidet, dessen Inschrift, wenn er ihren Inhalt hätte ahnen können, ihm sicher den größten Abscheu eingeflößt hätte, die Messe las. Ein paar Tiergestalten, welche dem arabischen Teil dieses Kleidungsstückes eingewebt sind, dienen neben vielem andern dazu, um den freilich von ganz oberflächlicher Kenntnis festgehaltenen Glauben zu widerlegen, die Moslimen hätten sich der figürlichen Darstellung lebender Wesen gänzlich enthalten.

Länger als in der Schweiz behaupteten sich, wie wir gesehen, die Sarazenen in einem Teil von Südfrankreich. Namentlich in der Provence und Dauphiné waren viele ansässig und bedrohten die umwohnenden Christen. Im Jahre 965 wurden sie jedoch gänzlich aus Grenoble vertrieben, und die Franzosen, welche dies vollbrachten, teilten sich in ihre Ländereien. Einzelne Familien, die bis in die neuere Zeit in der Gegend ansässig gewesen sind, rühmten sich, noch an der Vertreibung jener Söhne Arabiens teilgenommen zu haben.

Dieser und verschiedene andre Vorgänge schienen anzukündigen, daß die Macht der Sarazenen in Frankreich sich dem Ende zuneigte. Ein Vorfall, der sich bald ereignete, trug viel zur Beschleunigung ihres Schicksals bei. Der wegen seiner Tugenden allgemein verehrte heilige Majolus, Abt von Cluny in Burgund, hatte sich auf eine Pilgerfahrt nach Rom begeben und dachte, über den Mont Genèvre und die Thäler der Dau-

phiné auf seinen Bischofssitz zurückzukehren. Damals hatten die Sarazenen eine Höhe zwischen Gap und Embrun inne, wo sie das Thal von Drac gegenüber der Brücke von Orcières beherrschten. Als der heilige Mann am Fuß der Alpenkette anlangte, drängte sich eine Menge von frommen Christen ihm entgegen. Doch da sie an den Punkt kamen, wo der Fluß Drac sich in einem engen Felsenbette fortwälzt, schossen die Sarazenen von den Höhen herab Pfeile über Pfeile, um den Ankömmlingen den Tod zu bereiten. Vergebens suchten die Bedrängten zu entfliehen; die meisten von ihnen, darunter der Abt, wurden gefangen. Dieser selbst empfing, als er einen seiner Anhänger beschützen wollte, eine Wunde an der Hand. Die Christen wurden nach einem abgelegenen Orte geführt; da die meisten von ihnen arme Pilger waren, wandten sich die Sarazenen an den Heiligen, als an die bedeutendste Person, und forschten nach seinen Vermögensumständen. Derselbe erwiderte: Obgleich von reichen Eltern geboren, besitze er nichts, weil er allem seinem Eigentum entsagt habe, um sich ganz dem Dienste Gottes hinzugeben; er sei jedoch Abt eines Klosters, welches beträchtliche Besitztümer habe. Hierauf setzten die Sarazenen das Lösungsgeld für jeden der Gefangenen auf tausend Pfund Silber fest. Der Heilige wurde aufgefordert, den ihn begleitenden Mönch nach Cluny zu senden, um die ausbedungene Summe herbeizuschaffen. Zugleich ward ein Termin festgestellt, nach dessen Ablauf die Gefangenen sämtlich den Tod erleiden sollten. Majolus

übergab dem für die Sendung bestimmten Mönch vor der Abreise einen Brief, der mit folgenden Worten begann: „An die Brüder von Cluny der gefangene und mit Ketten beladene Majolus. Die Ströme des Belial haben mich umzingelt und die Schlingen des Todes mich erfaßt.“ Bei der Lesung dieses Briefes zerfloß die ganze Abtei in Thränen. Die Brüder rafften alles Geld, das sich im Kloster fand, zusammen, und brachten in der Umgegend Beiträge auf, so daß sie schließlich die nötige Summe in Händen hatten. Noch kurz vor dem angesetzten Termin war der Betrag im Besitze der Sarazenen, und alle Gefangenen wurden in Freiheit gesetzt. Von dem Augenblick an, wo er in ihre Gewalt geraten war, hatte Majolus versucht, die Ungläubigen von ihrem frevelhaften Leben abzubringen. Er war aber von den hierdurch in Wut Geratenen in eine finstere Höhle gesperrt, indes schließlich von den Moslimen, welche die Milde und unerschütterliche Ruhe ihres Gefangenen rührte, liebreich behandelt worden.

Die erzählte Gefangensetzung des Abtes von Cluny und seiner Genossen, welche im Jahre 972 stattfand, erregte ein außerordentliches Aufsehen. Unter den Christen ward ein allgemeiner Ruf nach Rache laut. Hoch wie niedrig erhob sich, um solche Freveltaten für die Zukunft unmöglich zu machen. In der Umgebung des Städtchens Sisteron lebte damals ein Edelmann, Namens Benoon, der schon verschiedentlich seinen Eifer für die Befreiung des Landes bekundet hatte. Dieser errichtete,

unter dem Beistand der christlichen Bevölkerung jener Gegend, nicht fern von Sisteron, ein festes Schloß, welches gerade der von den Sarazenen eingenommenen Höhe gegenüberlag. Er beabsichtigte, von dort aus alle ihre Bewegungen zu erspähen, um sie bei der nächsten Gelegenheit zu vernichten. Die Ungläubigen suchten vergebens, seine Absichten zu hintertreiben. Der von ihnen besetzte Berg, welcher Petra Impia hieß, wurde von den Christen eingenommen, und alle Moslimen, welche Widerstand wagten, sanken unter ihren Schwertern; die übrigen, mit Einschluß des Häuptlings, ließen sich taufen. — Zur selben Zeit befreiten sich die Bewohner von Gap von den fremden Eindringlingen. Die Sarazenen der Gegend wurden von ihnen umzingelt und niedergemacht. Die Dauphin' war von den Ungläubigen gesäubert, die Provence sollte es auch bald werden. Das Nähere hierüber wird uns nicht berichtet; man weiß nur, daß Wilhelm Graf von Provence sich an die Spitze des Unternehmens stellte. Die Mohammedaner, welche sich in ihren letzten Zufluchtsorten bedroht sahen, stiegen aus ihren Verschanzungen herab und lieferten den Christen eine erste Schlacht bei Draguignan, wo noch ein Turm gezeigt wird, welcher zur Erinnerung an dies Ereignis erbaut sein soll. Die Araber, vollständig geschlagen, flüchteten in das feste Schloß. Die Christen setzten ihnen nach und vertrieben sie aus ihrem Haltpunkt. Vergebens strebten die Ungläubigen, sich zu retten; sie wurden von den sie Verfolgenden teils niedergemacht, teils ergaben sie

sich. Denjenigen, die das letztere thaten, wurde das Leben geschenkt; auch den die umliegenden Dörfer bewohnenden Moslimen ließen die Christen Schonung angedeihen. Manche von diesen begehrten die Taufe und verschmolzen nach und nach mit der einheimischen Bevölkerung; die übrigen erhielten sich noch lange als eine von den christlichen Bewohnern verschiedene Rasse.

Die Einnahme der Burg Fraxinetum fand 975 statt. Die gesamte dort gemachte Beute wurde unter die christlichen Krieger verteilt und zugleich die umliegende Gegend mehrere Meilen weit verwüstet. Nun besaßen die Mohammedaner kein Eigentum mehr auf französischem Boden. Da auch die angrenzenden nördlichen Gegenden sich in Händen von Christen befanden, so schien Frankreich nichts mehr von den Ungläubigen zu befürchten zu haben. Doch seit, nach dem Tode des Kalifen Hakem II., der gewaltige Almansur die Herrschaft für dessen schwachen Nachfolger führte, war die Sache der Kreuzverehrer in Frankreich ebenso wie in Spanien noch immmer bedroht. Almansur sammelte nicht nur auf der pyrenäischen Halbinsel, sondern auch im nördlichen Afrika ein gewaltiges Heer, um dem Islam überall, wo er zurückgedrängt war, zum Siege zu verhelfen, und in 56 Feldzügen, die er unternahm, war sein Banner stets siegreich. Aus Anlaß seiner Kriegsfahrten füllten sich die Märkte von Sevilla, Cordova, Granada und Lissabon mit christlichen Gefangenen, Männern, Weibern und Kindern, welche zum Verkauf aus-

gestellt wurden. Almansur sah diese seine Siege über die Anbeter des dreieinen Gottes als das größte Verdienst an, das er sich vor Allah erwerben könne, und ließ stets den Sarg, in dem er einst bestattet sein wollte, hinter sich herführen. Am Ende jeder Schlacht schüttelte er in diesen Sarkophag den Staub, mit dem er noch bedeckt war, und dachte, aus demselben sich ein Lager zu bilden, auf welchem er geradewegs in den Himmel erhoben werden würde. Nicht nur die von den Christen in Besitz genommenen Teile Spaniens, sondern auch ganze Provinzen von Südfrankreich wurden von ihm auf fürchterliche Weise verheert. Almansur trug seine Waffen weiter, als irgend ein Mohammedaner vor ihm. Santiago von Compostella, das große Heiligtum in Galizien, fiel in die Hände der Sarazenen. Die Stadt wurde mit Feuer und Schwert verwüstet, und auf Befehl des Feldherrn schaffte man die Glocken nach Cordova, wo sie in der großen Moschee aufgehängt wurden, um als Lampen zu dienen. Seinen Sieg noch glänzender zu machen, bestimmte der Feldherr, daß die christlichen Gefangenen die Glocken zweihundert Meilen weit auf ihren Schultern tragen sollten. Es wäre um die Lehre Jesu in Spanien geschehen gewesen, wenn ihre Bekenner nicht den Streitigkeiten unter sich ein Ende gemacht hätten. Glücklicherweise erkannten der Graf von Castilien, die Könige von Navarra und Leon, sowie die andern christlichen Herrscher die Gefahr und schwuren, sich ganz der gemeinsamen Sache zu weihen. Selbst Priester und

Mönche verlangten, in Waffen mit den Kriegern auszuziehen. Auch an die Christen von Languedoc, der Provence und Gascogne erging ein Aufruf, die Fahne des Kreuzes zu entfalten. Während sich so ein gewaltiges Heer an den Nordgrenzen von Castilien sammelte, vereinigte Almansur unter seinen Bannern eine ungeheure Armee von Moslimen. Die beiden Heere stießen bei Soria, nahe den Quellen des Duero, zusammen. Die Schlacht wütete den ganzen Tag hindurch, das Blut floß in Strömen; am Abend zog sich Almansur, der verschiedene Wunden erhalten, in sein Zelt zurück, um den Kampf am Morgen von neuem zu beginnen. Er erwartete eine Zeitlang seine Generale und Emire, um mit ihnen den Feldzugsplan zu verabreden, erfuhr aber dann, sie alle seien im Kampfe gefallen. Da er sich so als besiegt erkannte und seine Niederlage nicht überleben wollte, streckte er sich auf sein Kriegerbett, weigerte sich, Nahrung zu sich zu nehmen und starb nach wenigen Tagen. Man beerdigte ihn mit den Kleidern, die er am Tage des Kampfes getragen, und legte ihn in den Sarg, den er im voraus sich zu diesem Zwecke bestimmt hatte. Sein Grab wird noch heute in der Stadt Medina Celi gezeigt.

Der Tod dieses gewaltigen Mannes war ein unersetzlicher Verlust für das mohammedanische Andalusien, das später nie wieder von einer so kräftigen Hand gelenkt wurde, wie die seinige gewesen. Er hatte Künste und Wissenschaften nicht minder gefördert, als den Ruhm

der andalusischen Waffen weithin strahlen lassen. Doch mit ihm endeten die glänzenden Tage des Islam in Spanien. Bürgerkriege begannen das Land zu verheeren, und die Herrschaft des Koran auf der pyrenäischen Halbinsel neigte sich mehr und mehr ihrem Untergange zu.

Mit Almansurs schwachem Sohne Abd al Malek, der schon im Jahre 1008 verstarb, nahm der Verfall des Reiches noch mehr zu. Den Christen des nördlichen Spaniens würde es nicht schwer gefallen sein, das Land ihrer Väter wieder zu erobern; aber die heftigen Streitigkeiten, die zwischen ihnen wüteten, hinderten solches. Ihre gegenseitige Feindschaft ging oft so weit, daß sie sich mit mohammedanischen Fürsten verbündeten, um ihre Gegner, die gleich ihnen das Kreuz bekannten, zu bekämpfen. Diese Zwistigkeiten unter den Christen, die mit vereinigter Macht vielleicht wieder die Mohammedaner nach Afrika hätten zurücktreiben können, bewirkten, daß letztere sich noch über vier Jahrhunderte auf der Halbinsel zu behaupten vermochten und nicht bloß die christlichen Staaten Spaniens, sondern auch selbst Frankreich angriffen. In den Jahren 1003 und 1007 bereits waren sie in Antibes und Narbonne gelandet, hatten versucht, die Stadt zu erstürmen, waren indes von den Einwohnern zurückgetrieben worden. Diejenigen Mohammedaner, die nicht im Kampfe fielen, wurden zu Gefangenen gemacht und als Sklaven verkauft.

Wie im Morgenlande, so spielte auch im Occident, soweit er den Arabern unterworfen war oder von ihnen

häufig besucht wurde, der Sklavenhandel eine bedeutende Rolle. Von Alters her besorgten bei allen mohammedanischen Völkern die Unfreien die schwersten körperlichen Arbeiten. Doch war der Zustand derselben im entferntesten nicht so schlimm, wie derjenige der Unglücklichen, welche später in Amerika unter der Geißel der Europäer seufzten. Einem tüchtigen und fleißigen Sklaven wurde es bei den Arabern leicht, seine Freiheit zu erhalten, und dann gelang es ihm nicht selten, zu den höchsten Stellen im Staate aufzusteigen. Schon sehr früh verbreitete sich bei den Moslimen der Gebrauch, Gefangene und Kinder beiderlei Geschlechts zu verkaufen. Die solchen Handel treibenden Kaufleute führten Eingeborene von den Ufern des Rheins, von den Mündungen der Elbe und aus andern Gegenden in die mohammedanischen Länder, um sie dort zu Markte zu bringen. Auch von den Ufern des Adriatischen und Schwarzen Meeres wurden Kinder der Eingeborenen nach Spanien geschleppt, um dort öffentlich zum Kauf ausgestellt zu werden. Ebenso kamen nach Frankreich sehr viele Männer, Weiber und Kinder aus den verschiedensten Gegenden, woselbst sie dann an die Meistbietenden verhandelt wurden. Früh verbreitete sich auch der schändliche Gebrauch unter den Mohammedanern, die gefangenen Knaben zu verstümmeln, damit dieselben als Diener in den Haremen verwendet werden könnten. In Frankreich, besonders in Verdun und in Lothringen, wurde die Industrie, Eunuchen zu fabriziren, eifrig betrieben, von wo demnächst die Ver-

schnittenen nach Spanien transportirt und daselbst zu hohen Preisen verkauft wurden. Ein arabischer Schriftsteller berichtet, daß im Jahre 966 französische Große aus Catalonien, um den Kalifen in Cordova günstig für sich zu stimmen, ihm unter andern Geschenken 20 junge slavonische Eunuchen darboten. Ein beträchtlicher Teil der Leibwachen der Kalifen von Cordova bestand aus solchen Slavonen, unter welchem Namen nicht unbedingt Slaven, sondern Bewohner der östlichen Gegenden Europas verstanden wurden. Inmitten der Araber und Berbern befanden sich nicht nur viele Heiden aus den nördlichen Gegenden Europas, sondern auch eine Menge Italiener und Franzosen, die, als Christen geboren, späterhin zum Islam übergetreten waren. Die Juden trieben einen wahren Seelenhandel, indem sie sich Kinder von Christen aufkauften und diese dann auf den Märkten der Seestädte an die Liebhaber solcher Ware veräußerten. Von dort wurden sie auf venetianischen und griechischen Schiffen in die Länder der Sarazenen gebracht. Selbst in der Hauptstadt der Christenheit fand ein solcher abscheulicher Menschenhandel statt. Im Jahre 750 kaufte der Papst Zacharias zu Rom eine große Menge junger Leute, die als Handelsware weggeführt werden sollten, aus den Händen der Venetianer los.

Zu den als Sklaven von den Arabern angekauften Christen kamen noch die zahlreichen Gefangenen, welche in deren Gewalt fielen. Die Menschenjagd wurde von den Sarazenen sehr eifrig betrieben. Nach jedem ihrer

Kriegszüge füllten sich die Märkte von Cordova, Sevilla und den andern Hauptstädten mit solcher Ware. Die ihren Eltern entrissenen Kinder wurden in der Glaubenslehre des Islam erzogen, und wenn sie Widerstand leisteten, so konnten die Behörden sie zum Gehorsam zwingen; die erwachsenen Christen wurden aber nicht immer genötigt, ihre Religion zu wechseln, indem ein Gebot Mohammeds lautet: „Thut den Menschen keine Gewalt wegen ihres Glaubens an!“ Doch manche nahmen freiwillig Dienste unter den Sarazenen und vertauschten das Kreuz mit dem Halbmond. Sogar unter den Christen der eroberten Länder fehlte es nicht an solchen, die sich den Ungläubigen bei ihren Verheerungszügen zugesellten.

Als die Mohammedaner zuerst in Spanien einbrachen, wurden sie infolge der inneren Streitigkeiten, welche in diesem Lande wüteten, auch von vielen Christen unterstützt. Da sie nicht genug Krieger zur Disposition hatten, um die festen Plätze, die ihnen besonders wichtig waren, zu besetzen, so vertrauten sie die Bewachung derselben Juden an. Unzweifelhaft wurden ihnen ihre Eroberungen auch durch viele treulose Christen, welche ihr Vaterland und ihren Glauben verrieten, erleichtert. Beim Eindringen in die Dauphiné, in Savoyen, Piemont und die Schweiz gesellten sich unbestreitbar viele eingeborene Christen zu den Eroberern. Auf diese Weise kam es, daß nach und nach eine Verschmelzung der Moslimen mit den Christen stattfand. Die ersteren waren, obgleich

sie einen andern Glauben bekannten und eine andre Sprache redeten, zuletzt mit den Besiegten völlig eins geworden. Das erhellt aus dem, was ein Chronist des Novalese über Verwandte von ihm berichtet, die in die Hand der Sarazenen gefallen waren. Nach einem Kampfe in der Umgegend von Verceil siegen die Moslimen und ziehen mit ihren Gefangenen in die Stadt ein. Letztere werden in den Straßen ausgestellt und jeder Kaufliebhaber bietet auf sie diejenige Summe, welche ihm angemessen erscheint. Unterdessen begeben sich die Verwandten und Freunde dieser zur Knechtschaft Verurteilten zum Bischof und den vornehmsten Stadtbewohnern, indem sie sich in dieses Handelsgeschäft mengen, gerade so, wie in unsrer Zeit Kaufleute in einer Stadt ankommen, um dort ihre Ware zu verhandeln.

Als die Sarazenen zuerst in Frankreich eindrangen, waren es vor allen die Juden, welche ihnen auf ihren Eroberungszügen Hilfe leisteten. Sie öffneten denselben nach ihrem Ueberschreiten der Pyrenäen, wie im Leben des heiligen Theodat erzählt wird, die Thore von Toulouse. Karl der Große erließ die Verordnung, dieser Verrat solle dadurch an ihnen bestraft werden, daß die Söhne Israels einmal in jedem Jahre vor den Thoren der Kathedrale Ohrfeigen erhielten. Hinzuzufügen ist jedoch, daß nach andern Chroniken Toulouse nie von den Sarazenen eingenommen wurde und daher in jenen Erzählungen vielleicht eine andre Stadt gemeint ist.

Nur ein Teil der Eroberer sprach arabisch; die

andern redeten berberisch und sonstige afrikanische Idiome. Außer Mohammedanern befanden sich unter den Eindringlingen viele Heiden und sogar Christen. Die Schar, welche im Jahre 730 das Velay einnahm, bestand allem Anschein nach großenteils aus Götzendienern. Was die Religion der Berbern anlangt, die so großen Teil an den Eroberungen der Araber in Spanien und Frankreich nahmen, so besitzen wir geringe Nachrichten über dieselbe. Man weiß einzig, daß verschiedene von ihren Stämmen christlich oder jüdisch waren; andre beteten das Feuer, die Gestirne oder Götzen an. Erst lange Zeit nach der Besetzung Afrikas traten die Berbern zum Islam über. Lediglich eine kolossale Unwissenheit konnte die christlichen Autoren des Mittelalters verleiten, die Mohammedaner als Götzendiener zu bezeichnen, da gerade Vielgötterei von den letzteren besonders perhorreszirt wird. Trotzdem war es unter den Christen des Mittelalters allgemeiner Brauch, die Moslimen, von welchen gerade *sie* wegen der Dreieinigkeitslehre als Götzenanbeter verabscheut wurden, mit dem Namen Heiden zu bezeichnen. In der angeblichen Chronik des Turpin wird erzählt, in Spanien erhebe sich am Strande des Meeres auf einer hohen Säule eine eherne Statue, welche Mohammed vorstelle und von den Anhängern des Propheten angebetet werde. Im „Mirakelspiel von St. Nikolas" ist von einem moslimischen Fürsten in Afrika die Rede, der sein Gebet an einen Götzen Tervagant richte, und welcher das Antlitz des letzteren mit Goldplatten bedecke, wenn er eine Gunst

von ihm erhalten habe. Endlich, nach dem Roman de Roncevaux, hatten die Sarazenen von Saragossa eine Grotte zum Tempel ihrer Götter geweiht. In derselben befanden sich goldene Bildsäulen, die ein Scepter in der Hand hielten und mit einer Krone geschmückt waren. Dort versammelten sich die Mohammedaner, wenn sie den Himmel günstig für sich stimmen wollten, und verrichteten ihre Andacht vor solchen angeblichen Götzenbildern, welche in den mittelalterlichen Romanen außer mit dem erwähnten Namen Tervagant, oder Termagant, auch mit andern phantastischen Bezeichnungen versehen werden. Kurz, bei den Christen waren unglaublich falsche Begriffe in Bezug auf die Religion des Islam verbreitet, was schon daraus hervorgeht, daß in dem Spiele von St. Nikolas eine mit der Mitra bedeckte Statue des Heiligen ein „gehörnter Mahomet" genannt wird, und daß die alten Tempel gemeinhin „Mahomerias" heißen.

Wie die Völker, die von Afrika aus in Europa eindrangen, dem Stamme und der Religion nach sehr verschieden waren, so wurden sie auch von sehr verschiedenen Motiven zu ihren Eroberungszügen getrieben. Bei einigen war es die Sucht nach Reichtümern und Abenteuerlust; andre dagegen stachelte der Glaubenseifer, da sie meinten, durch Bekämpfung der übrigen Religionen sich den Eintritt in das Paradies zu erringen. Ein Moslem, der mit den Waffen in der Hand gefallen war, brauchte nicht erst mit dem Leichentuch bedeckt zu werden; auch die Totenwaschung ward ihm erspart. Das Blut, das er

vergossen, hatte ihn von allen Sünden gereinigt; das Kleid, in dem er sterbend dahingesunken, galt als sein schönster Schmuck. Ein Ausspruch Mohammeds lautet: „Begrabt die Toten so, wie sie gefallen sind, mit ihren Kleidern, ihren Wunden und ihrem Blut! Waschet sie nicht! denn ihre Wunden werden am Tage des Gerichts wie Moschus duften."

Nach der Vorschrift des Islam mußte der Kriegsführer vor dem Beginn der Feindseligkeiten eine Aufforderung an das Volk, welches angegriffen werden sollte, richten, worin er dasselbe ermahnte, den moslimischen Glauben anzunehmen oder den Tribut zu zahlen. Wenn diesem Begehren von den fremden Nationen nicht entsprochen wurde, so erfolgte die Kriegserklärung. Die Tracht und Bewaffnung der ersten Eroberer werden folgendermaßen beschrieben: Sie trugen ein Schwert an der Seite, eine Keule, die auf das Pferd gestützt wurde, in der Hand eine Lanze, an der eine Fahne flatterte, einen über der Schulter hinhängenden Bogen und einen Turban auf dem Haupte. Mit der Zeit indes änderte sich diese Ausrüstung und die Mohammedaner suchten die Christen nachzuahmen. Sie warfen Lanze und Keule beiseite und nahmen den Schild, den Küraß und den langen Speer an. Besonders liebten sie die damals sehr berühmten Schwerter von Bordeaux, und ihre Krieger wählten statt des Turbans eine indische Mütze als Kopfbedeckung. Der französische Gebieter von Catalonien schenkte dem Kalifen von Cordova 20 slavonische

Eunuchen, zehn Küraſſe und 200 franzöſiſche Schwerter; der genannte Kalif aber machte ſeinem Hadſchib oder erſten Miniſter bei deſſen Amtsantritt ein Geſchenk von 100 franzöſiſchen Reitern, die mit Schwertern, Lanzen, Harniſchen, Schilden und indiſchen Mützen ausgerüſtet waren. Bei den meiſten Mohammedanern glichen die Waffen, die ſcharlachenen Kriegsröcke, die Sättel und Fahnen denen, welche im chriſtlichen Europa üblich waren. Wahrſcheinlich behielten die moslimiſchen Krieger jedoch ſtets in ihrer Ausrüſtung und Bewaffnung etwas von der Leichtigkeit bei, die ſie ſeit dem erſten Beginn kennzeichnete. Der Feldherr nahm für den Herrſcher den fünften Teil der Beute, welcher „das Loos Gottes“ genannt wurde; der letztere konnte über das Fünftel nach Belieben ſchalten; aber er wandte dasſelbe gewöhnlich zu Werken der Barmherzigkeit an. Der Reſt ward an das Heer ſo verteilt, daß der Reiter doppelt ſo viel erhielt, als der Fußgänger. Nachdem dies vorüber, ward eine Art von Markt gehalten, wo diejenigen, welche mit ihrem Anteil nicht zufrieden waren, denſelben verkauften oder vertauſchten. Dem Heere folgten Kaufleute und Spekulanten, und die veräußerten Gegenſtände verbreiteten ſich alsdann durch das ganze Reich.

Sobald ein Chriſt von den Moslimen gefangen wurde, band man ihm die Hände auf den Rücken feſt. Nach geſchehener Teilung wurde derjenige, welchem der Gefangene zugefallen war, deſſen Gebieter; es ſtand ihm frei, ihn in ſeinem Dienſt zu verwenden, ihn zu ſchlagen,

ja selbst ihn zu töten. Der Gefangene wurde von diesem Augenblick an Mamluk, d. h. ein „Besessener“ genannt, weil er sich im Besitze eines andern befand. Ein solcher Sklave wurde von seinem Eigentümer weiter vererbt, und seine Kinder traf dasselbe Loos. Besonders fromme Moslimen suchten ihre gefangenen Christen zum Islam zu bekehren und schenkten denselben, sobald sie ihren Wunsch erfüllten, die Freiheit. Wenn der Eigentümer unbarmherzig war, so fanden sich andre fromme Moslimen, die ein gottgefälliges Werk zu üben glaubten, indem sie den Gefangenen loskauften. Der Neubekehrte hatte, auch wenn er auf diese Art befreit war, gewisse Pflichten gegen den zu erfüllen, dem er die Erlösung aus der Sklaverei verdankte. Der Titel, den er jetzt führte, war ihm mit seinem früheren Gebieter gemeinsam. Er hieß Maula, d. h. „Schutzbefohlener“. Wenn ein Christ den Ermahnungen zum Uebertritt, den Drohungen und selbst der gegen ihn geübten Gewalt widerstand, so fesselte man ihm gewöhnlich die Füße, und er ward von seinem Besitzer zu Feldarbeiten oder sonstigen Diensten verwendet. Uebrigens wurden die christlichen Gefangenen, ob sie nun zum Islam übergetreten oder ihrem Glauben treu geblieben waren, wegen ihrer Tapferkeit sehr geschätzt. Es gab deren in den mohammedanischen Heeren, in der Leibwache der Emire und der Kalifen von Cordova, sowie in dem Gefolge der vornehmen Moslimen. Die Sklaven, welche der christlichen Religion treu geblieben waren, hatten noch immer einige

Aussicht, ihre Freiheit wieder zu gewinnen. Denn die mohammedanischen Fürsten und Vornehmen pflegten, sobald ihnen ein glückliches Ereignis begegnet war, ihre Dankbarkeit gegen Allah dadurch zu bezeigen, daß sie ihre christlichen Gefangenen entließen. Als der große Almansur im Jahre 997 erfuhr, daß die Moslimen bedeutende Siege in Afrika davongetragen hatten, gab er aus Dankbarkeit 1800 Gefangene von beiden Geschlechtern frei. In Frankreich und den andern Christenländern nahm man großen Anteil an dem Schicksal der Glaubensgenossen. Alljährlich wurden von dort Unterhändler nach Spanien und Afrika abgeschickt, welche mit Geldsummen versehen waren, um die Unglücklichen aus der Haft zu lösen. Später bildeten sich zu diesem Zweck in den verschiedenen Christenländern Gesellschaften, und manche fromme Männer widmeten sich opferwillig der Aufgabe, ihre gefangenen Brüder aus den Händen der Ungläubigen zu retten. In den Schriftstellern der Zeit wird der Abt Isarn von Marseille wegen der Hingebung gepriesen, mit welcher er sich im Jahre 1047 nach Spanien begab, um die Loslassung einiger Christen zu erwirken, die durch Piraten von den Küsten der Provence geraubt worden waren. Isarn unternahm die Fahrt, obgleich er durch eine lange Krankheit geschwächt war. Mit großer Mühe gelangte er an den Ort, wo die Gefangenen in Ketten schmachteten. Als er sie freigekauft hatte und wieder mit ihnen unter Segel gegangen war, wurden alle von Seeräubern überfallen und von neuem

hinweggeschleppt. Mit weiteren Mühsalen und Gefahren gelang es dem kühnen Isarn zuletzt, die in Sklaverei Geratenen nach Frankreich zurückzuführen; doch hier erlag er bald den überstandenen Mühsalen. Die gefangenen Christenweiber verwandte man bisweilen in den Haremen und Serails als Dienerinnen der moslimischen Frauen. Die durch ihre Schönheit, durch ihr Talent zum Tanz, zur Musik und zur Stickerei Hervorragenden wurden oft von arabischen Weibern gekauft, welche ihnen eine sorgfältige Erziehung erteilen ließen und sie zu hohen Preisen wieder verkauften. Den Kalifen und Großen ließ sich kein schöneres Geschenk darbieten, als Frauen dieser Art. Dieselben wurden zunächst Sklavinnen der Gebieter, denen sie zufielen. Aber wenn letztere sie zu ihren Gattinnen wählten, erlangten sie, nebst ihren Kindern, hierdurch die Freiheit.

Wie seltsamen Schicksalen die Christen und Christinnen bisweilen entgegengingen, die aus Frankreich in die Knechtschaft fortgeführt wurden, mag aus folgendem erhellen. Ein Krieger aus der Umgegend von Toulouse, Namens Raimund, war im Beginn des 10. Jahrhunderts zur Pilgerfahrt nach Jerusalem aufgebrochen. Unterwegs scheiterte sein Schiff an der afrikanischen Küste, und er fiel in die Gewalt der Sarazenen. Als Sklave wurde er von seinem Herrn zum Feldbau verwandt. Raimund, mit diesem Schicksal unzufrieden, gestand seinem Gebieter ein, daß er nicht zu so niederem Loose, sondern für das Waffenwerk erzogen worden sei. So wurde er

denn unter die Soldaten des Landes aufgenommen und that sich bald als Krieger hervor. Während er sich an den verschiedenen Streitigkeiten zwischen den afrikanischen Stämmen beteiligte, ward er im Verlauf wechselnder Abenteuer nach Spanien gebracht. Im Jahre 1009 kämpfte er in einer Schlacht mit, welche in der Umgebung von Cordova stattfand. Dort setzte ihn nach einem langen abenteuernden Kriegerleben Sancho Graf von Castilien in Freiheit. — Einige Zeit vorher war eine sehr junge, schöne Christin in Gefangenschaft geraten. Dieselbe zeichnete sich als Sängerin und Tänzerin aus und hatte, als sie nach Medina und andern orientalischen Städten geschleppt worden war, das Entzücken der dortigen Einwohner ausgemacht. Nach ihrer Loslassung und Rückkehr in die Heimat wurde sie vom Beherrscher Cordovas zu dessen Lieblingsgattin erhoben.

Indes in Frankreich sich Gesellschaften zur Freikaufung der christlichen Gefangenen bildeten, bestanden ähnliche zur Auslösung der sarazenischen bei den Mohammedanern. Als der Prophet von jemand gefragt wurde, was er thun müsse, um den Himmel zu verdienen, antwortete ihm dieser: „Befreit eure Brüder von den Ketten der Sklaverei!“ Die moslimischen Gefangenen, welche zum Verkauf bestimmt waren, wurden nach Arles, Marseille und Narbonne geführt, wohin sich dann Agenten ihrer Nation begaben. Bisweilen benutzten die Sarazenen, welche Einfälle auf französisches Gebiet machten, diese Gelegenheit, um die dort befindlichen Gefangenen zurück-

zufordern; zuweilen auch sandten die christlichen Befehlshaber, welche die moslimischen sich günstig zu stimmen wünschten, ihnen dieselben aus freien Stücken zurück. Diejenigen Mohammedaner, welche kein Lösegeld zu zahlen vermochten, traf, ebenso wie die Juden und Heiden, das Loos der Knechtschaft. Die Sklaven, welche im Frohn eines Gebieters standen, und die Leibeigenen, die auf gewissen Grundstücken dienstbar waren, machten im christlichen Europa einen großen Teil sowohl der städtischen, als der ländlichen Bevölkerung aus; sie konnten weder etwas besitzen, noch letztwillig vermachen, und gehörten zum Vermögen ihrer Eigentümer. Man durfte sie verkaufen, schlagen und der Tortur unterwerfen. Die meisten von ihnen mußten Ketten tragen, damit ihnen die Flucht unmöglich würde. Doch da dieselben oft Versuche zum Entweichen machten, und weil die dem einen Gebieter Entflohenen leicht bei einem andern, der sie besser behandelte, Aufnahme fanden, gebot die Klugheit einem jeden, doch schonend gegen sie zu verfahren. Und so gestaltete ihr Loos sich in Wahrheit minder schlimm, als man hätte glauben sollen. Die sarazenischen Sklaven konnten sich, ebensowenig wie die jüdischen und heidnischen, mit Christinnen verheiraten.

Während die Sklaverei im allgemeinen in Europa mit dem zwölften Jahrhundert aufhörte, dauerte sie gleichwohl für die nichtchristliche Bevölkerung, namentlich für die Sarazenen, noch fort. Aus spanischen Schriftstellern und Dichtern, namentlich den Dramatikern

erhellt, daß sich in den Häusern der vornehmen Spanier noch im 16. und 17. Jahrhundert Sklaven und Sklavinnen befanden; ich erinnere nur an das schöne Schauspiel des Lope de Vega: „Die Sklavin ihres Geliebten". Doch nach und nach wurde allen Bewohnern des Landes, auch denen, die noch in Unfreiheit lebten, ihr Loos erleichtert. Fromme Christen entließen die ihnen Unterwürfigen und diese letzteren verschmolzen allmählich mit den übrigen Einwohnern des Landes.

Bei der Eroberung durch die Sarazenen war die Zahl der Kirchen festgestellt worden, welche in den Händen der Christen bleiben sollten, und sie durften keine neuen bauen. Es war ihnen verboten, öffentliche Prozessionen zu halten, und während des Gottesdienstes mußten ihre Kirchen geschlossen bleiben. Wenn ein Christ zum Islam übertreten wollte, so durften ihm seine Glaubensgenossen keine Hindernisse in den Weg legen.

Schwer ist es, sich einen Begriff von der Art und Weise zu machen, in welcher die Sarazenen mit den Christen mündlich verkehrten. Die Araber haben sich nie beflissen, fremde Sprachen zu erlernen. Auf der andern Seite ist nicht anzunehmen, daß viele Christen in jener barbarischen Zeit sich der schwierigsten Sprache — denn dafür gilt die arabische mit Recht — bemeistert hätten. Erst in der Zeit der Kreuzzüge ward es hiermit anders. Manche der Kreuzanbeter erkannten die Notwendigkeit, zum Zweck der Verständigung mit den Arabern wenigstens einigermaßen deren Idiom zu erlernen.

In Toledo wurde im Jahre 1142 durch den Abt von Cluny, Peter den Ehrwürdigen, die erste Uebersetzung des Koran in das Lateinische gefertigt. Derselbe verfaßte auch eine Widerlegung der Irrtümer des Koran, und viele andre Schriftsteller folgten ihm in diesem Bestreben.

Daß eine gewisse Kenntnis des Vulgär-Arabischen, welches bekanntlich von der Schriftsprache sehr abweicht, wie unter den spanischen, so auch unter den französischen Christen nicht selten war, kann kaum bezweifelt werden. Dies war die natürliche Folge der Umstände. Die ersten Eroberer sandten stets eine Anzahl von Einwohnern der unterworfenen Länder als Geiseln in die Hauptstadt des arabischen Reiches. Ein Teil von diesen kehrte nachher in ihre Heimat zurück und verbreitete dort einige Kenntniß des semitischen Idioms. Das Nämliche thaten die christlichen Sklaven, sobald sie ihre Freiheit erlangten. Ebenso aber gab es auch gefangene Araber in den meisten Teilen Frankreichs, durch die ihre Sprache einige Verbreitung finden mußte. —

Unter den kleinen Fürsten, in deren Gewalt Andalusien nach dem Untergange der Omajjadenherrschaft fiel, zeichnete sich besonders Modschahid, Fürst von Denia, durch die Kühnheit seiner Angriffe gegen die Christen aus. Derselbe, welcher sich auch der Balearischen Inseln bemächtigt hatte, machte besonders verheerende Einfälle in Korsika und Sardinien und verwüstete auch die Küsten von Pisa und Genua. Die Ufer von Languedoc und

Provence wurden jahrhundertelang noch von wilden Kriegszügen der Sarazenen heimgesucht. Die Stadt Maguelone, unfern des heutigen Montpellier, war zwar längst in Trümmer gesunken, allein ihr Hafen wurde so oft von den Ungläubigen befehdet, daß er den Namen Port Sarazin empfing. Auch die Stadt Hyéres, sowie die weniger bekannte Le Martigues, sollen noch Reste alter sarazenischer Gebäude enthalten. Im 11. Jahrhundert jedoch wurden die Einfälle der Ungläubigen in Frankreich immer seltener. In dieser Zeit fand ihre Vertreibung aus Unteritalien durch die Normannen statt*). Ferner bemächtigten sich die kleinen christlichen Herrscher Nordspaniens nach und nach der Städte Toledo, Cordova, Sevilla und andrer. Daß die mohammedanischen Bewohner Andalusiens, nachdem ihre ersten glänzenden Siegeszüge durch einen beträchtlichen Teil Europas vorüber waren, erkannten, wie es weiser sei, sich auf ein kleineres Territorium im Abendlande zu beschränken, geht aus folgendem Faktum hervor. In der Stadt Narbonne ward eine Statue errichtet, welche die Hand erhoben hielt, und an deren Fuße sich die Inschrift befand: „O Söhne des Islam, wagt euch nicht weiter vor; kehrt vielmehr um, sonst werdet ihr ausgerottet werden!"

Im südlichen Teil der spanischen Halbinsel dauerte bekanntlich die Herrschaft der Araber noch mehrere Jahrhunderte fort, bis derselben durch Ferdinand und Isa-

*) S. mein Werk „Die Normannen in Sizilien."

bella ein Ende gemacht und die Söhne Ismaels, wofern sie sich nicht der Taufe bequemen wollten, gezwungen wurden, die Heimat zu verlassen. In Adalusien sind noch glänzende Denkmale der arabischen Herrschaft zurückgeblieben. Allein die Erinnerung, daß die Moslimen einst auch einen beträchtlichen Teil von Frankreich, Savoyen und der Schweiz inne gehabt, ist nahezu erloschen, und kaum irgend ein Rest von Bauwerken zeugt von ihrer Anwesenheit in diesen Gegenden. Nur einzelne arabische Ausdrücke, welche sich im Französischen wie Italienischen erhalten haben, sowie manche Ortsnamen geben Kunde von dem früheren Aufenthalt des orientalischen Volkes daselbst. Aber wenn dessen Name in der Geschichte auch nahezu vergessen ist, so dauert er desto glänzender in der Dichtkunst fort. Sie hat die rohen Horden — denn das waren die Sarazenen, welche jene Gegenden verwüsteten — mit einem blendenden Lichtglanz verklärt; und während die Erinnerung an jene wilden Wüstensöhne, die wirklich gelebt, bis auf wenige Namen erloschen ist, wird der Ruhm der Sacrapant, der Medor und Agramant, welche nie dagewesen, in den Gesängen des Bojardo, Pulci und Ariost bis an das Ende der Zeiten fortwähren.

PT
2461
S7M6

Schack, Adolf Friedrich
Mosaik

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 09 12 05 005 1